Russische Fragmente.

Zweiter Band.

Russische Fragmente.

Beiträge

zur Kenntniß des Staats- und Volkslebens

in seiner historischen Entwickelung.

Eingeleitet und herausgegeben

von

Friedrich Bodenstedt.

Zweiter Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1862.

Inhalt des zweiten Bandes.

Das

Individuelle und das Allgemeine

(Sociale).

Das Individuelle und das Allgemeine.[1])

(In Bezug auf einen in einer Zeitschrift abgedruckten Aufsatz des Herrn D.)

Die Vertheidiger des „Individuellen“ und der „Individualität“ halten die Ansicht, daß die Menschen als „Glieder der Gesellschaft, der Menschheit oder selbst des Universums“ betrachtet werden sollen, für veraltet, ja, einige sogar für unchristlich. Nach ihrer Meinung wird durch derartige Grundsätze, wie: „für das Wohl der Gesellschaft muß man seine persönlichen Interessen zum Opfer bringen“, oder: „In der Gesellschaft muß einer für alle und müssen alle für einen einstehen“ — ein moralischer Communismus gepredigt, werden vernunftwidrige Verhältnisse aufgestellt. Wir sind einer vollkommen entgegengesetzten Ansicht. Nach unserer Meinung soll sich nämlich der gebildete und noch dazu christlich gebildete Mensch für nichts anderes ansehen als für „ein Glied der Gesellschaft, der Menschheit und selbst des Universums“; wir sind der Meinung, daß die Grundsätze, welche von unsern Gegnern verdammt werden, durchaus keinen moralischen Communismus aufstellen, — dieses Wort in dem Sinne von irgendetwas Vernunftwidrigem genommen — sondern daß sie im Gegentheil wahrhaftige, menschliche Verpflichtungen sind.

In dem eigenen Vorgefühle, daß ihre Ansicht auf Einwürfe stoße, beeilen sich unsere Gegner, den Leser durch die

---

1) Man sehe die Schlußbemerkung zu diesem Aufsatz.

Behauptung für sich zu gewinnen, daß sie, indem sie die Achtung gegen die menschliche Individualität vertheidigen, unendlich weit von dem entgegengesetzten Extrem entfernt sind, die Aufopferung aller für eine Persönlichkeit zu fordern, daß ihre Ansicht durchaus kein Egoismus, sondern nur Individualismus sei. Allein alle Gründe, welche von ihnen in diesem Sinne angeführt werden, beweisen nach unserer Meinung vollkommen das Entgegengesetzte von dem, was sie sagen wollen, und bestätigen im Gegentheil, daß ihre Theorie namentlich Egoismus ist, wofür sie nur den Namen gewechselt haben.

Wir beginnen mit der Behauptung, daß der reine Egoismus in jenem extremen Sinne, in welchem ihn der Autor des von uns zu analysirenden Aufsatzes versteht, eine vollkommene Absurdität ist. Ein einzelnes Individuum kann allerdings in der Glut seiner erhitzten Phantasie zuweilen den Wunsch hegen, daß „sich alle für seine Persönlichkeit zum Opfer bringen möchten", allein von der Faselei einer krankhaft entwickelten Einbildungskraft bis zu ihrer praktischen Realisirung, ja mehr noch — bis zu ihrer allgemeinen Realisirung, bis zu ihrer Erhebung zu einem Princip allgemein menschlicher Beziehungen — ist es unendlich weit. Ein beliebiges einzelnes Individuum, N. N., mag vielleicht einige Einfältige finden, welche einwilligen, sich für seine Persönlichkeit zu opfern, allein die Mehrzahl der Menschen wird sich, und noch dazu zu der Mehrzahl seiner persönlichen Interessen, ganz anders verhalten. Der Grund ist einfach. Wenn N. N. seine persönlichen Interessen hat, so ist dies auch mit allen übrigen der Fall; und wenn N. N. will, daß sich die übrigen für seine persönlichen Interessen opfern, so finden im Gegentheil alle übrigen ihr persönliches Interesse darin, sich für niemand zu opfern. Demnach realisiren wir einen endlosen Egoismus, selbst in einer einzelnen Person genommen, in keinem Falle. Wie aber kann der Gedanke entstehen, denselben

zu einem allgemeinen Princip zu erheben? Es wäre dies der Inbegriff aller Absurdität und allen Widerspruchs. Wie kann man einem jeden einzelnen Individuum sagen: „Deiner Persönlichkeit muß alles Allgemeine zum Opfer gebracht werden?" Dies würde so viel bedeuten, als wenn man zugleich sagen würde, daß es weder persönliche noch allgemeine Interessen gebe, so viel, als wenn man sowol das persönliche Streben als das sociale Princip völlig umstoßen und folglich sich selbst, seine eigene Thesis in ihrem tiefsten Wesen widerlegen würde. In der That aber werden die persönlichen Interessen nur durch die gegenseitigen Dienste, die einer dem andern leistet, gewonnen. Da aber niemand andern umsonst Dienste erweisen will, so wird folglich ein jeder, wenn er von dem andern nur Opfer fordert, eben dadurch auf die Erreichung seiner eigenen Interessen verzichten müssen. Aber zugleich damit wird sich auch ein jeder eben dadurch von der Gesellschaft ausschließen, denn die Gesellschaft wird durch diese gegenseitigen Dienste gehalten.

Wenn demnach der Autor fürchtet, daß man ihm den Wunsch zuschreiben könne, den Egoismus in dem unendlichen, soeben erklärten Sinne zu vertheidigen, so mag er sich beruhigen. Dies fällt wol niemand ein: denn die Vertheidigung einer solchen Art von Egoismus wäre wol die bemitleidenswertheste Absurdität, es würde dies so viel bedeuten, als eine allen in die Augen fallende Unmöglichkeit zu vertheidigen. Ja, es wäre sonderbar, von jemand nur anzunehmen, daß er sich hierzu entschließen würde.

Allein worin besteht denn die Ansicht der Vertheidiger der Individualität? „Das Individuum", sagen sie, „darf seine persönlichen Interessen nicht dem allgemeinen Wohle zum Opfer bringen." Was soll damit gesagt sein? Doch wol mit andern Worten nur dies: Wenn das allgemeine Wohl, oder besser — das Wohl aller und eines jeden, außer mir — erfordert, daß

ich auf irgendeinen meiner Vortheile verzichte, so muß ich den Schaden der Gesellschaft zulassen, mein eigenes Interesse dagegen wahren.

Eine Schildwache steht auf einem Posten, von dessen Vertheidigung die Sicherheit von zehntausend ihrer Kameraden abhängt. Darf sie wol den Ihrigen bei dem Herannahen des Feindes ein Zeichen geben, wenn ihr dies das Leben kosten kann? Nach der Theorie der Herren Vertheidiger der Individualität braucht sie es nicht; wenigstens wird dies dem freien Willen des Soldaten anheimgestellt. Denn sonst müßte er sich ja für „ein Glied der Gesellschaft" ansehen, es wäre dies eine Art von „obligatorischer Brüderschaft" — „ein moralischer Communismus", wie sich Herr D. und Comp. ausdrückt.

Man hat einen Räuber vor Gericht gebracht. Gegen Bezahlung einer Sportel findet sich leicht eine Gelegenheit, ihn freizusprechen. Ist dem Richter erlaubt, dies zu thun? Und warum nicht, fragen wir, wenn man streng der Theorie unserer Gegner folgt? Sein eigenes Interesse darf man nicht dem Wohle der Gesellschaft zum Opfer bringen!

Man verlangt von mir Steuern. Sie sind ebenfalls eine Nothwendigkeit für das Wohl der Gesellschaft. Allein sie berühren auch mein Interesse. Warum soll ich dasselbe zum Opfer bringen? Die Ansicht, „daß in der Gesellschaft einer für alle und alle für einen einstehen sollen" — ist veraltet, wendet man uns ein. Und gerade die Steuern sind ein factischer Ausdruck und eine Realisirung dieses „E i n s t e h e n s aller für einen und eines für alle".

Kurz, man könnte eine zahllose Menge von Beispielen anführen, in welchen die persönlichen Interessen mit den allgemeinen in einen ähnlichen Conflict gerathen, und überall wäre folglich nach der Theorie des Herrn D. jegliches Individuum berechtigt, ganz so zu verfahren, wie wir dies

oben beispielsweise gezeigt haben. Wie heißt nun diese Theorie? Der Autor nennt sie Individualismus. Mag sein. Allein der Name ändert nichts an der Natur der Sache. Es ist klar, daß derjenige, welcher die Nichtverpflichtung, seine persönlichen Interessen dem allgemeinen Wohle zum Opfer zu bringen, vertheidigt, eben dadurch auch die Nothwendigkeit vertheidigt, das allgemeine Wohl den persönlichen Interessen zum Opfer zu bringen. Oder kürzer gesagt, derjenige, welcher die Nichtverpflichtung persönlicher Opfer für die Gesellschaft vertheidigt, vertheidigt, nur mit andern Worten, gerade jenen grenzenlosen Egoismus, den er sich niemals entschließen würde in seiner vollen Nacktheit aufzustellen oder in seiner wahren Gestalt zu vertheidigen, von dem er wie vor der schreiendsten Absurdität oder der offenbarsten Unmöglichkeit zurücktreten würde.

Allein wie geht dies eigentlich zu? Sehr einfach. Nicht immer wird dasjenige deutlich erkannt, was ausgesprochen wird. Der Individualist, welcher das Princip der Individualität vertheidigt, glaubt und wünscht durchaus nicht den Egoismus zu vertheidigen, am allerwenigsten in seiner unendlichen, so sehr empörenden und ebenso unmöglich zu realisirenden Bedeutung. Aber in der That ist dies dennoch der Fall. Und es ist namentlich deshalb der Fall, weil das Princip der Individualität schon an und für sich mit der Idee der Gesellschaft nicht vereinbar ist. Die Gesellschaft ist nämlich eine Beschränkung der Individualität. Wir vereinigen uns in der Absicht zu einer Gesellschaft, daß ein jeder von uns auf einen Theil seiner persönlichen Freiheit verzichte — wir begeben uns, und zwar ein jeder, seiner Exclusivität. Sobald wir demnach die Individualität nicht nur als ein Princip hinstellen, sondern ihr auch einfach eine selbständige, unendlich unabhängige Bedeutung beilegen, untergraben wir eben dadurch unvermeidlich die Grundlage der Gesellschaft, wir

berauben sie der Freiheit, und zwar zu unserm eigenen Nachtheile.

„Das Allgemeine hebt nicht die Theile auf“, spricht Herr D. vollkommen richtig. Allein gerade dies zeigt auch, daß der Theil namentlich als Theil, nicht aber als eine selbständige Absonderung betrachtet werden muß. Wenn wir dem Theile eine selbständige, abgesonderte Bedeutung geben, so vernichten wir gerade dadurch das Ganze. Das Ganze ist gerade deshalb ein Ganzes, weil es andere Ganze zu seinen Theilen hat.

„Die Individualität dient allem zur Grundlage“, bemerkt wiederum Herr D. „Die Individualität vernichten wollen, heißt die Welt vernichten wollen.“ Das zweite ist richtig; allein das erste steht mit demselben durchaus nicht in einem nothwendigen Zusammenhang. Die Glieder des Körpers vernichten wollen, heißt den Körper selbst vernichten wollen. Allein folgt hieraus, daß die Glieder dem ganzen Körper zur Grundlage dienen?

Kurz, soviel wir uns auch in Betrachtungen ergehen mögen, die Negation der untergeordneten Bedeutung der Individualität an und für sich ist schon eine Negation jeder Bedeutung des Allgemeinen; folglich ist die Idee von der Nichtverpflichtung zu persönlichen Opfern, von dem Mangel an Zusammengehörigkeit (Solidarität) der Individuen in Beziehung auf die Gesellschaft, von der Unnatürlichkeit einer durch Gegenseitigkeit bedingten Sorge aller und eines jeden, der eigentliche Egoismus in seiner selbstzerstörenden Bedeutung. Individualismus ist nämlich Egoismus, nur mit dem Unterschiede, daß dieser Egoismus ein versteckter ist, der seinem ursprünglichen Widerspruche noch den neuen Widerspruch der innern Inconsequenz beifügt — indem er trotz seines Grundprincips gerade dasjenige zu erhalten wünscht, dessen

Vernichtung er eigentlich anstrebt, dessen Vernichtung gerade sein eigenes Wesen ausmacht.

Die zahlreichen Vertheidiger der Theorie, als deren Repräsentant Herr D. erscheint, sagen uns: „Aber wir verwerfen ja nicht die gegenseitigen Dienstleistungen, durch welche die Gesellschaft besteht. Wir erkennen im Gegentheil deren Nothwendigkeit an, und glauben sogar, daß dieselben zur eigenen Erhaltung und Entwickelung der persönlichen Interessen nothwendig sind. Wir verneinen nur die Nothwendigkeit der Aufopferung. Das Wohl der Gesellschaft kann dieser Aufopferung entbehren."

Wir entgegnen hierauf von unserer Seite: „Dies ist eitler Wahn. Die einfache Dienstleistung unterscheidet sich von der Aufopferung dadurch, daß bei der ersten ein gegenseitig vortheilhafter Eintausch und zwar ein vortheilhafter Eintausch von gleichem Werthe vorausgesetzt wird. Sobald dies nicht mehr der Fall ist, hört die Dienstleistung auf, eine einfache Dienstleistung zu sein, und wird zur Aufopferung. Ist aber bei der Erfüllung gesellschaftlicher Pflichten dasjenige, was das einzelne Individuum von der Gesellschaft erhält, immer demjenigen an Werth gleich, was es denselben abtreten muß? Um nicht lange nach Beispielen zu suchen, wenden wir uns zu einem von jenen, die wir bereits angeführt haben. Der Soldat tritt der Gesellschaft das Leben ab und erhält als Ersatz ...., allein hier kann nicht einmal die Rede von einem Ersatze und einem Empfange selbst, noch viel weniger von deren Vortheil und deren Werthgleichheit sein. Hier ist selbst die Idee eines Ersatzes nicht anwendbar. Das Leben ist durchaus nicht das, was z. B. die Arbeit, oder das durch die Arbeit erworbene Kapital, oder im allgemeinen ein beliebiges Eigenthum ist, kurz, kein solches Eigenthum, bei dessen Verlust ich nichtsdestoweniger bleibe, nicht verschwinde. Wer das

Leben dargibt, gibt sich selbst dar. Das Object des Eintausches und das eintauschende Individuum fließen hier vollkommen zusammen, und die eine der eintauschenden Parteien verschwindet selbst. Auf diese Weise ist die Darbringung des Lebens immer eine Aufopferung. Hier die Möglichkeit eines Ersatzes sehen zu wollen, würde so viel heißen, als zwei Seiten annehmen zu wollen, wo im ganzen nur eine existirt, so viel, als die Vernichtung für eine Erwerbung halten zu wollen." Vielleicht wendet man uns auch dagegen ein: — „Bei der normalen Organisation der Gesellschaft ist der Dienst des Soldaten ein Vertrag wie jeder andere. Auch das Leben hat, wie alles, einen Preis, der eine schätzt es höher, der andere niedriger, je nach Umständen. In der Perspective zweier Todesarten findet N. N. den satten Tod auf dem Schlachtfelde für sich für vortheilhafter als den Hungertod aus Mangel an Arbeit; weiter ist es nichts — dies ist der ganze Begriff von dem Dienste des Soldaten. Hier findet derselbe Austausch der Dienste und der Werthverhältnisse statt wie überall; denselben hier verneinen wollen, würde so viel heißen, als ihn bei jeder Arbeit verneinen zu wollen, bei welcher das Leben des Arbeiters einer Gefahr ausgesetzt ist."

Auch hierauf entgegnen wir von unserer Seite: „Wir begreifen die Möglichkeit eines Vertrags, wenn man sein nicht allzu sehr gesichertes Leben, oder selbst auch ohnehin gefährdetes Leben aufs Spiel setzen muß; aber wir streiten demselben vollkommen jeden Sinn ab, wenn das Verlangen gestellt wird, bei der vollen Möglichkeit, ohne jeden Verlust sich das Leben zu erhalten, dennoch einem gewissen Tode entgegenzugehen. Der Soldat kann gerade so wie der Bergmann gegen eine gute Belohnung sein Leben einer Gefahr aussetzen; allein wir begreifen nicht, warum die Schildwache den unvermeidlichen Tod vorziehen sollte, wenn dieselbe durch Verrath sich sehr gut das Leben erhalten kann?" ... — „Frei=

willige Verpflichtung ..." — „Allein von dem Standpunkte des persönlichen Vortheils aus hat die freie Verpflichtung nur dann eine Macht über mich, wenn ich mich einem größern Verluste durch die Verletzung als durch die Erfüllung derselben aussetze. Was aber kann größer sein als der Verlust des Lebens, welchen die Schildwache von der Erfüllung des Vertrags zu erwarten hat? Wenn, abgesehen von alledem, die freie Verpflichtung über ihn keine Macht hat, wenn nicht etwas Höheres als das persönliche Interesse existirt, was zwingt ihn seinem Worte treu zu bleiben? Wir kommen wieder zu dem nämlichen Schlusse: daß das Princip des persönlichen Interesses für die Erfüllung der gesellschaftlichen Verpflichtungen nicht ausreicht, und daß ohne persönliche Aufopferung das allgemeine Wohl nicht gewahrt werden kann."

Doch wollen wir hier nicht alle Sophismen bekämpfen, welche leider von dem jetzt nur allzu herrschenden Individualismus angewendet werden, um seine Unhaltbarkeit zu verdecken. Man müßte zu diesem Zwecke ein ganzes Buch schreiben. Sie laufen alle auf eins und dasselbe hinaus; sie alle zeigen bei einer aufmerksamen Betrachtung auf den bodenlosen Widerspruch hin, auf welchem ihre Theorie steht, indem sie ihr egoistisches Princip vertheidigen, zugleich aber die Idee der Allgemeinheit zu bewahren suchen. Wir gehen nun zu dem Aufsatze über, welcher zu den vorliegenden Bemerkungen Veranlassung gegeben.

Es ist natürlich, daß der Verfasser bei seinem Princip die Bedeutung der Allgemeinheit und überhaupt die vernünftig-moralischen, gegenseitig-menschlichen Beziehungen unberührt lassen möchte. Sehen wir nun, welche Beweisgründe er hierzu in Anwendung bringt.

„Der civilisirte Mensch" — sagt der Verfasser — „unterscheidet sich auch dadurch von dem wilden, daß er außer seinen persönlichen Interessen auch für allgemeine, nationale und

allgemein-menschliche Interessen empfänglich ist." Dies ist vollkommene Wahrheit! Damit dieselbe aber zu einem Beweisgrunde für den Individualismus diene, muß vorerst dargethan werden, daß die Fortschritte der Civilisation mit der Entwickelung der Individualität als solcher identisch sind; und darin liegt auch die ganze Frage. Herr D. nimmt mit vielen andern an, daß den Fortschritten der europäischen Civilisation die mit denselben gleichzeitig stattgehabte Bewegung in der Entwickelung der Individualität zur Grundlage gedient habe. Wir dagegen nehmen geradezu das Gegentheil an; wir behaupten, daß die Civilisation sich außerhalb der Entwickelung der Individualität und häufig im Gegensatze zu derselben entwickelt habe; daß das persönliche Princip die Fortschritte der Civilisation gehemmt habe, aber nicht derselben förderlich gewesen sei. Der Katholicismus ist die höchste Weihe der persönlichen Autorität in der Sphäre der Religion; ihm entspricht im Leben vollkommen die Form der feudalen Verhältnisse. Dasjenige, was die Grundidee des gegenwärtigen Individualismus ausmacht — die Idee der individuellen Selbstachtung — entstand, entwickelte sich und erhielt namentlich in jener Zeit ihre Bedeutung. Jene Zeit war aber die Zeit der Knechtschaft, der Barbarei und der höchsten Roheit. Der Protestantismus milderte das persönliche Princip, nachdem er die persönliche Autorität gegen die persönliche Freiheit vertauscht, in Beziehung auf die abstracte Autorität; ihm entspricht die gegenwärtige, moderne, sociale Organisation, gegründet auf das sogenannte sociale Gleichgewicht — auf das abstracte Gleichgewicht gegenseitig sich widersprechender oder sogar feindlicher Elemente. Und diese Milderung des persönlichen Princips, namentlich die Entfernung der directen, persönlichen Autorität und deren Ersatz durch die abstracte Autorität, trug ihre Früchte auch in den Fortschritten der Civilisation (Aufklärung).

Doch möchte hier die Frage am rechten Orte sein, ob denn auch bei alledem die Knechtschaft in Europa verschwunden sei? Nein; sie hat ihre Form nur gegen eine andere vertauscht. So viel ihr auch klügeln möget, die gewaltsame Herrschaft, welche heutzutage das Kapital über die Arbeit ausübt, dies Recht, gilt für die alte patriarchalische Gewaltherrschaft des Herrn über den Knecht. Der Unterschied besteht blos darin, daß das Recht der Gewaltherrschaft in andere Hände, aus denen der Aristokraten in die der Reichen übergegangen ist; und dadurch, daß es dieselben Resultate auf einem größern Umweg und durch einen complicirtern Proceß erreichte, seine frühere Unmittelbarkeit verloren hat.

Schließlich wollen wir auch noch von einer andern, erst neu entstandenen Macht sprechen, welche im Begriffe steht, die nackte Macht des Reichen herabzudrücken und, wenn möglich, sich ganz an deren Stelle zu setzen, obgleich letztere viel subtiler als die frühere Macht des Herrn, aber bei alledem doch sehr bemerkbar ist, und sich durch ihren Druck jetzt bereits fühlbar macht, und welche die heutigen Publicisten als den Inbegriff aller Freiheit, als die Blüte der Aufklärung, als den schließlichen Ausdruck der normalen Civilisation lobpreisen. Wir sprechen von der Macht der öffentlichen Meinung. Obgleich wir die ganze Berechtigung der öffentlichen Meinung in vollem Maße anerkennen, sobald dieselbe in der That auf den unverletzten, öffentlichen Geist gegründet ist, und fügen wir bei, sobald sich der öffentliche Geist selbst den höhern Anforderungen unterordnet, so sind wir nichtsdestoweniger der Meinung, daß bei dem jetzigen herrschenden Princip die einzige Form, in welcher sich die Macht der öffentlichen Meinung verwirklichen kann, ganz dieselbe Gewaltherrschaft über die Freiheit ist und sein wird, wie jede andere. Es wird dies nicht die Herrschaft des Herrn über den Knecht, nicht die des Pflanzers über den Neger, nicht die des Reichen

über den Armen, sondern die Herrschaft mit größerer Gewandtheit und größerm Scharfsinn begabter Individuen über treuherzigere und ehrlichere, bescheidenere, wenngleich vielleicht auch manchmal weniger begabte Individuen sein. Und diese Herrschaft ist, wenn man will, noch schlimmer als jede andere. Sie ist eine Herrschaft der Verführung und der List, sie ist eine Herrschaft, welche nicht nur die physische Seite des Menschen, nicht nur den äußern Ausdruck seiner Ueberzeugung zerstört, sondern den heiligsten Zufluchtsort der menschlichen Freiheit angreift. Sie ist desto gefährlicher, je subtiler sie ist: sie tödtet die Freiheit in ihrer Wurzel, und zwar unter der Form der Achtung, welche sie gerade gegen dieselbe Freiheit zu hegen scheint.[1]) Wir sprechen selbstverständlich in der Voraussetzung, daß bei alledem immer dasselbe Princip der Individualität festgehalten wird.

Das von uns soeben Gesagte dient zugleich auch als Antwort auf die Meinung Herrn D.'s, die er fast mit allen gemein hat, daß „die ganze Geschichte der Civilisation eine Geschichte der Emancipation der Individualität sei". Der Autor hat selbstverständlich die europäische Civilisation im Auge. Nein, erwidern wir, die Geschichte der europäischen Civilisation ist die Geschichte der Veränderungen, welche in den verschiedenen Formen der Knechtschaft stattgefunden haben. Es ist dies unvermeidlich, und zwar deshalb, weil der europäischen Geschichte das so sehr gepriesene Princip der Individualität zu Grunde liegt. Bei dem individuellen Princip, bei dem Streben, der Individualität als solcher, in der strengen Bedeutung dieses Worts, eine Ausdehnung zu geben, ist eine Unterjochung unvermeidlich. Die Ursache ist dieselbe, durch welche der Autor sehr richtig den eiteln Wahn des Commu-

1) Dieser Artikel wurde geschrieben, ehe das Buch John Mill's: „On liberty", in Rußland bekannt wurde.

nismus verwirft. Unter den Menschen gibt es keine Gleichheit, oder mit andern Worten und strenger ausgedrückt — keine physische und moralische Gleichartigkeit (Identität), und kann keine solche geben. Wenn man also dem Individuum als solchem eine Ausdehnung gibt, so gibt man nämlich gerade jenen Vorzügen eine Ausdehnung, welche natürlicherweise der eine vor dem andern hat, und damit unterdrückt man zugleich, indem man dem einen eine Ausdehnung gibt, unvermeidlich den andern. Die Civilisation ist thatsächlich ein Streben nach Emancipation. Der Druck wird gefühlt; er drückt durch seine Schwere, man wirft ihn ab, — allein man wirft das Factum selbst ab, ohne dessen Princip zu vernichten, und doch wirft man es im Namen eben dieses Princips ab. Das Princip bleibt; es lebt fort und sucht nach neuen, und immer wieder neuen, mehr und mehr subtilern Formen der Unterjochung. Die neue Form ist natürlich im Anfange nicht bemerkbar; allein auch sie kommt zum Bewußtsein; auch für sie kommt die Zeit, und man wirft sie ab, und so geht es fort und fort, bis man endlich bemerkt, daß die Ursache nicht in dem Factum, sondern in dem Princip selbst liegt. Kehren wir nun, um uns besser zu verständigen, zu dem bereits Gesagten zurück. In der Form, in welcher in dem gegenwärtigen Moment die Macht der öffentlichen Meinung erscheint, ist, wie wir bemerkt, das Princip des Druckes verborgen, und zwar eines viel fürchterlichern Druckes, als dies bei allen frühern Formen der Fall war. Und was nun? Sprechet von der Immoralität, welche in dieser Quasi-Oeffentlichkeit existirt. Nach einigen Augenblicken erhaltener Aufklärung werdet ihr euch überzeugen, daß ihr mit dem Punkte der gegenwärtigen Begriffsverwirrung Europas zusammengetroffen seid. Man wird euch nicht hören. Die Gewalt, welche in der geistigen, gegenseitigen Verführung und List liegt, wird man gar nicht verstehen. „Was ist da für

eine Gewalt vorhanden?" wird man euch entgegnen: — „Ihr könnet vollkommen frei euere Meinung bekennen, und ich nehme sie vollkommen frei an. Es liegt in meinem Willen sie anzunehmen und nicht anzunehmen." Und hierbei vergißt man, daß die Vertheidiger der Sklaverei in der engsten Bedeutung dieses Worts vollkommen in derselben Weise argumentirten. „Der Sklave", sagten sie, „ist vollkommen frei, er dient mir als Sklave aus eigener Ueberzeugung, aus christlicher Demuth. Er ist mir von ganzer Seele zugethan und in seinem Dienste findet er einen Genuß. Wo ist denn hier ein Druck? eine Immoralität?" Allein man vergißt hierbei ebenfalls, daß, wenn es vollkommen in meiner Gewalt liegt, eine fremde Meinung anzunehmen oder nicht anzunehmen, es streng genommen, und dies ist ja ganz gleich, auch vollkommen in der Gewalt des Negers liegt, bei dem Pflanzer in der Sklaverei zu verbleiben oder nicht, denn die physische Gewalt ist ja bei alledem auf seiten der Sklaven, — das numerische Uebergewicht ist bei alledem auf ihrer Seite. Es ist also ein Unterschied in dem Grade des Druckes im eigentlichen Sinne nicht vorhanden, und der Unterschied besteht nur in der Form. Allein die Sache liegt darin, daß die Idee der freien quasiöffentlichen Meinung jetzt in vollem Gange, in voller Blüte ist; sie beginnt erst ihrer wirklichen Kraft entgegenzugehen; man sieht in ihr vorerst nur noch die emancipirende Seite; und in dem gegenwärtigen Moment ist sie in der That noch so beschaffen. Mit einem Worte, der Ausdruck der öffentlichen Meinung paßt jetzt immer noch zur Freiheit (geht jetzt immer noch der Freiheit entgegen), ist aber noch nicht zur vollen Macht gelangt. Und die Sache besteht ebenfalls darin, daß die gegenwärtige Zeit, das Factum des Druckes infolge der Verwirklichung des persönlichen Princips in einer Form fühlend, das Factum verwerfen will, sich aber unterdessen noch nicht von dem Princip selbst zu trennen wünscht und

die Form einer persönlichen Abhängigkeit gegen eine andere gerade so persönliche Abhängigkeit vertauscht. Und dieses, wiederholen wir, muß nothwendigerweise so lange fortdauern, solange es schließlich nicht in das allgemeine Bewußtsein eingedrungen ist, daß das Uebel hier nicht in der Form, sondern in dem Wesen selbst liegt; daß das Uebel in der Unrichtigkeit des eigentlichen Begriffs von der Freiheit liegt; daß die wahre Freiheit durchaus nicht die persönliche Freiheit ist, daß die Freiheit die ungehinderte Möglichkeit der Uebereinstimmung der Individualität mit jenen vernünftig-moralischen Grundsätzen ist, welche in dieselbe gelegt sind, mit jenem göttlichen Samen, welcher uns allen auf gleiche Weise zum Zwecke des Emporwachsens verliehen ist; und daß schließlich in diesem Sinne die wahre persönliche Freiheit namentlich in der persönlichen Unterjochung, in der vollkommenen Selbstentsagung der Individualität, in deren vollkommener Selbstverleugnung und Selbstunterordnung unter das göttliche Gesetz besteht.

„Achte vor allem dich selbst, wenn du willst, daß du von andern geachtet werdest“, spricht Herr D., seinem Princip der Individualität getreu bleibend. Aus dem Vorhergehenden kann der Leser entnehmen, daß wir im allgemeinen gegen jede blos persönliche Achtung sind, mag sich dieselbe auf sich selbst, oder auf andere beziehen, und daß sie nach unserer Meinung in jedem Falle nicht als Zeichen einer vollkommenen Entwickelung dienen kann. Allein wir bemerken hier die ganze Sophistik dieses Beweises, welchen uns, den andern folgend, Herr D. zur Vertheidigung des Princips der Individualität anführt. „Achte vor allem dich selbst“ .... Wenn ich aber vor allem mich, als mein eigenes Ich, als Individuum im strengen Sinne des Worts, nämlich als Iwan oder Stephan achten soll — so verstehe ich nicht, warum mich dann auch andere achten werden? Es herrscht hier durchaus keine Folgerichtigkeit.

Die natürlichste und nächste Folge dieser Art von Selbstachtung würde sein, daß die andern ebenfalls sich selbst, aber nicht mich achten lernen. Wenn hingegen ich in mir eigentlich nicht mich, sondern vielmehr jene vernünftig-moralischen Gesetze, welche mir eingepflanzt sind, achten werde, oder auch jene nationalen und socialen Eigenthümlichkeiten, welchen ich zum speciellen Ausdruck diene, dann können mich wirklich, und zwar infolge dessen, auch andere achten. Allein in diesem Falle wird der Wahlspruch: „Achte dich selbst“ — eher bedeuten: „Achte eher andere als dich“ — was einen vollkommen entgegengesetzten Sinn gibt. Aus dieser Sentenz eine Schlußfolgerung zu Gunsten des persönlichen Princips ziehen zu wollen, bedeutet demnach so viel, als die Doppelsinnigkeit des Grundes dazu benutzen zu wollen, um eine falsche Schlußfolgerung zu ziehen.

„Wir richten die Aufmerksamkeit“, sagt Herr D., indem er das egoistische Princip zu vertheidigen und unterdessen demselben seine egoistische Bedeutung zu nehmen wünscht, „wir richten die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung der menschlichen Individualität, wir fordern Achtung für dieselbe ...“ „Ist dies etwa Egoismus?“ fragt er. — Je nachdem, entgegnen wir ihm, die Art der Bedeutung und die Art der Achtung ist, welche Herr D. fordert. Wenn er der Individualität eine dienende (untergeordnete) Bedeutung gibt, wenn er die Achtung nicht sowol für die Individualität als vielmehr für die vernünftig-moralischen Gesetze fordert, so ist dies selbstverständlich kein Egoismus. Aber der Individualismus fordert namentlich das Gegentheil, denn sonst würde er aufhören, das zu sein, was er ist!

„Wir sprechen zu jedem Menschen“ ..., fährt Herr D. fort. Allein was beweist dies? Dadurch sagt Herr D. zu jedem Menschen: „Sei Egoismus“, aber er beseitigt den Egoismus durchaus nicht. „Wir sagen zu jedem Menschen“,

bemerkt Herr D. weiter — „entwickele deine Kräfte, vervollkommene dich, damit du, je mehr du dich entwickelst, desto freier seiest.“

Dies ist etwas ganz anderes. Die Entwickelung und Vervollkommnung ist in der That das Princip der Freiheit, beide führen durchaus nicht zum Egoismus. Allein es handelt sich darum, ob beide aus dem persönlichen Princip hervorgehen? Auch dies erfordert einen Beweis. Inzwischen aber ist thatsächlich die wahre Entwickelung und die wahre Vervollkommnung, wie wir bereits oben bemerkt, nichts anderes, als die Selbstentsagung der Individualität und die Unterordnung derselben unter höhere moralische Gesetze. Die wahre Freiheit des Menschen besteht nämlich in seiner Unabhängigkeit nicht nur von einer fremden, sondern auch von seiner eigenen Individualität, von seiner eigenen Willkür.

„Achte die andern“, fährt Herr D. in seiner Rede fort, „sei in deinen Verhältnissen zu den Menschen gegen jedermann gerecht und billig; habe immer vor Augen, daß sie ebenfalls freie Menschen sind, wie du selbst. Schätze ihren Werth und sei nachsichtig gegen ihre Mängel.“

Dies ist alles sehr schön. Allein, wie läßt sich dies alles einzig und allein auf individueller Grundlage erreichen? Wo ist für mich die persönliche Anregung, gegen alle, in den Beziehungen zu ihnen, gerecht und billig zu sein? Die Gerechtigkeit ist durchaus kein persönliches Princip. Ich weiß schließlich, daß auch die andern freie Individuen sind, wie ich selbst. Nun, möge also auch ein jeder für sich selbst sorgen, nachdem er ja dasselbe freie Individuum ist, wie ich selbst. Möge ein jeder selbst sich Gerechtigkeit suchen und sie erlangen. Meine Sache ist, für mich selbst zu sorgen; mir ist mein eigenes Interesse, nicht das fremde wichtig. Was habe ich für einen persönlichen Grund, andere Verdienste zu schätzen und gegen fremde Mängel nachsichtig zu sein? Verstehe ein

jeder selbst, mir nothwendig zu sein, und dann werde ich seinen Werth schätzen, den er für mich haben wird. Und wenn ich Mängel sehe, was habe ich für einen persönlichen Grund, nachsichtig zu sein. Wäre dies nicht „eine verpflichtende Brüderschaft, eine Art moralischer Communismus"? Und wenn ich aus fremden Mängeln Nutzen ziehen kann, um auf ihre Kosten meinen Vortheil zu vergrößern, was habe ich für eine Veranlassung, mich dessen zu enthalten? Ich habe keine Verpflichtung, andern meine Interessen zum Opfer zu bringen! Ich bin nicht schuld daran, daß N. N. schwächer, P. P. ärmer, R. R. weniger scharfsichtig als ich ist. Mögen auch sie ihre Maßregeln treffen, mögen sie sich entwickeln, mögen sie reich werden, wenn sie wollen und Gelegenheit finden. Sie sind gerade so freie Individuen wie ich selbst. Ich mische mich nicht in ihre Angelegenheiten, mögen also auch sie mich nicht stören und mich nicht beengen.

So urtheilt in der That der streng durchgeführte Individualismus. Ihm entspricht im Leben auch die ganze Form der socialen Organisation, auf ihm beruht auch jenes berühmte Selfgovernment, welchem sich die nordamerikanischen Staaten nähern, und dessen künftige, endliche Entwickelung namentlich in diesem Staate wir uns als nichts anderes vorstellen, denn als den äußersten, unvermeidlichen Ausdruck, welchen die individualistische Anschauung, welche in der europäischen Geschichte im Keime begonnen, im Leben finden muß.[1]) „Sorge für dich soweit deine Kräfte reichen, beute die andern aus, solange sie dich gewähren lassen. Mache dir keine Vorwürfe, wenn es schlecht paßt, lasse keine Gelegenheit vorüber=

1) Wir hoffen, daß der Leser beachte, daß wir nicht von der Selbstregierung im allgemeinen reden, sondern vielmehr von jener Selbstregierung, derer voller Realisirung Nordamerika entgegengeht. Dieser Gegenstand verdient übrigens eine besondere, eingehende Betrachtung.

gehen, wenn sich dir eine solche darbietet." Dies ist in der That, um den rechten Ausdruck zu gebrauchen, das ganze Programm dieser socialen Organisation, welche von einigen als der Inbegriff aller erreichbaren, menschlichen Freiheit hingestellt wird, und welche, dem widerstreiten wir nicht, schließlich dennoch besser ist, als viele und sehr viele andere sociale Formen.

Allein der Autor wagt nicht bis zu diesen Schlußfolgerungen zu gehen. Mit einer Inconsequenz, die ihm in der That Ehre macht, möchte er die Ausbeutung des Nächsten nicht zulassen; er möchte Gerechtigkeit und Nachsicht walten lassen. Wie ist dies aber bei einer Wahrung des persönlichen Princips möglich? Wie ist dies zu erreichen, ohne seine persönlichen Interessen zum Opfer zu bringen? Bei einer vollkommen gleichen Sorgfalt (für sein eigenes Ich) und bei vollkommen gleichen Interessen wird der Starke immer auf Kosten des Schwachen, der Reiche auf Kosten des Armen, der Verständige auf Kosten des Unverständigen leben. Wie soll eine Nachsicht gegen den Schwachen, den Armen und Unverständigen erreicht werden, ohne den Vortheil des Starken, des Reichen und des Verständigen zu beeinträchtigen, welche alle drei an ihren Vorzügen durchaus nicht schuld sind? Und wie soll das Recht auf persönliche Vortheile dem einen gewahrt werden, ohne die andern an ihren Mängeln leiden zu lassen, an welchen sie größtentheils ebenso wenig schuld sind? Was ist aber in der That zu thun? Kann man etwa die Einrichtung treffen, von vornherein die Erscheinung dieser beklagenswerthen Mängel zu verhindern und ebenso die Erscheinung dieser schädlichen Vorzüge zu entfernen? Kann man, indem man jedem das Recht auf die ausschließliche Sorge für seine eigenen Interessen überläßt, einem jeden auch die Mittel zur Erreichung dieser Interessen an die Hand geben?

In der That stellt sich nur ein einziger Fall dar, um einen jeden auf seine eigenen Interessen zu beschränken und

die allgemeine Gerechtigkeit zu wahren, nämlich das persönliche Interesse als den einzigen allgemeinen Motor gelten zu lassen, und zu gleicher Zeit der nothwendigerweise mit demselben verbundenen Gewaltherrschaft der einen und den persönlichen Leiden der andern vorzubeugen. Allein dies wird — Communismus sein! Communismus, — und dies ist in der That das letzte Wort des Individualismus, der unvermeidliche Ausgang seiner streng logischen Entwickelung. . . .

Allein der Individualismus und der Communismus stehen sich feindlich gegenüber? — Vollkommen: es gibt kaum noch eine andere Sphäre, in welcher die entgegengesetzten Meinungen sich so grimmig anfeindeten, als sich gegenwärtig diese extremen socialen Schulen anfeinden.

Aber der Communismus ist nicht stichhaltig? — Ohne Zweifel — und der Verfasser hat in vielem vollkommen richtig dessen Absurdität gekennzeichnet . . . .

Was will dies sagen? — dasselbe will sagen, daß der Individualismus ebenso unstichhaltig ist, als der ihm entgegengesetzte Communismus, und zwar aus dem nämlichen Grunde, weshalb dies der letztere ist. — Die Hiebe, welche die Individualisten so verschwenderisch und mit so großer Meisterschaft gegen ihre Gegner führen, fallen in gerader Richtung auf ihr eigenes Haupt zurück.

Das Wesen liegt darin, daß sowol der Communismus als der Individualismus, beide in gleicher Weise, auf das egoistische Princip basirt sind; denn sowol der eine als der andere dienen auf gleiche Weise dem chimärischen Wahne, die exclusive Selbstbefriedigung der Individualität mit der Idee der Allgemeinheit aussöhnen zu können. Der Unterschied zwischen ihnen besteht nur in der Art und Weise der Anwendung des Grundprincips. Und gerade in diesem Sinne sind beide falsch, obgleich sie einander entgegengesetzt sind; beide widerstreiten sich gegenseitig und dennoch zeigt zugleich jedes auf

das andere hin. Kurz, es sind dies zwei Glieder eines Doppelschlusses, welcher auf eine und dieselbe falsche Basis gegründet ist. Verwirft man das eine, so gelangt man unvermeidlich zu dem andern; allein auch dieses zeigt sich unfehlbar als ebenso falsch als das Vorausgehende, und führt von neuem zu demselben hin. Dies trifft namentlich jetzt mit dem heftigen Streite zwischen dem Individualismus und Communismus zu. Beide Theile haben recht und beide Theile haben auch unrecht; beide verwerfen sich gegenseitig, und eine jede führt in ihrer Consequenz zu gleicher Zeit zu ihrer andern, als zu ihrer eigenen Wahrheit. Beide Parteien haben vollkommen recht in ihren Angriffen aufeinander, und beide sind völlig unstichhaltig, eine jede in ihrem positiven Theile. Und gerade hierin liegt eigentlich der Grund jener Erbitterung, mit welcher die beiden socialen Lehren diesen Streit führen. Der Individualismus muß nothwendigerweise das ganze Truggebilde des Communismus einsehen; der Communismus muß ebenso nothwendig die ganze Barbarei des Individualismus zugestehen. Zu gleicher Zeit muß aber auch jeder die ganze Kraft der Hiebe fühlen, welche sein Gegner gegen ihn führt. Und siehe, jeder der sich ihm fühlbar machenden Hiebe treibt ihn, in die äußerste Extremität seiner Anschauung sich einzuhüllen. Die Consequenz rettend, glaubt ein jeder dadurch seine ganze Theorie zu retten; aber ein jeder zeigt eben dadurch nur in desto größerer Nacktheit seine Unstichhaltigkeit. Der Individualist beeilt sich angesichts der Angriffe des Communismus sein Princip der exclusiven Individualität bis zu den äußersten Grenzen der directen Deduction durchzuführen. Und dennoch? Wem könnte es z. B. einfallen, auch nur eine solche Ansicht, wie die sonderbare Ansicht über die Nichtverpflichtung zu persönlicher Aufopferung zum Nutzen der Gesellschaft, wie dieselbe von Herrn D. mit den Worten seiner europäischen Lehrer ausgesprochen wird, zu ver-

theidigen? Oder, noch mehr, wem möchte es einfallen, eine Ansicht zu vertheidigen, welche nicht mehr einfach sonderbar, sondern sogar durch ihre Barbarei erschreckend ist, wie die Ansicht von der Unzulässigkeit persönlicher Wohlthaten, welche durch eben denselben Herrn D. und zwar wiederum nach den Worten eben dieser nämlichen Lehrer ausgesprochen wird. Nicht genug, daß man eine hartherzige Gefühllosigkeit gegen das Unglück des Nächsten gestattet, will man auch noch die Werke der Barmherzigkeit verbieten und das Gefühl mitleidsvoller Liebe als ungesetzlich und unmoralisch verdammen! Wohin führt nicht das System? Aber alles dies würde nicht der Fall sein, wenn nicht, wie wir erwähnt, die Koryphäen der Nationalökonomie, deren Worte Herr D. nachschreibt, sich nicht von dem ihnen so schrecklich scheinenden Gespenst des Communismus bedroht sähen, wenn sie nicht fühlen müßten, daß sie im entgegengesetzten Falle mit der schwer ins Gewicht fallenden Ueberführung in der eigenen Consequenz übereinstimmen und gerade durch dieselbe folgerichtig und freiwillig einerseits ihr eigenes Todesurtheil, andererseits die Anerkennung eines an und für sich nicht weniger falschen Systems unterschreiben müßten. Wir sind ebenfalls der Ansicht, daß auch der Communismus seinerseits mit der ganzen ihm anhängenden Schule nie zu einer Absurdität von so gigantischen Dimensionen gekommen wäre, zu welchen sich beide jetzt entwickelt haben, wenn vor ihnen nicht das Leben Europas mit seinem persönlichen Princip stehen würde, das sich in einer so scharfen Einseitigkeit kennzeichnet! Der Streit zwingt beide Parteien zu Extremen, für welche sie sich ohne diesen Umstand nie entschieden hätten, und welche jeder, der über dieselben unbefangen nachdenkt, bei der ersten Betrachtung verwirft. Es ist, um uns kurz auszudrücken, nach unserer Meinung genügend, diese beiden Lehren mit allen ihren Beweisen und Gegenbeweisen nur gegeneinander zu halten, und diese ein-

fache Gegeneinanderhaltung wäre an und für sich schon der entschiedene Todtschlag der einen wie der andern.

Wo ist aber, wird man uns fragen, der Ausgang zu suchen, wenn sowol die eine als die andere Schule falsch ist? — Der Ausgang besteht darin, daß man das Princip selbst, auf welches beide basirt sind, umstößt. Dieses Princip ist, wie wir bemerkt, bei beiden ein egoistisches. Folglich muß man eine andere Grundlage für die sociale Wissenschaft aufsuchen. Wir werden dies in wenigen Worten erklären.

Jeder wünscht zu genießen. Der Genuß wird aber niemand umsonst zu Theil. Trotz der Beschränkung alles persönlichen Strebens auf die einfachsten Bedürfnisse, ja sogar in einem Lande, welches ganz besonders von den einem jeden zu Gebote stehenden Gütern der Natur erfüllt ist, ist trotzdem eine gewisse Anspannung der persönlichen Kraft erforderlich, um sich diese Güter zu verschaffen, und diese seine einfachen Bedürfnisse zu befriedigen. Der Insulaner des Stillen Ocean, wenn auch nur zwei Schritte von dem Brotbaume entfernt, der ihm Nahrung zu gewähren bereit ist, muß sich dennoch demselben nähern oder wenigstens die Hand erheben, um die ihm nothwendige Frucht zu erreichen. — Hieraus folgt die Nothwendigkeit der Arbeit zum eigenen Glücke eines jeden.

Die gemeinschaftliche Arbeit ist unstreitig productiver als die gesonderte: viele Kräfte, welche tüchtig im Vereine miteinander arbeiten, produciren nicht nur eine größere Quantität, als eine jede von ihnen einzeln genommen, was schon an und für sich klar und deutlich ist, sondern sie produciren auch bei weitem mehr als alle diese Kräfte zusammengenommen, aber als gesondert arbeitend gedacht. Daraus folgt die Nothwendigkeit der Allgemeinheit zum eigenen Wohle eines jeden getrennt genommenen Individuums.

Wie kann man nun das unbezweifelte Wohl der Allge-

meinheit zur möglichst vollkommenen Befriedigung des Strebens eines jeden nach persönlichem Genusse benützen. Dies ist die gemeinsame Frage, welche sich die beiden jetzt im gegenseitigen Streite begriffenen socialen Schulen stellen, und welche beide in vollkommen gleicher Weise beantworten, indem sie sich nur durch die Art und Weise der Anwendung ihrer Grundanschauung unterscheiden.

„Kümmere dich um dich selbst und gib nicht auf andere Acht, sobald du siehst, daß du aus denselben deinen eigenen Vortheil ziehen kannst“ — spricht der Individualist — „und je mehr du dich um dich selbst, und je weniger du dich um andere kümmern wirst, desto besser ist es. Jeder wird das Nämliche thun, und die allgemeine Zufriedenheit wird dadurch gesichert sein. Das exclusive Streben eines jeden nach eigenem Vortheil steigert die allgemeine Spannung der Kräfte. Daraus folgt Steigerung des allgemeinen Ueberflusses; und durch den allgemeinen Ueberfluß wird der bei der gemeinsamen Arbeit einem jeden zu Theil werdende Genuß gesteigert. Unterdessen mäßigt gerade das Streben eines jeden, nämlich soviel als möglich zu erhalten, und so wenig als möglich zu geben, oder um einen edlern Ausdruck zu gebrauchen, die allgemeine Concurrenz, die gegenseitigen Ansprüche, und stellt das nothwendige Gleichgewicht her. In der Summe der Producte, welche durch gemeinsame Arbeit gewonnen werden, erhält jeder seinen Theil an dem persönlichen Genusse und zwar ganz in demselben Maße, in welchem er denselben durch seine persönliche Thätigkeit verdient.“

Kurz, der Neid mit der persönlichen Selbstregierung wird als das Princip des socialen Lebens, als die Wahrung der allgemeinen Gerechtigkeit und als die Quelle des allgemeinen Glücks anerkannt.

„Allein ein allgemeines Gleichgewicht bei einer Ungleichheit der Kräfte ist eitler Wahn“ — entgegnet dem Individua-

lismus der Communist — „der Starke wird immer den Schwachen erdrücken und denselben zwingen, für seinen eigenen Nutzen zu arbeiten. Das durch fremde Arbeit, nach Abzug der Befriedigung der Bedürfnisse, Gewonnene bildet für den Starken wiederum eine neue Kraft; dasselbe bildet sein Vermögen, sein Kapital, wofür er neuerdings, und zwar billiger als um den wirklichen Preis, sich die Dienste des Schwachen und Armen erkauft. Das Resultat euerer Ordnung der Dinge, euerer unendlichen Ausdehnung der Individualität und der Abschließung in den Kreis der eigenen Interessen wird eine universelle Sklaverei sein, unter der ausschließlichen Herrschaft einiger wenigen glücklichen Auserwählten, und eine universelle drückende Armuth neben dem Müßiggange einer Minorität. „Man muß so verfahren", schließt der Communist, „damit alle für jeden sorgen und keiner mehr zu nehmen wage, als man ihm gibt. Sichert einem jeden einen vollkommen gleichen Antheil an den Geschenken der Natur, und ihr werdet dadurch gerade die Möglichkeit der Arbeit selbst sichern. Und durch die Sicherung der Arbeit wird die Freiheit der persönlichen Thätigkeit selbst gesichert. Unterdessen vernichtet die Ueberzeugung eines jeden von der sichern Erhaltung einer billigen Belohnung und die für alle unvermeidliche Nothwendigkeit, diese Belohnung durch die Arbeit zu erwerben, den Müßiggang und steigert die Arbeit eines jeden im einzelnen; und gerade dadurch steigert sich die allen zu Theil werdende Summe der Gegenstände des persönlichen Genusses."

So wird nun der Neid, in Verbindung mit einer gewaltsamen Nivellirung aller durch die Gesellschaft, wiederum als das Gesetz des socialen Lebens, als das Princip der Gerechtigkeit, und als das Mittel zur Erreichung eines universellen Glückes anerkannt.

Der Neid jedoch ist gerade seinem Wesen nach jener Solidarität entgegen, welche die unumgänglich nothwendige

Grundlage der Gesellschaft ausmacht. Man geräth demnach, wenn man ihn als das Princip des socialen Lebens hinstellen will, in einen directen logischen Widerspruch. Und darin besteht der Grundfehler beider Systeme.

In seiner praktischen Anwendung kann sich der Neid nur in eine persönliche (individuelle) Gewaltherrschaft auflösen. Mag nun dies eine Gewaltherrschaft sein, in der Form persönlicher Selbstregierung, wie sie der Individualismus zuläßt, oder Gewaltherrschaft von seiten der ganzen Gesellschaft, wie sie der Communismus verlangt; — mag dies als eine unvermeidliche Folge der socialen Organisation, wie wir dies in dem Individualismus wahrnehmen, oder mag es der erste Act sein, mit welchem die Umgestaltung der Gesellschaft beginnt, wie dies der Communismus will — das ist vollkommen gleichgültig. In einem und dem andern Falle ist er mit dem anerkannten Grundprincip untrennbar verbunden. — Und darin liegt der zweite bereits sich ergebende Fehler des einen wie des andern Systems. Durch die Annahme der Möglichkeit, daß man auf der Grundlage persönlicher Gewaltherrschaft oder bei der Zulassung derselben, die allgemeine persönliche Zufriedenheit, und das Glück aller gründen könne, geräth man in eben denselben logischen Widerspruch, als wenn man glauben wollte, daß in gegenseitig widerstreitenden, feindlichen Beziehungen die Grundlage socialer Solidarität gefunden werden könne.

Annehmen zu wollen, daß in dem einen wie in dem andern Falle, bei der einen oder den andern, auf dieselbe Feindschaft und auf dieselbe Gewaltherrschaft gegründeten Formen, auch nur der Schatten einer Gerechtigkeit gegenseitig menschlicher Beziehungen vorhanden sei — ist eine baare Lächerlichkeit.

Die eine wie die andere Schule sieht sehr gut die sich ergebenden Fehler ihrer Gegner, und weiß dieselben geschickt an

das Licht zu ziehen. Allein weder die eine noch die andere vermag sich klar zu machen, daß das Wesen des Fehlers in ihrer gemeinschaftlichen, ursprünglichen Grundlage enthalten ist, aber durchaus nicht in der Art und Weise, wie dieselbe angewendet wird; daß der große Unterschied nicht darin liegt, ob die Gewaltherrschaft und die Ungerechtigkeit im Princip, als Ausgangspunkt liegt, oder auf das Ende als eine weitere Folge bezogen wird; daß in dem einen wie in dem andern Falle die Gewaltherrschaft und die Ungerechtigkeit und das System, welche dieselbe heiligt, immer gleich verwerflich bleibt.

Wenn der Individualist darstellt, daß man durch individuelle Entfesselung der socialen Wohlthaten theilhaftig werden könne, — so befindet sich derselbe in einem thatsächlichen Irrthum, und der Communist hat recht, wenn er ihm entgegnet, daß bei der Ungleichheit der Kräfte, welche in der gegenwärtigen Gesellschaft existirt, die uneingeschränkte Ausdehnung der Individualität zu einer ungerechten Herrschaft weniger Individuen über viele führt. Allein der Fehler des Individualismus besteht nicht darin, daß in der Gesellschaft eine Ungleichheit der Kräfte vorhanden ist, sondern darin, daß bei der Ungleichheit der Kräfte der Individualität gestattet wird, ihre ausschließlichen Interessen zu verfolgen.

In ganz gleicher Weise irrt auch der Communismus, wenn er glaubt, daß die Befriedignng der persönlichen Bedürfnisse durch eine angenommene Gemeinschaft des Eigenthums erreicht werden könne, und der Individualist hat recht, wenn er ihm bemerkt, daß trotz der Bedingung der von ihm vorgeschlagenen Gleichheit der Rechte aller und eines jeden, die Gemeinschaft des Eigenthums alle ausplündert, aber niemand befriedigt. Allein der Fehler des Communisten liegt nicht darin, daß er die Gleichheit der Rechte aller und eines jeden auf die Theilnahme an den Gütern der Natur aner-

kennt, sondern darin, daß er diese Gleichheit in der Form eines allgemeinen Zwanges zu realisiren sucht, und durch denselben die allgemeine Befriedigung zu erreichen glaubt.

„Die allgemeine Gleichheit ist ein eitler Wahn" — sagt der Individualist, und hierin hat er vollkommen recht. — Die Ungleichheit liegt in der Natur selbst; Eigenthümlichkeiten physischer und moralischer Organisation wird es immer unter den Menschen geben, und ihr werdet dieselben durch gar keine Nivellirung aufheben. „Folglich", sagt der Individualist in seiner Schlußfolgerung, — „ist auch die allgemeine, gleichartige Befriedigung aller durch eine für alle gleiche, sociale Sicherstellung ein eitler Wahn, folglich ist der Communismus unstichhaltig." — Allein aus demselben Grunde ist auch der Individualismus unstichhaltig: denn bei einer Ungleichheit muß eine Gewaltherrschaft der einen und eine Bedrückung der andern nothwendig vorhanden sein.

„Die uneingeschränkte Ausdehnung der Individualität ist ebenfalls ein Wahn", bemerkt der Communist, und zwar mit vollem Rechte. — Ihrem Wesen nach ist dies die gegenseitige Beschränkung einer Individualität durch eine andere, die sich vollkommen auf Zufälle und Glück gegründet. „Folglich", schließt der Communist, „ist auch die Erreichung der persönlichen Freiheit bei dem persönlichen Princip ein Wahn — folglich ist der Individualismus unstichhaltig." — Allein aus demselben Grunde ist auch der Communismus unstichhaltig; denn bei einem allgemeinen für alle gleichartigen Drucke ist die persönliche Freiheit um so weniger möglich.

„Durch die Sicherstellung der Interessen eines jeden durch die ganze Gesellschaft steigert ihr nicht, sondern schwächt im Gegentheile die Arbeitsliebe" — bemerken die Individualisten den Communisten, und zwar wiederum mit Recht. Wer wird Lust haben, seine Kräfte besonders anzuspannen, wenn die Arbeit schon vorher abgewogen, abgemessen, bestimmt und die

Resultate derselben vorher bekannt sind? Die Ungewißheit und der Kampf sind die besten Triebfedern der Energie.

„Wenn ihr einem jeden ein unumschränktes Streben zur Erreichung seiner eigenen Interessen gestattet, so wird dadurch nicht eine Belohnung der Arbeit, sondern im Gegentheil eine Beraubung derselben hervorgerufen. — Ist es nicht eine natürliche Veranlassung — so wenig wie möglich zu arbeiten, und soviel wie möglich zu nehmen, wenn es ausschließlich nur mir überlassen ist, mir den Preis zu bestimmen?"

Der Individualist überläßt dem Individuum die Initiative: vollkommen richtig. Ohne persönliche Initiative ist kein Fortschritt möglich. Im Stillstande und in der Lethargie geht alles rückwärts. Die Gesellschaft erscheint als eine einförmige ein für alle mal aufgezogene Maschine. Das menschliche Geschlecht hört auf ein lebendiger Organismus zu sein, und tritt in die Reihe der nach ihrem Instincte handelnden Erscheinungen der Natur. — Allein unrecht hat der Individualismus, daß er das einzelne Individuum in sich selbst auch das Ziel seiner Thätigkeit suchen läßt.

Der Communist ordnet die Individualität allgemeinen (socialen) Zwecken unter: mit vollkommenem Rechte. Ohne diese Unterordnung sind keine menschlichen Rechte, selbst die heiligsten nicht sicher. Der Mensch gewöhnt sich, seine Nächsten als seine natürlichen Feinde zu betrachten. Die Gesellschaft zerfällt, und die Familie des Menschengeschlechts verwandelt sich in wilde Thiere, welche jeden Augenblick bereit sind, sich gegenseitig zu zerfleischen. — Aber unrecht hat der Communist, daß er die Initiative der allgemeinen (socialen) Thätigkeit der ganzen Gesellschaft überläßt.

Das Ideal der communistischen Organisation ist ein mechanischer, regelmäßiger, aber lebensunfähiger Apparat; das Ideal des Individualisten — eine Heerde lebendiger, aber wilder Thiere.

Der Individualismus ist der unmittelbare Egoismus, welcher ganz nach Zufälligkeit und Willkür handelt, und einigen wenigen viele zum Opfer bringt. — Der Communismus ist der zu einer Abstraction erhobene Egoismus, welcher kraft einer vorausbestimmten Nothwendigkeit handelt, und alle für — niemand aufopfert.

Zum Glücke der Menschheit ist jedoch die volle Realisirung weder des einen noch des andern Systems möglich. Die Menschen sind weder Maschinen noch wilde Thiere, sondern geistig-moralische Wesen. Allen Systemen auf der Welt zum Trotze existirt in der menschlichen Natur eine unergründliche Inconsequenz, welche von jeder gekünstelten, unnatürlichen Aufstellung der Gesetze des menschlichen Lebens abweicht und gerade dadurch deren Unnatürlichkeit an den Tag legt. Infolge dessen kommt es oft vor, daß Leute trotz aller Aufrichtigkeit, Standhaftigkeit und der äußersten Consequenz der von ihnen bekannten Ueberzeugungen, daß Leute, welche der Theorie nach als Gottlose und als Verleugner aller auf moralische Verpflichtungen sich beziehender Begriffe erscheinen, sich in der Praxis als die besten Menschen, die zärtlichsten Freunde und als hochherzige Bürger erweisen. Auf ganz ähnliche Weise zeigen sich die aufrichtigsten Bekenner des furchtbarsten, moralischen Rigorismus, welche der Theorie nach als die strengsten Bestrafer der geringsten Schwachheiten erscheinen, welche dem Gefühl gar keine, auch nicht die allerunschuldigsten Freuden zugestehen wollen, in der That nicht selten als die schändlichsten und niederträchtigsten Menschen. Gerade deshalb ist auch der Individualismus, welcher jetzt in der Wissenschaft und in dem ganzen europäischen Leben vorherrscht, in der That durchaus nicht so unbarmherzig, als er sich im Widerspruch mit dem gesunden Sinne und dem geraden moralischen Gefühle gern ausgeben möchte. Dasselbe würde gewiß auch mit dem Communismus der Fall

sein, wenn es demselben je gelingen sollte, in der Praxis festen Fuß zu fassen. Er würde wol nicht allzu oft in den Fall kommen, die persönliche Initiative zu unterdrücken, oder das einem jeden von Natur aus innewohnende Streben nach persönlichen Interessen zu hemmen! — Wie sehr unsere Worte in Bezug auf das eine wie auf das andere der erwähnten Systeme gerechtfertigt sind, hierfür möchte als der schlagendste Beweis eine der schreiendsten Ungereimtheiten dienen, welche in das eine wie in das andere System, ja sogar in deren Theorie einzudringen vermochte. Wer würde wol glauben, daß in der consequenten Anwendung des socialen Grundprincips auf Geschlechts- und Familienverhältnisse der Individualist als Vertheidiger der Familienbande und verwandtschaftlichen Verpflichtungen, und noch dazu im Gegensatze zum Communismus, erscheint! Und dennoch ist dies ebenso wahr, als es wahr ist, daß gewisse Schattirungen des Communismus sich im Gegentheil der entgegengesetzten Seite zuneigen. Dieser Umstand zeigt ebenso sehr auf die Inconsequenz der einen wie der andern Theorie hin — das unvermeidliche Attribut eines jeden einseitigen Systems, sobald dasselbe mit mehr ins Leben eingreifenden und nahe liegenden Fragen in Berührung kommt — als er andererseits gerade dadurch wiederum auf ihre gegenseitige Unrichtigkeit und Einseitigkeit hinweist.

Wo liegt aber die Wahrheit? Die Wahrheit liegt gerade in jener Lehre, auf welche sich in gleicher Weise sowol die eine als die andere Partei in ihrer Behauptung stützt, ohne aber, und dies gilt sowol von der einen als von der andern, deren Geist zu verstehen. Die Wahrheit liegt in dem Christenthum. Seinen Autoritäten folgend, beruft sich endlich Herr D. zur Vertheidigung der von ihm aufgestellten Lehre ebenfalls auf das Christenthum. „Erst im 19. Jahrhundert, welches das Joch des Communismus von der christlichen Menschheit abgeschüttelt hat“, sagt er, indem er seinen

Individualismus in dem glänzendsten Lichte darstellt, „hat man in rechter Weise die Freiheit und die Bedeutung des Menschen begriffen.“ Unmittelbar darauf legt er sogleich seine bereits angeführte, und von uns analysirte Ansicht gegen die Zusammengehörigkeit (Solidarität) der menschlichen Gesellschaft, gegen die menschliche Verbrüderung dar. Der Autor ist wahrscheinlich der Meinung, daß sich in allen von ihm so genannten „Begriffen des 19. Jahrhunderts“ thatsächlich das Christenthum ausspreche ... Doch ist es nicht der Mühe werth, hierüber zu streiten. Man kann nichts Besseres thun, als dem Autor den Rath ertheilen, eine beliebige Seite des Evangeliums aufzuschlagen. Dort wird er zu seiner Verwunderung sehen, wie sehr die von ihm gebrauchten Epitheta „christlich“ und „classisch“ eine entgegengesetzte Anwendung zu finden haben. In den Worten Herrn D.'s ist die gewöhnliche Anschauungsweise der westeuropäischen Gelehrten bemerkbar, in welcher beständig das Christenthum auf eigenthümliche Weise mit dem Katholicismus verwechselt wird. Diesem letztern können und müssen in der That vollkommen die gewöhnlichen Exclamationen zugeschrieben werden, als sei die menschliche Individualität (als Individualität im eigentlichen Sinne) durch das Christenthum emporgehoben, und als sei durch dasselbe die individuelle Selbstachtung geheiligt worden. Allein die römische Auffassung der christlichen Wahrheit und die christliche Wahrheit selbst — sind durchaus verschiedene Dinge. Gerade dasselbe, nur in ganz anderer Form, begegnet auch wiederum den Socialisten. Indem sich dieselben, um Anhaltspunkte aufzufinden, viel richtiger als ihre Gegner an die ursprüngliche Quelle der christlichen Lehre wenden, um zu beweisen, daß ihr System gleichsam nur die Wiederherstellung des Christenthums in seiner reinen Form sei, — verwechseln auch diese ihrerseits, und zwar in ebenso unverzeihlicher Weise, das Geistige mit dem Materiellen und ziehen die Grundsätze.

welche rein moralische Beziehungen berühren, vollkommen im Gegensatze zu ihrer eigentlichen Bedeutung in den Kreis einseitig- und grobsinnlicher Gegenstände und Bedürfnisse herab.

Ohne uns weiter über diese Misverständnisse auszusprechen, wollen wir zum Schlusse unserer Bemerkungen jene wahren Grundlagen der socialen Wissenschaft anführen, welche bereits an und für sich aus der vorhergehenden Vergleichung der beiden auf ein falsches Princip gegründeten Systeme hervorgehen, und welche nicht vermeintlich, sondern in der That mit dem Christenthum übereinstimmen. Dieselben sind folgende: das Leben ist ein Kampf, aber kein Genuß. Die Arbeit ist eine Pflicht, nicht aber ein Mittel der Selbstsucht. Das höchste Gesetz der gegenseitig menschlichen Beziehungen besteht in der sich völlig hingebenden Liebe, aber nicht im Neide.

Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst: in diesen paar Worten ist das ganze Princip der schuldigen, socialen Beziehungen — der wahrhaft christlichen und in jeder weitern Bedeutung dieses Worts wahren Beziehungen enthalten. —

Individuum, erhalte dir deine Initiative, genieße die ganze Freiheit, mit der du begabt bist, wende alle Energie an, deren du fähig bist, aber richte deine Handlungen auf das Wohl der Menschheit, auf den Vortheil deiner Brüder. Nimmt man an, daß dies von allen beobachtet wird — so wird aller Widerspruch, alle Unbequemlichkeit verschwinden. Die Gesellschaft wird erhalten werden, die Arbeit wird sich mehren, das Glück aller und eines jeden wird erreicht werden.

Vielleicht wird uns Herr D. auf das von uns Gesagte, wie er dies schon einmal auf eine ähnliche Entgegnung gethan — mit den Worten seines Lehrers Bastiat antworten, für welchen er, wie wir bemerkt, eine besondere Achtung hegt. „Wenn aber die Socialisten", sagt Herr D., indem er die Worte Bastiat's gebraucht, — „trotz des Beweises allbekann-

ter Thatsachen jene Wahrheit verwerfen, daß die menschlichen Beziehungen in zwei Kategorien zerfallen: daß nämlich die einen von dem sympathischen Princip abhängen, — die wir übrigens den moralischen Lehren überlassen, — und daß die andern aus dem persönlichen Interesse entspringen, unter unbekannten Menschen stattfinden, welche sich gegenseitig auf keine andere Weise als durch die Gerechtigkeit verpflichtet sind, und daß sie durch freiwillige, frei angenommene Bedingungen bestimmt werden? Diese letzten Beziehungen bilden das Gebiet der politischen Oekonomie. Allein diese Beziehungen kann man ebenso wenig auf das Princip der Sympathie gründen, als man die Verhältnisse der Familie und der Freundschaft auf das Princip des persönlichen Interesses basiren kann." —

Wir unsererseits erwidern auf diese Einwendung Herrn D.'s Folgendes: Was uns persönlich betrifft, so sind wir weit entfernt, die Fülle der Achtung zu theilen, welche Herr D. den Autoritäten der politischen Oekonomie, und Bastiat, als dem in vielen Stücken Gehaltlosesten von ihnen, vorzugsweise zollt. Wir lassen allen dort volle Gerechtigkeit widerfahren, wo es sich um Erörterung ökonomischer Fragen im engsten Sinne des Wortes handelt. Was aber die socialen Fragen im weitern Sinne betrifft, so stößt man bei ihnen so oft auf in so hohem Grade sonderbare, unklare und widersprechende Begriffe, daß dies, offen gestanden, uns durchaus nicht zu einem Einverständnisse mit ihnen verpflichten kann. Dies unsere Entgegnung auf obige Stelle, wenngleich sie Bastiat entnommen ist. Wir bitten uns zu sagen, ob auch nur ein Quentchen Verstand darin enthalten sei. Die menschlichen Beziehungen zerfallen in zwei Kategorien: die einen hängen von dem sympathischen Princip ab (wie tritt hier die Hohlheit des Franzosen zu Tage, der nach Anwendung einer Phrase glaubt, etwas Vernünftiges gesagt zu haben: was versteht man denn eigentlich unter einem sympathischen Princip?),

die andern Beziehungen entspringen aus dem persönlichen Interesse. Demnach, entgegnen wir, existiren in dem Menschen nach der Darstellung Bastiat's zwei vollkommen getrennte Hälften, welche sich nicht miteinander vermischen: in der einen muß man sein Interesse wahren (wir sagen man muß, denn es handelt sich um die Grundlage der socialen Beziehungen); in der andern muß man sympathisch sein. Allein, wo sind denn diese Hälften? Wie kann man dieselben unterscheiden? Wo ist die Seite des persönlichen Interesses und wo die der Sympathie? Wann, an welchem Tage und zu welcher Stunde muß man sympathisch sein, und wann muß man sich von dem Interesse leiten lassen? Gegen wen muß man Freundschaft empfinden, und in wem muß man einen einträglichen Artikel sehen? Sind denn nicht alle Menschen, mit denen ich in Verhältnissen stehe, ganz dieselben Menschen? Soll denn morgen für mich ein ganz anderes Gesetz, warum nicht dasselbe gelten, welches gestern und heute galt? Sind denn endlich die Beziehungen selbst, in welche ich nach dem sympathischen Princip trete, und in welchen ich mich nach dem Princip des Interesses befinde, — nicht ganz und gar die nämlichen Beziehungen, berühren sie nicht ganz die nämlichen Gegenstände, rufen sie nicht ganz dieselben Handlungen hervor? Können die Verhältnisse der Familie und der Freundschaft, welche nach den Worten Bastiat's nicht dem Princip des persönlichen Interesses unterliegen — können diese Verhältnisse nicht auch auf Geld, auf Arbeit, auf gegenseitige Dienstleistungen und auf alles übrige Bezug haben, das sich um Beziehungen dreht, welche auf das Princip des persönlichen Interesses gegründet sind? Und was ist das für eine Unterscheidung? Unbekannte Menschen sind sich gegenseitig durch nichts als durch die Gerechtigkeit verpflichtet, während die Freunde und die Familie ein Recht auf Sympathie haben. Also berühren die moralischen Lehren, auf welche sich nach

den Worten Bastiat's nur sympathische Verhältnisse beziehen, folgerichtig nur die Familien- und Freundschaftsbande!! Die Beziehungen zu allen übrigen Sterblichen haben keine moralische Bedeutung mehr. Der Mensch hört also hier auf, ein geistig-moralisches, dem moralischen Gesetz unterworfenes Wesen zu sein!! Und wie ist es zu verstehen, daß wir in Beziehung auf Personen, gegen welche wir nicht durch sympathische Beziehungen verpflichtet sind, und in deren Umgang wir außerhalb der Herrschaft (Jurisdiction) der moralischen Lehren (!) stehen, daß wir gegen dieselben „durch nichts als durch die Gerechtigkeit verpflichtet sind"? Hat denn die Gerechtigkeit keinen moralischen Charakter, und bezieht sich dieselbe denn nicht auf Gegenstände moralischer Lehren? ... Nein, soviel man auch dreht und wendet, von welcher Seite man auch die Sache angreift, so kann man doch keinen vernünftigen Sinn darin finden: man kann darin nicht einmal den einfachen, logischen Zusammenhang zwischen zwei Begriffen finden, welchen wir doch von einem jeden auch nur ein wenig denkenden Schüler zu fordern berechtigt sind.

Einer ernstlichen Erwiderung auf unsere Bemerkungen können wir allerdings begegnen; — doch suchen wir derselben zuvorzukommen. Man wird uns einwenden: „Aber ist denn irgendwo die allgemeine Realisirung der von euch vertheidigten socialen Principien möglich? Wir geben zu, daß diese Principien die vollkommen wahren, und einzig wahren sind. Aber die persönliche Eigenliebe ist nichtsdestoweniger dem Menschen angeboren, und sich derselben zu entäußern, ist beinahe übernatürlich. Wo findet ihr einen Staat von solchen heiligen Menschen, welche alle in ihren socialen Beziehungen das Gesetz der Liebe, in seiner vollen Reinheit realisiren würden? Läßt sich etwa die politische Oekonomie auf die Voraussetzung einer solchen Realisirung gründen?"

Hierauf erwidern wir: Welcher Grund berechtigt denn

zu der Annahme, daß wir den Staat als eine solche Sphäre betrachten, in welcher die Realisirung der ausgesprochenen socialen Principien möglich ist, daß wir die politische Oekonomie für eine solche Wissenschaft halten, welche diese Principien zu berühren wagt? Darin liegt ja eben das Ganze. Der Staat ist gerade seiner Idee nach eine Sphäre rein negativer Wahrheit; er ist ein eigentliches conservatives Princip — ein Organismus, welcher namentlich unter der Bedingung der Immoralität entsteht, der auf nichts anderes basirt ist, als gerade auf die Voraussetzung einer nothwendigen Zerstörung der wahren Gesetze des socialen Lebens. Die politische Oekonomie ist ihrerseits ebenfalls eine rein negative Wissenschaft; ihre Bedeutung ist ebenfalls nichts weiter als eine conservative; sie besteht ebenfalls nur unter der Bedingung einer nothwendigen Zerstörung der socialen Principien und Wahrheiten und noch dazu gerade in der ökonomischen Sphäre. Ihre Aufgabe besteht darin, den allgemeinen Gang und die Verbindung der vorhandenen ökonomischen auf das an und für sich falsche Princip des persönlichen Interesses gegründeten Beziehungen darzustellen; ihre Bestimmung ist, allgemeine Maßregeln anzugeben, durch welche der Staat soviel wie möglich den beständigen und in dieser Sphäre unvermeidlichen Verletzungen der menschlichen Rechte vorbeugen könne, indem er ohne Beeinträchtigung der Freiheit der einzelnen Individuen auf künstliche Weise den innern Streit gerade dieses Princips des persönlichen Interesses benutzt. Weiter nichts! Aber in einem solchen Falle ist es doch nicht ihre Aufgabe, nach positiven Principien zu greifen, oder, was noch schlimmer ist, ihre eigenen — negativen und bedingten Principien für positive auszugeben. Um so weniger ist es also ihre Aufgabe, demjenigen die Bedeutung von Verbindlichkeit und Gesetzlichkeit beizulegen, welches seinem Wesen nach gerade die Negation aller Verpflichtungen und die Verletzung des wahren Gesetzes ist.

Darin besteht der eigentliche Unterschied zwischen den moralischen und ökonomischen Lehren (gerade wie zwischen den moralischen und politischen im allgemeinen); nicht aber in der sinnlosen Unterscheidung zwischen Sympathie und Eigennutz; gleich als ob dieselben in dem Menschen von gleicher Legalität (gleich gesetzlich) wären; und zwischen Freunden und Unbekannten, gleich als ob die einen wie die andern nicht in gleicher Weise unsere Brüder wären, und sich nicht in gleich moralischen Beziehungen zu uns befänden! Und gegen diesen Grundsatz im eigentlichen Sinne wird ebenso von der Majorität der politischen Oekonomen, welche der Autor als Individualisten bezeichnet — als von der neuen socialen Schule gesündigt, welche von ihm durch die allgemeine Benennung Communismus charakterisirt wird. Auf diese beständige Verwechselung gründen sich auch alle ihre Fehler. Ueber negative in der Sphäre der Immoralität wirkende Principien demonstrirend, geben sie denselben die Bedeutung positiver Gesetze; oder gegen die Misbräuche in der negativen Sphäre, im Namen positiver Gesetze ankämpfend, wollen sie diese letztern ebenfalls in die nämliche Sphäre der Immoralität herabziehen und ihre Wirkung denselben negativen Bedingungen unterordnen.

Nein, erkennt nur an, daß die Selbstliebe den Menschen angeboren ist; daß in jedem Menschen thierische Instincte vorhanden sind; daß selten jemand einem andern seine eigenen Interessen zum Opfer bringt; daß sich selten jemand als Glied der menschlichen Familie, als Bruder aller Menschen fühlt: aber behauptet nur nicht, daß dies alles auch so sein müsse, das dies die wirklich wahren Beziehungen seien; daß das ganze menschliche Wohl aus ihnen hervorgehe und auf sie gegründet sei; daß anders handeln und denken wollen so viel heiße, als zum Schaden der Menschen handeln und den-

ken; daß Brüderschaft und Liebe predigen wollen so viel heiße, als den moralischen Communismus vertheidigen ...

Erkennet auf gleiche Weise an, daß alle Menschen Brüder seien; daß zwischen allen Gleichheit, Liebe, gegenseitige Aufopferung, Gemeinschaft herrschen müsse; nur gebet euch nicht dem Wahne hin, daß diese heiligen, erhaben freien Beziehungen das Object eines äußerlich obligatorischen, von außen einwirkenden Gesetzes sein können, und daß die allgemeine Realisirung desselben je auf Erden möglich sei ...

Gleichheit und Brüderlichkeit werden auf Erden immer ein Ideal und nur ein Ideal bleiben; es ist dies das ersehnte Ziel, welches der Menschheit immer vorschweben muß, und derselben unzweifelhaft in ihrer progressiven Bewegung auch immer vorschweben wird, welches aber niemals erreicht werden kann. Es gründet sich darauf die Idee des Fortschritts. Es ist das weiteste Ziel, das allgemeine Maß, das höchste Gesetz, mit welchem alle socialen Lehren in Einklang gebracht werden müssen; sie müssen dasselbe immer vor Augen haben, müssen alle seiner Realisirung entgegenstreben; trotz ihrer vollen Ueberzeugung, daß dasselbe sich nicht realisiren könne, und nie realisirt werden könne; aber nur dieses Bild müssen sie vor Augen haben und ihm entgegenstreben. Die politische Oekonomie würde der Menschheit einen großen Dienst erweisen, wenn sie ihre Aufgabe in diesem Sinne gut auffassen und dieselbe zu lösen suchen wollte. Es würde dies weit nutzbringender sein als alle ihre gegenwärtigen hohlen Streitigkeiten mit den wirklichen und vermeintlichen Socialisten. —

N. Hilarow.

Anmerkung Dr. Bluntschli's.

Die vorstehende Abhandlung erörtert eine Grund- und Centralfrage, von deren richtiger Beantwortung in der That die ganze öffentliche und privatrechtliche Ordnung abhängt. Es würde eine zweite Abhandlung nöthig werden, wollten wir unsere Meinung darüber ebenso begründen und ausführen. Bei der eminenten Wichtigkeit der Sache dürfen wir dieselbe aber doch nicht verschweigen, damit nicht der Irrthum entstehe, daß wir lediglich der Ansicht des russischen Autors beistimmen.

Gewöhnlich wird die Frage so gestellt: „Entweder Individualismus oder Socialismus? Individuelle Freiheit oder Staatsmacht?" Da liegt aber unsers Erachtens der Irrthum schon in der Frage, welche immer nur eine Seite vorkehrt und die andere ausschließt. Die ganze logische und praktische Gefahr ist die Einseitigkeit der beiden Principien, auf deren Verbindung das wahre Recht beruht.

Wir können nicht zugeben, daß der Individualismus, wenn man darunter nur das Princip versteht, daß zunächst jedes Individuum berechtigt sei, zu sein, wie es ist, und daß die Entfaltung individueller Eigenart ein menschliches Grundrecht sei, mit dem Princip des Egoismus zusammenfalle, insofern man mit dem Ausdruck Egoismus eine tadelnswerthe Selbstsucht bezeichnet. Weil der Einzelmensch als ein eigenartiges, von allen andern Menschen verschiedenes Wesen, als Einzelner existirt, weil seine Individualität, so wie sie ist, von Gott erzeugt ist, so hat er auch ein natürliches Recht, zu sein. Aber wenn das Individuum ausschließlich und einseitig nur an sich denkt, nur sich will, und alle Pflichten gegen das Ganze, gegen die Gattung übersieht und vernachlässigt, dann verkehrt sich das an sich berechtigte Princip des Individualismus in das verwerfliche des Egoismus.

Da der Einzelmensch nicht blos ein Individuum, sondern zugleich als Mensch ein Glied einer großen Genossenschaft ist, seiner Familie, seines Volks, der Menschheit, deren sichtbares Bild sein Körper ist, so muß er seine Eigenart in einer Weise entwickeln und bethätigen, wie es die Rücksicht auf die Gemeinschaft erfordert, und macht sich nun auch das Recht des Ganzen geltend gegenüber dem Theile des Ganzen.

Als Einzelner ist der Mensch ein Ganzes für sich: als Mensch ist er ein Theil der Gattung. Die Natur hat in jedem Einzelmenschen beides zusammengefügt. Die einseitige Theorie der Philosophen hat zuweilen nur eine der beiden Seiten gesehen. Wenn die antike Staatstheorie meinte: Der Einzelne ist nur für den Staat da; so konnte dabei das Ganze, der Staat bis auf einen gewissen Grad ausgebildet werden, aber die Individuen waren unterdrückt. Nicht minder verwerflich ist aber die moderne Lehre vieler Neuern: Der Staat ist nur für die Individuen da. Im Alterthume hat man das Recht der Gemeinschaft, d. h. des Staates bis zur Zerstörung der individuellen Freiheit überspannt; der neuern Zeit liegt die entgegengesetzte Gefahr näher, über den Einzelnen und ihrer Freiheit das Ganze zu vergessen und den Staat aufzulösen. Die Einheit und Gleichheit beruht auf der Gemeinschaft, die Mannichfaltigkeit auf dem Unterschied der Individuen. Nur wo beides beachtet wird, merkt man auf den Willen Gottes in seiner Menschenschöpfung. Hätte er nicht Beides gewollt, so hätte er nicht diese Doppelnatur, die Rasse und die Individualart in jedem Einzelmenschen verbunden.

Man kann nicht sagen, daß die Fortschritte der Civilisation ausschließlich dem einen oder dem andern der beiden Principien zu verdanken seien; wenngleich in den einen Perioden der Geschichte mehr die eine, in den andern die andere Seite der menschlichen Natur ins Licht trat und den Impuls gab. Niemals aber wardie verdunkelte Seite ganz erloschen, niemals konnte sie ausgerottet werden. Wie viele gemeinnützige Anstalten und civilisatorische Werke haben der römische Staat, die katholische Kirche, der moderne Staat geschaffen, die von den Einzelnen gar nicht oder viel später oder ungenügender hergestellt worden wären. Aber wie viele andere Dinge vom höchsten Werthe nicht blos für Einzelne, sondern für jedermann, sind durch individuelle Arbeit — ohne alle Unterstützung der Gesammtheit — geschaffen worden. Die großen Gesetze und Rechtsanstalten sind regelmäßig das Werk der Gemeinschaft, die Offenbarung neuer Wahrheiten und die Entdeckung der technischen Hülfsmittel sind fast immer das Werk der Individuen. Der staatliche Despotismus Roms hatte die Menschheit erdrückt, wenn nicht die Germanen für die individuelle und die genossenschaftliche Freiheit

einen siegreichen Kampf unternommen hätten. Der germanische Absonderungstrieb hätte eine völlige Zerbröckelung des Ganzen in seine Theile herbeigeführt, wenn nicht die Germanen genöthigt worden wären, in die römische Schule zu gehen und in Kirche und Staat die Autorität des Ganzen zu verehren.

Da ist der Fortschritt der Civilisation am sichersten und gesundesten, wo die beiden Principien neben- und miteinander, wenn auch mit wechselnder Energie wirken, und da ist die Civilisation in ihren Grundlagen bedroht, wenn das eine Princip in einseitiger Ueberhebung das andere unterdrückt.

In der öffentlichen Meinung aber erkennen wir nicht die Aeußerung des Individualprincips. Im Gegentheil, die öffentliche Meinung ist der Ausdruck des Gemeingeistes, wie derselbe vorzüglich in den gebildeten und reflectirenden Mittelklassen durch Lectüre und Gespräch sich verbreitet. Die öffentliche Meinung ist die Meinung der Gesellschaft: und wenn sie gefährlich wird für die Freiheit, so liegt die Hauptgefahr sicher nicht darin, daß die Menge der schlichten Bürger von ihr gedrückt wird, sondern darin, daß die originellen Individualgeister, wenn sie anders denken, glauben und handeln, als die Meinung der Gesellschaft es versteht und wünscht, von ihr verfolgt werden. Die öffentliche Meinung ist demokratisch, oder wenn man will repräsentativ-demokratisch von Natur. Daher ist sie vorzüglich den Geistesaristokraten gefährlich, welche sie nicht zu leiten oder ihr wenigstens zu imponiren wissen. Jede Macht kann, wenn sie leidenschaftlich wird, zur Tyrannei ausarten. Auch die öffentliche Meinung kann es, und am ehesten dann, wenn sie von Vorurtheilen statt von Gründen bestimmt wird. Wenn die öffentliche Meinung, was doch ihrem Ideal entspricht, nichts anderes ist als das öffentliche Gewissen und die öffentliche Vernunft, dann gebührt ihr auch ein entscheidender Einfluß und dann ist ihre Herrschaft mit jeder Freiheit, auch mit der Individualfreiheit wohl verträglich, denn diese Freiheit wird naturgemäß von dem öffentlichen Gewissen gebilligt und von der öffentlichen Vernunft geschützt.

Noch weniger können wir zugeben, daß die katholische Kirche ein Repräsentant des Individualprincips sei. Als Kirche muß sie im Gegentheil das Princip der Gemeinschaft vertreten, und als römische Kirche thut sie das in so energischer einheitlicher Weise, daß sie an den antikrömischen Staat erinnert.

Das Christenthum aber ist wohl verträglich mit beiden Principien. Christus selbst hat als Individuum und im Gegensatz gegen den antiken Staat seine neue Lehre unter die Menschen gebracht; und seine Jünger haben jeder seiner Individualität gemäß nach den besondern

Gaben, die jeder empfangen hatte, für die Ausbreitung und Bewahrung der neuen Religion gewirkt. Damit ist das Individualprincip gewahrt. Zugleich aber hat Christus für die Menschheit gelebt, und seine Jünger haben sich als Brüder geliebt, und die Menschen zur gemeinsamen Kindschaft Gottes erzogen. Darin ist das Princip der Gemeinschaft und der Einheit des Ganzen anerkannt. Sogar in dem Spruch, den unser Autor zum Princip seiner ganzen Darstellung macht: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", sind jene beiden Principien nebeneinander ausgesprochen; und die Nächstenliebe auf das Vorbild der Selbstliebe verwiesen.

Aber dieses religiöse und sittliche Princip der Liebe ist nicht und kann und will nicht ein Princip der Oekonomie noch des Rechts sein. Es läßt sich darauf kein wirthschaftliches und kein juristisches Gesetz gründen und damit allein weder ein Haus bauen noch ein Staat einrichten.

Ueber

die Bauerngemeinde

und

den Grundbesitz.

Es kann uns nur zur Freude gereichen, daß unsere Literatur aufhört, sich ausschließlich mit den Begebenheiten des Auslandes zu beschäftigen, daß die französischen und englischen Anschauungen über Politik und Moral sowie die deutschen philosophischen Speculationen nicht mehr ausschließlich die alltägliche Nahrung unserer Schriftsteller ausmachen, und daß wir allmählich anfangen, in die Bedeutung unsers eigenen öffentlichen und Privatlebens einzudringen. Lange genug war die Literatur bei uns eine sozusagen aus der Fremde eingeführte Treibhauspflanze, welche sich von fremden Kräften nährte, unter dem Einflusse einer fremden Atmosphäre aufwuchs und dürre, geschmack- und gehaltlose Früchte trieb. Zwar sprechen wir auch jetzt noch gern in Fremdwörtern, messen das Unserige nicht mit eigener Elle, suchen bei uns dasjenige, was uns in Europa oder in seiner Geschichte afficirt, und begreifen die Erscheinungen des russischen Lebens nur mit Hülfe geschraubter Erklärungen, welche wir von Guizot, Thierry, Bastiat u. a. entlehnen; aber trotzdem wird das eigentliche Volkswesen Rußlands in seiner ganzen Mannichfaltigkeit für uns immer mehr und mehr zum Gegenstande des Studiums; unsere Künstler wählen dasselbe jetzt vorzugsweise zum Gegenstande ihrer Darstellungen; durch eine allmähliche

nähere Bekanntschaft mit demselben sowie durch die Kraft ihrer eigenen Talente erlangen dieselben die Fähigkeit, immer tiefer und tiefer die Anschauungen, die Sitten und Gebräuche gerade jener Schichten unserer großen Genossenschaft zu begreifen, welche vorzugsweise die Repräsentanten unserer Volksthümlichkeit genannt werden müssen. Unsere Kunst hat bereits die Bahn der Volksthümlichkeit betreten; hoffen wir, daß auch die Wissenschaft in Rußland nicht lange mehr in einem luftigen oder besser gesagt, luftlosen Raume verweile, daß auch sie in dem heimatlichen Boden Wurzel schlage und durch die Berührung mit der Wirklichkeit, dem lebendigen Leben befruchtet werde.

Andererseits erscheint es nicht minder erfreulich, daß der Kreis des lesenden und schreibenden Publikums sich allmählich erweitert, daß die Wißbegierde von Tag zu Tag zu einem allgemeinern Bedürfnisse wird, und daß die Unwissenheit, welche sich nicht belehren will und jede Aufklärung verachtet, immer seltener und seltener ihre Stimme zum Lobe einer gewissen glückseligen Unschuld erhebt, welche man gern für die Frucht der goldenen Unwissenheit ausgeben möchte, zum Schutze eines längsterschlafften und jetzt fast gänzlich vertrockneten Patriarchenthums und zum Lobe einer allgemeinen Zufriedenheit, welche aus einer gewissen Beschränktheit der nationalen Bedürfnisse hervorging. Lange waren die Leute, welche mehr als andere die Pflicht und die Möglichkeit hatten, sich zu bilden, nämlich diejenigen, welche dem Staatsdienste, der Hauswirthschaft, dem Handel oder einfach gar keiner Beschäftigung oblagen, in eine schimpfliche, demoralisirende Apathie versunken. Gewiß war die Nachahmung fremder Sitten und Gewohnheiten und die papagaienartige Wiederholung fremder Begriffe und Gefühle gleich lächerlich und beklagenswerth; es wurde und wird auch jetzt noch unserer Bildung hierdurch gar mancher Schaden zugefügt; allein unser Behagen an

Unthätigkeit, Unwissenheit und materiellen Genüssen, unsere Gefühllosigkeit gegen gemeinsame Angelegenheiten und das Beharren auf abgenutzten und deshalb auch für das kommende Geschlecht zwecklosen Bahnen haben für uns vielleicht nicht minder tödliche Folgen erzeugt.

Allerdings mag diese Apathie selbst aus der verderblichen Verschiedenheit zwischen dem heimatlichen und dem eingeimpften Leben, zwischen dem, was unsere Natur verlangte und die fremde Civilisation ihr gewährte, hervorgegangen sein; allein dennoch muß man anerkennen, daß in jedem von uns, gleichsam in Uebereinstimmung mit unserm slawischen Naturell, eine gewisse Neigung zur dauernden Erhaltung des Bestehenden vorhanden ist. Allerdings ist diese Neigung in gewissem Grade lobenswerth und bürgt für die lange Existenz unserer Gemeinschaft in der Zukunft, allein aus den gehörigen Schranken heraustretend, kann uns gerade diese Neigung vom Fortschritte abhalten und uns der Möglichkeit berauben, das zu sein, was wir sein sollen — nämlich bedeutende Factoren in der Entwickelung der Menschheit. Die vor kurzem erfolgte Belebung unserer Genossenschaft, die größere Theilnahme derselben an dem Werke der Aufklärung und ihr Streben, unsere Zustände auf vernünftigen Grundlagen zu befestigen, sind deshalb auch wirklich tröstende Erscheinungen: sie müssen in jedem Freunde Rußlands und der Menschheit unaussprechliche Freude erwecken.

Besonders wichtig aber ist, daß jetzt bei uns unsere eigenen Fragen, welche aus unserm eigenen Leben und Sein hervorgehen und sich auf die Einrichtung unserer allgemeinen und besondern Verhältnisse beziehen, aufzutauchen beginnen. Allerdings ließen sich auch früher schon Mahnungen darüber vernehmen, daß man endlich anfangen müsse, nachzudenken, sich selbst und sein eigenes Land kennen zu lernen und mit seinem eigenen Kopfe zu arbeiten; allein leider war dies nur

von wenig Nutzen; diese Aufforderungen und Rathschläge verhallten wie die Stimme des Rufenden in der Wüste. Jetzt aber muß die Sache selbst einem jeden von uns ins Gewissen reden und ihn zur Vernunft bringen. Die Fragen werden nicht durch die Wißbegierde der Gelehrten, oder die Phantasie der Künstler, oder die Laune einzelner Leute, sondern durch die unabweisbaren Bedürfnisse unserer gesellschaftlichen Einrichtung aufgeworfen. Allerdings können und sollen wir uns mit unsern westeuropäischen Lehrern berathschlagen, da diese bereits vor uns viele Erfahrungen gemacht und sich viele Kenntnisse gesammelt haben; allein, da wir jetzt nicht unsere Geschichte vor uns haben, welche sich leicht nach einer fremden oder willkürlichen Harmonie umarbeiten läßt, sondern die Wirklichkeit, welche uns augenblicklich der Unwissenheit, falscher Begriffe und der Unfähigkeit, mit eigenem Kopfe zu denken, beschuldigen kann, so müssen wir mit oder gegen unsern Willen in unsere eigenen Verhältnisse eindringen, deren Bedeutung ergründen und die directe Beantwortung der auftauchenden Fragen suchen. Es mag sein, daß wir das, was wir freiwillig nicht thun wollten oder nicht zu thun vermochten, jetzt gezwungen thun müssen: vielleicht wird bei der Feststellung unserer Fragen uns auch die Antwort darauf nicht ausbleiben.

In letzterer Zeit hat sich die allgemeine Aufmerksamkeit vorzugsweise der Beurtheilung und Lösung einiger landwirthschaftlichen Fragen zugewendet, welche direct aus unserer Gemeindeeinrichtung hervorgingen, und welche nicht nur für die Agronomen, sondern für alle Denkenden von gleich hohem Interesse sind.

Die Journalistik nahm begreiflicherweise an dieser Sache einen lebhaften Antheil, und unter vielen Aufsätzen, welche theils mittelbar, theils unmittelbar diesem Gegenstande gewidmet sind, werden namentlich folgende Betrachtungen angestellt:

Kann und soll man die Verpflichtung zur Arbeit gegen die freiwillige Arbeit vertauschen? Ist es angemessen, Pächter und Tagelöhner zu haben und das Grundeigenthum einer privilegirten Klasse zu belassen? Oder wäre es nicht besser für den Staat und für alle Staatsangehörigen insgesammt, das Eigenthumsrecht an Grund und Boden auf alle Ackerbautreibende zu übertragen? Und ist es in letzterm Falle vortheilhaft, Grund und Boden als persönliches Eigenthum einem jeden einzelnen Besitzer oder als gemeinschaftliches Eigenthum der ganzen Gemeinde zuzuweisen. Diese Fragen sind äußerst wichtig und es fehlt uns zur Lösung derselben allerdings noch an vielen Daten; allein je schwieriger eine Aufgabe und je weniger bearbeitet dieselbe ist, desto mehr tritt für einen jeden die Nothwendigkeit hervor, seine Meinung darzulegen und dasjenige mitzutheilen, was er in seiner mehr oder weniger langen Praxis in Erfahrung gebracht.

Die Aufsätze, in welchen die oben genannten Fragen in Erwägung gezogen werden, haben leider zwei wesentliche Mängel: entweder berühren sie nur die praktische Seite, welche sie durch einige für den Grundherrn günstige Phrasen des gemeinen Volks unterstützen, dabei aber aller theoretischen und rationellen Einsicht in die Landwirthschaft entbehren, oder sie betrachten die Landwirthschaft nur von der theoretischen Seite mit einem auffallenden Mangel an den nothwendigsten Kenntnissen unsers Bauernwesens. Die einen erklären ihre Gegner für Phantasten, halten deren Theorien und Combinationen für Ausgeburten der Stubengelehrsamkeit, behaupten, daß deren Rathschläge an der Sache nichts ändern und daß ihnen sogar die Kenntniß der Grundbedingungen der Landwirthschaft abgehen, während die andern die Beweise, welche von Landwirthen, die fast beständig auf dem Lande leben, angeführt werden, verwerfen und nur rein theoretische Beweisgründe und logische Schlüsse sowie wohlgesinnte Rathschläge

und Ermahnungen, ja selbst nur hohltönende Phrasen vorbringen. Im Grunde aber haben beide unrecht. Die letztern, welche der Wahrheit näher stehen, haben es verschmäht, sich die unumgänglich nothwendige landwirthschaftliche Erfahrung anzueignen, während die erstern, in den kleinlichen Beschäftigungen des Landlebens versunken, mit Liebe an demjenigen hängen, was sie nicht ohne große Mühe geschaffen und zu Stande gebracht und aus Furcht vor dem bloßen Gedanken, es möchte die ganze landwirthschaftliche Ordnung eine Veränderung erleiden, sich von ihren gewohnten Beschäftigungen und Vorstellungen nicht losreißen wollen oder können, indem sie, wenn auch nur mit einem Auge, auf dasjenige sehen, was in, aber nicht auf das, was auf der Erde ist. Die einen haben vorzugsweise die Menschen (was allerdings auch vollkommen recht ist) im Auge, stehen aber leider selbst nicht fest auf dem Boden der Landwirthschaft; die andern, sich nur mit der Erzeugung von Getreide, Runkelrüben und Schmalz beschäftigend, scheinen nicht immer zu begreifen, daß dies alles nur für den Menschen producirt wird, und an und für sich, allein genommen, durchaus keinen Werth hat.

Wir sind durchaus nicht so unbescheiden, um uns der Meinung hinzugeben, genügende Antworten auf die oben angeführten Fragen geben, oder viel zu deren Lösung beitragen zu können; wir haben uns nur vorgenommen, einige über diese Gegenstände bereits angeregte Fragen zu erörtern, und wollen unsere Ansichten nicht zur Aussöhnung der Streitenden (denn dieses Ziel ist für jetzt noch zu hoch und zu weit entfernt für uns), sondern nur deshalb anführen, um über diese äußerst wichtigen Gegenstände eine Discussion zu führen und dieselbe auf Beweisgründe zu basiren, die ebenso für das vorzugsweise praktische Publikum als auch für jenes verständlich sind, welches sich mehr mit Theorien beschäftigt. In der Lage, etwas Vernünftiges über diesen Gegenstand sagen zu

können, werden wir andererseits hierzu auch noch dadurch ermuntert, daß wir mehr als zwanzig Jahre auf dem Lande und vorzugsweise auf den Feldern zubrachten, in beständigen Beziehungen zu den Bauern standen und unsere Wirthschaften persönlich führten, ohne uns deutscher, polnischer oder aus Ackerbauschulen hervorgegangener, oder einfach aus dem Hofgesinde genommener Verwalter zu bedienen; andererseits haben wir durch wiederholte Reisen in fremden Ländern den Landbau unter andern als bei uns vorhandenen Bedingungen kennen gelernt und haben nach Maßgabe unserer Kräfte und Fähigkeiten die verschiedenen Systeme der landwirthschaftlichen Einrichtung und des allgemeinen Volkslebens, wie sich dieselben aus dem vielhundertjährigen Leben der Menschheit entwickelten, zu ergründen gesucht.

Betrachten wir nun zuerst den Beweisgrund, welcher gegen die freiwillige Arbeit erhoben wird, einen Beweisgrund, der eine gewisse Aufregung selbst bei jenen Leuten hervorgerufen hat, welche von der geringen Production der Pflichtarbeit und von der Nothwendigkeit überzeugt sind, dieselbe durch eine mehr rationelle und vortheilhaftere Arbeit zu ersetzen.

Dieser Beweisgrund wird gewöhnlich so dargestellt: Unsere Bauern haben wenig Bedürfnisse, liegen gern auf dem Ofen, sie verdingen sich, solange noch eine Brotrinde im Hause vorhanden ist, nur ungern als Arbeiter und kümmern sich im allgemeinen wenig um den Verdienst; es muß daher bei der Umwandelung der Pflichtarbeit in eine freiwillige nothwendigerweise ein Stillstand in der Bebauung der gutsherrschaftlichen Felder eintreten, welche vor allem das meiste Getreide zum Verkaufe liefern. Außerdem entrollen die Anhänger dieser Meinung verschiedene Bilder, wobei sie, um den gewünschten Effect hervorzubringen, weder Farben noch Erdichtungen, weder Schlagworte noch Texte aus der Heiligen Schrift sparen. Zur Widerlegung dieses Arguments ist bereits vieles

Gegründete und Richtige gesprochen worden — daß die Menschen im allgemeinen nicht Feinde ihres Fleisches sind; daß die Lebensbequemlichkeiten von jedem angestrebt werden, und daß unsere Bauern dieselben einzig nur deshalb nicht genießen, weil für sie keine Möglichkeit dazu vorhanden ist; daß der Mensch für sich und nach seinem eigenen Willen mit besonderm Fleiße arbeitet; daß die freie Arbeit productiver als die gezwungene ist; daß mit der Einführung der Arbeit für den eigenen Nutzen, sowie des Pacht- und Tagelöhnerverhältnisses in unsern Wirthschaften, sich dieselben bedeutend entwickeln und viel mehr Getreide als bisher produciren müssen. Auf dieses erwidern die Vertheidiger der Pflichtarbeit, daß alle diese Beweise nur Früchte der Stuben- und Büchergelehrsamkeit seien, daß dieselben ausländischen Theorien entlehnt und bei uns von Leuten entwickelt wurden, welche sich durch eine falsche Philanthropie und durch fehlerhafte Systeme hinreißen ließen; daß hingegen unsere eigene, im eigenen Lande gemachte Erfahrung täglich das Gegentheil beweise; daß ein längerer Betrieb von Wirthschaften, ein beständiger Umgang mit den Bauern u. s. w. vollkommen die Nothwendigkeit der Pflichtarbeit sowie das Unzeitgemäße darthue, dieselbe durch die freiwillige Arbeit ersetzen zu wollen. Zur Begründung dieser Sätze werden gewöhnlich vorgekommene und auch nicht vorgekommene Anekdoten erzählt und zum Schlusse ein Lobgesang auf unsere gegenwärtige landwirthschaftliche Einrichtung angestimmt. Da ich unsere Landwirthschaft ebenfalls von Grund aus kenne, sowol in Bezug auf Pflicht- als freiwillige Arbeit einige Erfahrung besitze und mit dem Bauernwesen bekannt bin, aber nicht infolge von Erzählungen und Schilderungen, auch nicht infolge von Aeußerungen der Verwalter und Gutsherren, so will ich versuchen, den oben angeführten Beweisgrund zu widerlegen.

Allerdings haben unsere Bauern beschränkte Bedürfnisse;

allein der Grund hiervon liegt nicht in ihrer Unfähigkeit, dieselben zu vermehren und zu erhöhen, nicht in ihrer Abneigung gegen die Bequemlichkeiten des Lebens, sondern vielmehr in der Unmöglichkeit, selbst die nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen, jene Bedürfnisse, welche nicht durch die Willkür des Menschen hervorgerufen werden, sondern welche unmittelbar und nothwendigerweise aus seiner Natur hervorgehen. Diese äußersten Bedürfnisse sind aber nichts weniger als geringe oder gar so leicht zu befriedigen! Werfen wir einen Blick auf das Leben eines Fronbauern, der mit einer guten Wohnstelle, mit zwei Dessiatinen Land von jedem Felde und einer Dessiatine Wiesengrund versehen ist, welcher drei Tage in der Woche für die Herrschaft arbeitet, und von dem herrschaftlichen Walde unentgeltlich Holz, Reisig und Pfähle für seinen Zaun, sowie zu mäßigen Geldpreisen Pfosten, Balken und Breter zum Bauen erhält. Man sieht, daß ich als Beispiel einen Bauern genommen habe, der sich in einer guten Lage befindet, obgleich es ungemein viele Bauern gibt, welche bei weitem nicht unter so angenehmen Verhältnissen leben! Von seinen zwei Dessiatinen erhält er bei einer mittlern Ernte einen Reinertrag von zehn Tschetwert Getreide; ich nehme an, daß der Roggen allein fünf Tschetwert ausmacht (wobei zu bemerken, daß ich bei dieser Berechnung eine für meine Gegner sehr vortheilhafte Voraussetzung aufstelle, denn man kann bei weitem nicht in allen Bodenlagen auf eine ähnliche mittlere Ernte rechnen); hat derselbe nun eine Familie von fünf oder sechs Köpfen, beiderlei Geschlechts (aber wie viele Familien gibt es, wo auf einen Arbeiter sieben, acht und selbst zehn Köpfe kommen!), so wird das Getreide bis auf den letzten Rest aufgezehrt, während von demselben doch auch ein Theil für die Nahrung des Viehes verwendet werden muß, denn die Pferde immer mit Hafer zu füttern, kommt theuer und das Heu von einem solchen Stückchen Land ist gewöhn-

lich nicht ausreichend. Von anderthalb Dessiatinen Hafer erhält man in einem mittlern Jahre ebenfalls einen Reinertrag von ungefähr zehn Tschetwert (d. h. wenn das vierte Korn geerntet wird); für seine eigenen Pferde während der Zeit des Frühjahrspflügens und für die Herrschaftsfuhren muß er wenigstens fünf Tschetwert aufwenden, sodaß folglich ungefähr fünf Tschetwert zum Verkaufe gebracht werden können; allein der vernünftige und wohlhabende Bauer verkauft seinen Hafer nicht, sondern füttert damit seine Pferde, mit welchen er dann Fuhren übernimmt und auf diese Weise für den verbrauchten Hafer anderthalbmal mehr gewinnt als der Marktpreis beträgt. Die noch übrige halbe Dessiatine Boden liefert dem Bauer kaum so viel Buchweizen, um daraus den nöthigen Vorrath an Grütze für das ganze Jahr zu gewinnen. Heu wird bei uns fast allenthalben auf den Gehorchsparcellen nur wenig geerntet, und die Bauern nehmen deshalb überall, wo sie nur können, Wiesengründe in Pacht: das Geld hierfür verdienen sie sich dadurch, daß sie bei den Fuhren das für die Pferde nothwendige Heu unter sich verkaufen. Die Hauptgeldeinnahme unserer Accordbauern fließt vom Vieh und den Fuhren. Aber wie oft vernichtet nicht eine Seuche dem Bauern alle Hoffnung auf den Verkauf des Viehes im Herbste? Und die Fuhren? Nur selten gewähren dieselben einigen Vortheil: größtentheils ist der Bauer froh, wenn er seinen auf die Pferde verwendeten Hafer sowie das Heu zu einem guten Preise dabei herausschlägt. Im Herbst verkaufen die Bauern allerdings noch einige Metzen Hanfsamen, welcher von dem jährlichen Bedarfe übrig bleiben muß; im Winter bringen sie auch etwas Hanf zu Markte; wenn sich im Herbst oder zur Brachzeit irgendeine Arbeit ergibt, so sind sie auch dieser nicht abgeneigt und sind froh, einige Kopeken zu verdienen. Allein wie viele Bedürfnisse hat der Bauer mit dem eingenommenen Gelde nicht zu befriedigen;

er muß Salz, Theer, Bast, bald ein Rad oder einen Schlitten, bald eine Pflugschar, eine Sense, eine Sichel, bald einen Kuschok [1]), bald eine Mütze u. s. w. kaufen; er muß sein Pferd unterwegs beschlagen lassen, Kopfsteuer bezahlen, Rekruten stellen u. s. w.; er muß den Geistlichen für kirchliche Verrichtungen bezahlen u. s. w. Und wie viele andere unvorhergesehene Ausgaben stellen sich noch ein: geht ihm ein Pferd zu Grunde, so muß er ein anderes kaufen, denn ohne ein oder ein paar Pferde ist der Bauer eben kein Bauer; wenn, was leider häufig geschieht, eine Feuersbrunst seine Hütte oder seine Scheune zerstört, so kann sich der Bauer zehn Jahre lang nicht von diesem Unglück erholen; wenn während der Arbeitszeit er oder sein Weib erkrankt, so muß er für die Aushülfe so viel Geld oder Getreide bezahlen, daß er das ganze Jahr hindurch diesen Ausfall nicht mehr decken kann. Oft genug habe ich diese bäuerlichen Hauswirthschaften näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und immer hat sich mir hierbei ein Gefühl der Bewunderung für die seltene Geschicklichkeit unserer Bauern aufgedrungen, aus wenigem viel zu Stande zu bringen und fast aus nichts das für ihre Existenz unumgänglich Nothwendige herauszuschlagen. Mehr als einmal habe ich, wenn ich mir ihre Bedürfnisse recht anschaulich machte, nicht zu begreifen vermocht, wie sie denn eigentlich zurecht kommen. Allein unsere Bauern sind erfinderisch, arbeitsliebend und lassen vor allem nicht leicht den Muth sinken; man darf ihnen nur zusehen, der eine verdient hier, der andere dort etwas Geld, und ihre Bedürfnisse, so groß dieselben auch im Vergleich zu ihrer Fähigkeit, dieselben zu befriedigen, sind, so werden dieselben doch nach Möglichkeit gedeckt. Und kaum kommt ein Bauer ein wenig in die Höhe, so sucht er sich sogleich eine neue Hütte zu bauen oder eine

---

1) Leibbinde der russischen Bauern.

Stube herzurichten. Sich einen überflüssigen Schafspelz, ein zweites Gewand oder ein zweites Paar Stiefel anzuschaffen, ist die erste Sorge eines in bessere Verhältnisse kommenden Bauern. Vergleiche man nur das Mittags- und Abendessen eines reichen und armen Bauern, gehe man nur in die Hütte des einen und des andern hinein, betrachte man ihre Geschirre, ihre Kleidung und ihre Schuhe, und man wird zugeben, daß der Unterschied zwischen beiden groß und daß unser Bauer durchaus nicht gefühllos gegen die Bequemlichkeiten des Lebens ist. Man wirft ihm Gleichgültigkeit gegen dieselben vor, weil man sich entweder nicht die Mühe nahm, sich mit seiner Lebensweise genau bekannt zu machen, oder weil man seine Lebensbedürfnisse nach dem Maßstabe des eigenen Comfort mißt, oder weil man endlich, indem man ihn der Möglichkeit beraubt, selbst das Nothdürftige zu befriedigen, sein Gewissen dadurch beruhigt, daß man sich glauben machen will, „er sei gegen die Bequemlichkeiten des Lebens ganz unempfindlich". Nein! unsere Bauern verdienen gern Geld, sobald man ihnen nur die Gelegenheit dazu bietet; er baut sich mit Freude zwei und drei Hütten, er zieht vieles Vieh, versieht sich mit warmem und selbst schmuckem Gewande u. s. w., wenn nur die Möglichkeit hierzu vorhanden ist. Seid ihr, meine Gegner, wol schon durch reiche und arme Dörfer gekommen, und habt ihr euch in den Häusern der Zins- und Fronbauern näher umgesehen? Wenn euch dies begegnet und wenn ihr das Herrenthum sowie einige weitere vorgefaßte Meinungen außerhalb der Schwelle gelassen, so werdet ihr gewiß bemerkt haben, daß die Zinsbauern reicher sind als die Fronbauern, und warum? wol nur deshalb, weil dieselben freier über ihre Zeit verfügen. Ihr konntet auch bemerken, daß die Bauern um so wohlhabender sind, je weniger sich der Gutsherr um sie bekümmert, d. h. je weniger er sich in ihre Privatverhältnisse mischt, oder mit andern Worten, je weniger er sie in ihren

eigenen Anordnungen beschränkt. Ich weiß, daß man mit mir hierin nicht übereinstimmt, und daß man sogar das Gegentheil zu beweisen suchen wird; allein ich habe mich oft genug in verschiedenen Gouvernements bewegt, ich habe mir seit mehr als zwanzig Jahren den Grundsatz zur Richtschnur genommen, mich so wenig als möglich in die Bauernverhältnisse zu mischen, und habe dadurch die Ueberzeugung gewonnen, daß die gutsherrliche Fürsorge nur dazu führt, die Bauern sorglos und faul zu machen, daß dieselben dadurch jede Lust, sich etwas zu erwerben, verlieren und nur in Armuth und Liederlichkeit gerathen. Ich könnte zur Bestätigung meiner Ansicht viele Beispiele aus verschiedenen Gegenden anführen, wenn diese Beweise aus vielen Gründen nicht unbequem wären, ich erzähle deshalb auch keine Anekdoten, sondern nur die reine Thatsache meiner eigenen Wirthschaft, welche man in dem saposchokischen Kreise des rjäsanschen Gouvernements in Augenschein nehmen und wobei man sich an Ort und Stelle von der wohlthätigen Wirkung überzeugen kann, welche die Art und Weise der Verwaltung, die ich für die beste anerkenne, auf die Bauern ausgeübt hat. Ich werde mich bestreben, möglichst kurz zu sein.

Die Güter, welche ich besitze und bewirthschafte, bestehen aus einigen tausend Seelen, und ich habe dieselben von verschiedenen (an der Zahl elf), theils sorgfältigen, theils nicht sorgfältigen Gutsherren erworben. Als die Bauern unter meine Botmäßigkeit kamen, befanden sich dieselben in sehr verschiedenen Zuständen, und ich habe schon auf den ersten Blick die Bemerkung gemacht, daß der Grad ihres Wohlstandes ganz im umgekehrten Verhältnisse zu dem Grade der Fürsorge ihrer frühern Gutsherren stand. Mit der Zeit verbesserten die Bauern, um welche sich die Gutsherren wenig und mit geringer Sorgfalt bekümmert hatten, sehr schnell ihre Verhältnisse, nachdem ihre privaten sowie Gemeindeangelegen-

heiten ihrer eigenen Leitung überlassen worden waren; jene Bauern dagegen, bei welchen die Gutsherren im Herbst den zum Säen nothwendigen Hafer in ihre Scheunen zur Aufbewahrung eingesammelt, welche sich bei allem an ihren Herrn gewendet, welche ohne seine Genehmigung nicht das Geringste zu verkaufen, noch sich aus ihrem Dorfe zu entfernen gewagt, und welche sich sogar zu Festsetzung der Heirathen in dem Hofe des Gutsherrn versammelt und dort auch am Ende ihre Hochzeit gehalten hatten — sich lange, lange nicht zurecht finden und nur mit Mühe an eine Selbstbewirthschaftung sich gewöhnen konnten; ich hatte mit letztern eine zehnmal größere Plage als mit jenen Bauern, welche ich von abwesenden oder wenig sorgsamen Gutsherren erworben hatte. Jetzt hat sich mit Gottes Hülfe und infolge des Grundsatzes, mich so wenig als möglich in ihre privaten und Gemeindeangelegenheiten zu mischen, die Lage meiner Bauern bedeutend verbessert. Baufällige Hütten finden sich gar keine oder nur wenige (das Holz lasse ich nur gegen Bezahlung ab); die Bauern haben viele alte Getreidevorräthe[1]); sie halten ihre Pferde und ihre Geschirre in Ordnung; es gibt nicht viele Säufer unter ihnen — mit Einem Worte, meine Bauern sind wirkliche Bauern; und dies verdanke ich vorzüglich dem Umstande, daß ich mich um ihre eigenen Angelegenheiten gar nicht kümmere.

Die Fürsorge, welche unter unsern Landwirthen leider immer mehr und mehr in Aufnahme kommt, entspringt nicht

---

1) Oefter schon begegnete es mir, daß ich bei hohen Getreidepreisen die Bauern zum Verkaufe ihres Korns zu bewegen suchte, welches dieselben aufgespeichert hatten. „Nein, Väterchen", erwiderten sie mir, „das Verkaufen ist leicht, aber das Einkaufen schwer, und das gekaufte Brot sättigt und gedeiht nicht." Und doch gibt es Leute, welche unsere Bauern der Gleichgültigkeit und des Mangels an Sorge für die Zukunft beschuldigen.

aus der Nächstenliebe (Ausnahmen in dieser Beziehung gibt es allerdings, allein sie sind selten), auch nicht aus der Erkenntniß der gutsherrlichen Pflichten (von welchen man so viel und mit so großer Ostentation spricht), sondern nur aus der gebieterischen Nothwendigkeit: die herrschaftlichen Feldarbeiten vermehren sich beständig, der Grund und Boden wird allmählich erschöpft und erfordert eine bessere Bearbeitung; die Transporte zum Verkaufe des herrschaftlichen Getreides, im Fall dasselbe nicht schon durch das ungeheuere Hofgesinde und durch die Scharen von Jagdhunden aufgezehrt wird, vermehren sich; die Vergrößerung des Viehstandes bedingt eine übermäßige Pflege für denselben, sowie die Aufführung verschiedener, früher nicht vorhanden gewesener Gebäude; die Einrichtung der Fabriken sowie anderer industriellen Etablissements, welche nicht auf wirklich commerziellen Grundlagen beruhen, rufen eine größere Spannung der Arbeitskräfte hervor u. s. w. Dies sind die Gründe, welche die Gutsherren veranlassen, das Pensum der Bauern zu erhöhen, was natürlich nur die Verarmung der Bauern und zugleich die Nothwendigkeit für die Gutsherren zur Folge hat, den Bauer immer mehr und mehr am Gängelbande zu führen. Mir ist es noch nicht vorgekommen, daß ich auf ein mit dieser Sorgfalt bewirthschaftetes Gut gestoßen wäre, dessen Bauern in guten Verhältnissen gelebt hätten, weshalb ich denn auch zu dem Schlusse gekommen bin, daß die Bauern, welche selbst über ihre Zeit verfügen und durch die Fürsorge des Gutsherrn nicht der Sorge für ihre Erhaltung enthoben werden, die besten Begründer ihres Wohlstandes sind.

Viele und darunter auch der Verfasser des von uns in Betracht gezogenen Aufsatzes klagen über die Schwierigkeit, Tagelöhner zu bekommen im allgemeinen und insbesondere in gesegneten Jahren, und folgern hieraus die Unmöglichkeit, bei größern Wirthschaften der Fronbauern entbehren zu können.

Da ich beständig Arbeiter dinge und viele Kaufleute kenne, welche ihre Wirthschaften nach commerziellen Principien leiten, so muß ich gestehen, daß ich weder an die Schwierigkeiten glaube, auf welche man bei dem Dingen von Arbeitern stößt, noch viel weniger aber an die Schlußfolgerung, welche hieraus gezogen wird. Bei mir, im Gouvernement Rjäsan, im saposchokischen Kreise, arbeiten beständig gegen hundert Zimmerleute, Ziegelbrenner und Steinhauer u. s. w. im Tagelohne und außerdem habe ich bei zwei Wirthschaften gegen funfzig Arbeiter, die von mir während des Sommers zu Feldarbeiten verwendet werden, und niemals habe ich bei der Aufsuchung von Arbeitern Schwierigkeiten gefunden; ja es finden sich im Gegentheil immer mehr Arbeitslustige als ich brauche. Ich dinge Arbeiter zu freiem Lohne[1]) aus meinen eigenen Bauern sowol als aus Kronbauern und Soldaten. In diesem Jahre hatte ich meist von den letztern. In dem samarischen Gouvernement dinge ich zur Urbarmachung sowie zur Saat und Erntezeit ebenfalls eine nicht geringe Anzahl von Leuten und ich besitze dort seit mehr als funfzehn Jahren bedeutende Wirthschaften, bin aber nie in der Lage gewesen, von welcher der Verfasser des fraglichen Aufsatzes spricht, als könne man selbst für Geld nicht einmal Arbeiter finden. Im Gegentheil, es melden sich immer mehr Arbeiter als man nöthig hat und es ist mir öfter als einmal begegnet, daß ich,

---

1) Die freien Löhne sind verschieden; ich kenne Gutsherren, welche ihre Arbeiter aus großen Familien (aus hörigen Familien) nehmen, denselben für den Sommer 12 Rubel Silber ohne Kost geben, und versichern, daß dieselben sogar gern bei ihnen im Tagelohn arbeiten. Allein einen solchen freien Preis will ich hier nicht verstanden haben. Zu mir kommen diejenigen, welche sich als Tagelöhner zu verdingen suchen, aufs Comptoir; der Burmeister handelt mit ihnen aus; die Fremden gehen immer zuerst auf die vorgeschlagenen Preise ein, und sobald zwei oder drei Arbeiter gedungen sind, willigen auch die übrigen ohne langes Hin- und Herreden ein.

wie man sich auszudrücken pflegt, das Dreifache bezahlte. Ich habe von verschiedenen Kaufleuten, und unter diesen von dem in unserer Gegend bekannten K. G. Moscharow, welcher in dem Gouvernement Rjäsan drei Wirthschaften besaß, gehört, daß er auch nie beim Suchen von Arbeitern auf Schwierigkeiten stieß. Wenn die Unternehmer manchmal über Mangel an Arbeitern klagen, so kommt dies daher, weil dieselben durch dieses Mittel die Arbeit theuerer bezahlt zu bekommen hoffen, oder weil plötzlich an irgendeinem Orte sich mehr Arbeit ergibt als man angenommen, oder auch weil eine neue Art von Arbeit in Aufnahme kommt. In den beiden letzten Fällen müssen in Rußland die Steigerungen viel bedeutender sein als in andern Ländern, weil es wegen Mangel an Communicationsmitteln für die Leute viel schwieriger ist, sich dorthin zu begeben, wo Bedarf nach ihnen besteht; die landwirthschaftlichen Arbeiten, von welchen hier vorzugsweise die Rede ist, gehören doch nicht zu letztern Kategorien; allerdings ist der Bedarf an Leuten für einige Arbeiten ein nicht lange dauernder und gemeinschaftlicher — wie z. B. für die Heu- und Getreideernte; allein auch hierzu kann man immer Arbeiter finden, wenn man sie nur zur rechten Zeit nimmt. Es ist natürlich, daß man während einer gesegneten Heu- und Getreideernte für die Arbeit das Doppelte und Dreifache bezahlen muß; außer der Preiserhöhung durch den größern Bedarf ist auch noch der Umstand in Betracht zu ziehen, daß bei enge stehendem Grase und Getreide die Arbeit härter ist, mithin bei weitem mehr Arbeitskraft auf eine Dessiatine verwendet werden muß. Hierbei muß man jedoch auch nicht außer Acht lassen, daß sich die Arbeiter in schlechten Jahren um die Kost verdingen, oder im Falle sie für sich keine Arbeit finden, sogar nach Hause zurückkehren. Ganze Haufen von Mähern und Schnittern kommen alljährlich über die Wolga herüber — wol aus keinem andern Grunde, als weil

hier Bedarf nach solchen Arbeitern herrscht. In manchem Jahre (versteht sich bei einer gesegneten Ernte) bezahlt man für das Schneiden einer Dessiatine gegen 25 Rubel Assignation, während bei einer Misernte die Arbeiter kaum 4—5 Rubel Assignation erhalten, und der mittlere Arbeitslohn nur 10—14 Rubel Assignation für anderthalb Dessiatinen beträgt. Bei uns im Gouvernement Rjäsan kann man ebenfalls immer Mäher und Schnitter dingen, denn es kommen aus dem kasinowschen, dem spaßkischen und rjäsanischen Kreise, ja selbst aus dem wladimirschen Gouvernement Arbeiter herbei. Wenn jetzt der Andrang der Ackerbauarbeiter nicht so groß ist, so kommt dies nur davon her, weil der Bedarf an Arbeitern gering ist. Ueberall, wo man dieselben begehrt, findet man sie auch. Die ganze Sache besteht nur darin, daß man die Arbeiter rechtzeitig dingt, ihnen den ausbedungenen Preis bezahlt, ihnen satt zu essen gibt und mit ihnen gewissenhaft abrechnet. Unter diesen Bedingungen, glaube ich, kann man immer so viele Arbeiter finden als man bedarf. Allerdings kann bei neu aufkommenden Arbeiten, bei einem plötzlichen und bedeutenden Bedarfe nach Arbeitskräften zeitweilig ein Mangel an Arbeitern eintreten; allein dies kommt überall vor, während bei uns, wie ich früher schon bemerkt, bei den schlechten Verbindungsmitteln und bei dem Mangel an Oeffentlichkeit, dieser Uebelstand nur noch stärker hervortreten muß; allein man kann keine Ausnahme zur Regel machen und darf nicht moralischen Ursachen zuschreiben, was einfach Ergebniß der Umstände ist.

Daß bei einer gesegneten Ernte die Arbeiter theuerer sind als in schlechten oder mittlern Jahren, ist nicht zu bestreiten; allein woher kommt bei uns diese natürliche Erscheinung? Vorzugsweise von der normalen Organisation unserer Arbeitskräfte. Ueberall besteht zwischen der Summe der erforderlichen Arbeit und den dieselbe verrichtenden Kräften ein ziem-

lich gleichmäßiges und stetiges Verhältniß; bei uns aber sind bei einer gesegneten Ernte für die Einheimsung des Getreides, für Transporte, für verschiedene Bauarbeiten, welche infolge des allgemeinen Ueberflusses vorgenommen werden, doppelt, ja dreimal so viele Arbeiter nöthig als in mittlern Jahren; bei einer Misernte gibt es nicht nur bei den Bauern zu Hause weniger Arbeit, bei den Kaufleuten weniger Fuhren und bei allen weniger Landarbeiten, sondern es vermindern sich überdies im Herbste auch die Fronen und hören zur Winterszeit gänzlich auf; selbst im Frühjahr und im Sommer werden von den nicht fronpflichtigen Leuten manche entlassen, welche die Gutsherren sonst zur Beaufsichtigung und andern nicht unumgänglich nothwendigen Verrichtungen zu Hause behalten hätten. Es zeigen sich deshalb die Leute, welche Arbeit suchen, in einer doppelt, ja dreifach größern Anzahl als in mittlern Jahren. Diese Unbeständigkeit und Ungleichheit in der Summe der verlangt werdenden und muthmaßlichen Arbeit kommt allerdings theilweise auch von unserm Boden her, welcher bald eine ungeheuer reichliche Ernte hervorbringt, bald kaum die Aussaat zurückgibt, theils aber auch von dem jugendlichen Zustande unsers Ackerbaues, welcher sich nicht gegen vollkommenen Miswachs sicher zu stellen weiß; hauptsächlich aber rühren sie von der armseligen Lage unserer Bauern her, welche sich wenig um ihre Existenz kümmern und sozusagen von einem Tage auf den andern leben [1]); außerdem haben sie ihren Grund auch noch in der

1) Man spricht soviel davon, daß die Existenz unserer Bauern durch die Verpflichtung ihres Gutsherrn, sie in Misjahren zu ernähren, vollkommen gesichert ist, und der Verfasser des von uns discutirten Aufsatzes liebt insbesondere die in dieser Beziehung bestehende Ordnung; betrachten wir jedoch die Sache, wie sie in der Wirklichkeit vorhanden ist; die Obroksbauern (Zinsbauern) sorgen allenthalben selbst für ihre Nahrung und kaum ein Gutsherr kauft ein Tschetwert Getreide, um

Möglichkeit, welche den Gutsherren gegeben ist, in Misjahren die Anzahl der Leute, welche sie bei ihren Wirthschaften haben,

dasselbe in einem Misjahre unter sie auszutheilen; in harten Jahren erlassen die Gutsherren entweder den Obrok oder vertheilen denselben auf Termine, ernähren aber ihre Bauern keineswegs, und es ist dies auch gar nicht nöthig. Die Fronbauern, welche Land in hinlänglicher Menge besitzen und für den Gutsherrn drei Tage in der Woche arbeiten, können ebenfalls die Unterstützung des Gutsherrn völlig entbehren. Während der 22 Jahre, in welchen ich wirthschafte, habe ich nur ein einziges mal (im Jahre 1839) Getreide aus meinem eigenen Speicher unter die Bauern vertheilt, und dies nur deshalb, weil ich beim Beginn meines Wirthschaftsbetriebs die Kornmagazine leer fand und ich in meiner Unerfahrenheit in Bezug auf das Ideal eines sorgsamen Gutsherrn noch sehr im Unklaren war. Seit dieser Zeit wurden während 18 Jahren, selbst in den unfruchtbarsten Jahren, die Gemeinde-Vorrathsmagazine nicht geleert, folglich wandte ich auch von meinem Getreide nicht ein Körnlein zur Ernährung meiner Bauern auf. Nur diejenigen Gutsbesitzer ernähren oder sollten wenigstens die Bauern ernähren, welche unverhältnißmäßig große Frondienste haben; doch theilen auch diese Gutsherren selten des Winters Getreide an ihre Bauern aus, sondern erlassen ihnen die Gehorchszahlung und schicken sie auf Arbeit; im Frühjahr vertheilen sie Getreide aus dem Gemeindemagazine, schließen zu diesem Zwecke aber sehr selten ihre eigenen Speicher auf (in welchen, im Vorbeigehen gesagt, auch selten Getreide vorhanden ist, weil die Gutsherren, wenn auch gerade nicht alle, ihr Getreide im Herbst oder im Anfange des Winters bis aufs letzte Korn verkaufen und nur so viel Mehl, als für den Bedarf von nöthen, und den zum Säen nöthigen Hafer zurückbehalten). Die Quantität des gutsherrschaftlichen Getreides, welches wirklich von *einigen* Gutsherren an ihre Bauern vertheilt wird, ist nichts im Vergleich zu jenem Getreide, welches diese Gutsherren alljährlich von Reserve-Grundstücken erhalten, welche die Bauern außer ihrer eigentlichen Dienstzeit umsonst bearbeiten müssen; folglich kommt es am Ende so heraus, daß nicht der Gutsherr die Bauern ernährt, sondern umgekehrt.

Die Bauern haben größtentheils kaum so viel Getreide, als ihnen zum Lebensunterhalte während des ganzen Jahres nothwendig ist; bei reichlichen Ernten bezahlen sie entweder ihre frühern Getreideschulden ab, oder verkaufen, wenn nöthig, einen Theil des Korns, denn in schlechten Jahrgängen sind auch sie entblößt und nicht im Stande, sich die verschiedenen für den Hausbedarf äußerst nothwendigen Gegenstände

nach Belieben zu verringern.[1]) Folglich liegt die Schuld eines solchen zeitweiligen Ausfalls und Mangels an Arbeitern nicht in dem Hange unserer Bauern, auf dem Ofen zu liegen, nicht in ihrem Hange nur infolge des Hungers zu arbeiten, sondern gerade in dieser Ordnung der landwirthschaftlichen Organisation, welche von so vielen gepriesen und für ein nothwendiges und unsern Bedürfnissen vollkommen entsprechendes Muster anerkannt wird.

Man sagt, daß bei uns in gesegneten Jahren die Arbeitspreise sehr hoch seien. Allein auch hiermit kann ich nicht übereinstimmen. Allerdings sind dieselben in den letzen Jahren gestiegen, aber ist denn bei uns nicht alles theuerer geworden? Die Landwirthe freuen sich, daß sie das Tschetwert Roggen nicht mehr um 3 oder 4 Rubel verkaufen, daß der Bodenwerth um das Doppelte gestiegen ist u. s. w., aber sind denn auch die Arbeiter um das Doppelte oder Dreifache theuerer geworden? Keineswegs; früher habe ich dieselben um 50 und 60

---

anzuschaffen. Auch gehen sie bei Misernten von Hause fort, um anderwärts etwas zu verdienen, um sich Salz kaufen und die Kopfsteuer bestreiten zu können.

1) Wenn die Arbeiter sich verdungen, d. h. einmal einen Contract abgeschlossen haben, so bleiben sie bei guter wie bei schlechter Ernte bei demselben Landwirthe. Allerdings sucht jeder Wirthschafter möglichst wenige Arbeiter zu haben, allein diese Sorge bleibt für ihn unter allen Umständen dieselbe. Zudem kostet der freiwillige Arbeiter bei guter wie bei schlechter Ernte im Auslande dem Wirthschafter eins und dasselbe; bei uns dagegen ist die Sache ganz anders: ist Ueberfluß an Getreide vorhanden, so verrichten die Gehorchsarbeiter dem Gutsherrn ihre Dienste, ohne von demselben Getreide oder Geld zu empfangen; weshalb denn auch der Gutsherr häufig eine überflüssige Anzahl von Arbeitern hält; wenn aber dagegen bei schlechter Ernte der Gutsherr alle seine Bauern auf seinem Gute halten will, so muß er dieselben mit theuerm Getreide ernähren, weshalb denn auch bei uns in unfruchtbaren Jahren die Gehorchszahlungen (Fronen) entweder vermindert oder ganz erlassen und alle nicht unumgänglich nothwendigen Arbeiten bis zum nächsten Jahre aufgeschoben werden.

Rubel für den Sommer gedungen und jetzt bezahle ich ihnen 70 und 80 Rubel vom Beginne des Pflügens bis zum Anfange der Fastenzeit (15. November); folglich sind die Preise verhältnißmäßig dieselben geblieben. Ich weiß, daß auch an andern Orten die Preise früher nicht hoch waren, aber jetzt nur in gleichem Verhältnisse zu der Theuerung aller Gegenstände gestiegen sind. Der Arbeiter kostet für den ganzen Sommer, d. h. vom 1. April bis zum 15. November (oder einigen an Orten bis zum 1. October), wenn er die Kost vom Gutsherrn erhält, in einigen Gouvernements gegen 100 Rubel Assignation, während er in andern nur 50 Rubel Assignation erhält. Folglich kann man den mittlern Preis eines Arbeiters auf 75 Rubel Assignation anschlagen. Im Winter sind ebenfalls während 4½ Monaten für einen Arbeiter gern 25—30 Rubel Assignation zu veranschlagen. Der Arbeiter kostet demnach das Jahr hindurch in den verschiedenen Gouvernements zwischen 80 und 140 Rubel, wobei man eine Durchschnittsbezahlung von 100—110 Rubel Assignation annehmen muß. Der Unterhalt eines Arbeiters kostet 3 Rubel 50 Kopeken bis 4 Rubel 50 Kopeken Assignation im Monat, also durchschnittlich 4 Rubel — demnach 48 Rubel im Jahre.[1]) Folglich kommt ein Arbeiter für das ganze Jahr auf ungefähr 150 Rubel zu stehen. Vergleicht man nun diesen Arbeiter mit dem Fronarbeiter, so kann man denselben nicht theuer finden; wenn man ferner die Bezahlung in Betracht zieht, welche die Arbeiter, ich will nicht sagen in England, aber in Frankreich, Belgien und Deutschland erhalten,

1) Unser Gouvernement Rjäsan kann als Beispiel für eine solche Berechnung gelten, denn bei uns wird der Preis der Arbeiter und ihres Unterhalts zwischen den wohlfeilen und theuern Gegenden so ziemlich die Mitte halten. Wir lassen hier den monatlichen Unterhalt eines in meinem Dienste stehenden Tagelöhners mit dem Kostenanschlage desselben in Assignationen folgen:

so kommen wir zu dem Schlusse, daß trotz des Mangels an Arbeitskräften, der sich bei uns allgemein fühlbar macht, der Arbeitslohn dennoch nicht sehr hoch ist. Wenn man die Bedürfnisse unsers Bauern, seine Verpflichtungen gegen die Krone und die Herrschaft, die Ausgaben für Kleider, Schuhe, für die Ernährung von Weib und Kindern u. s. w. in Betracht zieht, so muß dieser Preis sogar noch für sehr niedrig gehalten werden. Allerdings sind bei uns in Misjahren die Arbeiter für die bloße Kost zu haben, allein diese traurige Erscheinung darf nicht als Maßstab für gewöhnliche Zeiten genommen werden; wollte Gott, daß die Arbeitspreise hoch wären, denn daran ist die Quelle und das Zeichen allgemeinen Wohlstandes zu erkennen.

Der Verfasser des mehrerwähnten Aufsatzes sucht die Unbequemlichkeit des Dingens dadurch zu beweisen, daß er zwei oder drei Fälle aufzählt, wo die Arbeiter, nachdem sie sich bei einem Herrn verdungen hatten, demselben vor der bestimmten Zeit davonliefen. Schade, daß er aus seiner eigenen (wahrscheinlich langjährigen) Erfahrung nicht wenigstens summarisch

---

Roggenmehl 2 Pud à 1 Rubel	2 Rubel	—	Kopeken
Grütze 2 Maß à 35 Kopeken	—	„ 70	„
Fleisch ½ Pfd. per Tag, im ganzen auf 15 Tage und mit Einrechnung des Anfangs und Schlusses der Fasten und der großen Feiertage 9 Pfd. à 7 Kopeken	—	„ 63	„
Leinöl 1½ Pfd. à 20 Kopeken	—	„ 30	„
Salz 2 Pfd. à 5½ Kopeken	—	„ 11	„
Die Köchin von 5 Rubel im Monat auf 20 Arbeiter	—	„ 25	„
	3 Rubel	99	Kopeken.

(Dieselbe ißt mit den Arbeitern und wird für sie kein besonderer Ansatz verrechnet.)

Früher kostete mich der Unterhalt weniger als 1 Rubel Silber, während er mich im gegenwärtigen Jahre auf 1 Rubel 20 Kopeken Silber zu stehen kommt.

bemerkt hat, wie viele Arbeiter auf seinem Gute ihre Zeit, wie es sich gebührt, aushielten, und sich von der Herrschaft in ehrenhafter und friedlicher Weise trennten. Gleichfalls schade, daß der Verfasser nicht ebenfalls erzählt hat, wie viele Arbeiter mehrere Jahre nacheinander bei einem und demselben Herrn geblieben sind. Meine Bauern haben viele Arbeiter, auch ich halte, wie bereits oben erwähnt, ziemlich viele Tagelöhner, und kann deshalb mit Bestimmtheit versichern, daß unsere Arbeiter im allgemeinen ihren Verpflichtungen sehr gewissenhaft nachkommen, wenn sie für ihre Arbeit das durch freiwilliges Uebereinkommen festgesetzte Geld erhalten, und daß Anekdoten wie diejenigen, welche der Verfasser erzählt, eine seltene Ausnahme von der allgemeinen Regel bilden. Ich als Branntweinfabrikant kaufe das Getreide bei den Gutsherren, und es ist mir öfter als einmal begegnet, daß ich denselben ein Draufgeld gab, bei eintretendem Steigen der Getreidepreise aber von denselben nicht ein Körnlein erhielt. Was würde der verehrte Vertheidiger der Fronarbeit sagen, wenn ich mir nach Anführung einiger ähnlicher Vorfälle erlauben würde, folgenden Schluß zu ziehen: Bei den Gutsherren kann man kein Getreide kaufen, weil dieselben den Verkauf abschließen, Draufgeld annehmen, aber das Getreide dennoch nicht verabfolgen lassen? Ich habe während meines Lebens gewiß einige tausend Arbeiter zu verschiedenen Verrichtungen gedungen und muß auf mein Gewissen versichern, daß die Nichterfüllung der Bedingungen von seiten der Arbeiter nicht als Regel gilt, sondern vielmehr eine seltene Ausnahme macht. Ueberdies halte ich es für meine Pflicht, noch folgende sehr bedeutungsvolle Thatsache mitzutheilen: Bei mir existiren bei dem Frondienste körperliche Züchtigungen. Zweimal habe ich es versucht, dieselben abzuschaffen, mußte sie aber immer auf inständiges Bitten der Vorgesetzten wieder einführen. Allerdings nimmt man hierzu nur selten seine Zuflucht, allein

ohne sie würden weder der Burmister noch die Starosten mit dem Volke auskommen. Was nun die Tagelöhner betrifft, welche ich, wie bereits oben bemerkt, auch aus meinen Bauern nehme, so ist es mir innerhalb zehn Jahren nicht vorgekommen, auch nur einen einzigen strafen zu müssen. Hieraus kann man entnehmen, was die Arbeit um Geld und nach freiwilligem Uebereinkommen für eine Bedeutung hat!

Beeilen wir uns nun zur Betrachtung eines Gegenstandes überzugehen, welcher jetzt die heftigsten Streitigkeiten hervorruft, und welcher von einigen als ein Rettungsanker für Rußland, von andern aber als die Quelle verschiedener gegenwärtiger und zukünftiger Uebel betrachtet wird — eines Gegenstandes, welcher von erstern noch nicht hinlänglich beleuchtet und von letztern wegen des sonderbaren Zusammentreffens der Umstände nicht vollständig begriffen wurde. Es ist nicht schwer zu errathen, daß wir darunter das Gemeindeprincip und vorzugsweise den Gemeindegrundbesitz verstehen.

Der Aufsatz: „Der Zustand der Bauern im Gouvernement Esthland" — ist äußerst interessant; die Mittheilungen, welche darin über die Organisation des Bauernstandes in Esthland enthalten sind, sind sehr umständlich und offenbar mit vollkommener Sachkenntniß geschrieben; die mitgetheilten Daten über die Lage der Pächter und Arbeiter in den übrigen Ostseeprovinzen sind von gleich hohem Interesse. Der Gegenstand verdient an und für sich schon die Aufmerksamkeit eines jeden denkenden Mannes; für uns dagegen hat derselbe noch eine besondere momentane Wichtigkeit und wir sind mit dem Verfasser des bezeichneten Aufsatzes vollkommen einverstanden, wenn er sagt: „In dem ganzen Bereiche der Nationalökonomie existirt keine Frage, welche ein gleich großes Interesse hätte. Andere Gegenstände beziehen sich auf die Vervollkommnung, dieser Gegenstand aber ist das Fundament aller gesellschaftlichen Ordnung. Wie sehr derselbe jetzt die

Gemüther beschäftigt, ist daraus zu ersehen, daß er sehr häufig die Gespräche der Gutsherren auf sich lenkt und sogar zum Gegenstande wissenschaftlicher Abhandlungen geworden ist. Die Ansichten der darüber Debattirenden sind gewöhnlich verschieden und selbst der Inhalt irgendeines geschriebenen oder gedruckten Projects ist nicht immer in sich widerspruchslos. Allerdings sind wenige Menschen über diesen Gegenstand unter sich einig; dies aber kommt daher, weil der Gegenstand für uns ganz neu ist und weil wir über denselben bisjetzt durchaus nicht geurtheilt und ihn für das allgemeine Verständniß bearbeitet haben. Der eine hat in seinem Winkel diese Meinung, der andere hält sich von etwas anderm überzeugt; viele haben hiervon gar keine vernünftigen Begriffe und lassen sich nur von ihrem persönlichen Interesse leiten. Da der Austausch der Gedanken über diesen Gegenstand bei uns sehr beschränkt ist, so kann sich hierüber nicht nur keine allgemeine Meinung bilden, die auf einer allseitigen Betrachtung und reifen Beurtheilung der Frage beruht, sondern es finden auch die Privatmeinungen keine Gelegenheit sich auszusprechen und durch Einwendungen und gegenseitige Beurtheilungen geprüft zu werden, weshalb wir denn auch diesen Aufsatz mit besonderer Freude begrüßen, weil er uns Gelegenheit gibt, uns über diese wichtige Sache auszusprechen.

Es liegt nicht in unserer Absicht, aus dem Aufsatze über die esthländischen Bauern alles Interessante, was in demselben enthalten, wiederzugeben: wir rathen jedermann, diesen Aufsatz selbst mit aller Aufmerksamkeit vollständig durchzulesen. Auch haben wir nicht im Sinne, uns über einige Irrthümer auszusprechen, welche sich in die Darstellung, die der Autor von unserm großrussischen Wirthschaftsbetrieb entwirft, eingeschlichen haben[1]); sondern wir müssen uns nur gegen jene

1) Offenbar kennt der Verfasser den Wirthschaftsbetrieb der Ostseeprovinzen besser als den unserigen, denn sonst würde er gewiß nicht be-

Ansicht des Verfassers verwahren, welche von ihm als die Grundlage aller seiner Combinationen in Betreff der künftigen

---

haupten, daß das System des Gemeindegrundbesitzes mehr in der Theorie als in der Praxis bestehe. Wenn er unsere Dörfer besuchen, die verschiedenen Erscheinungen und die Organisation unsers Landbaues betrachten und mit den Bauern nähern Umgang pflegen wollte, so würde er gewiß zu der Ueberzeugung gelangen, daß unser Gemeindegrundbesitz nicht in der Theorie besteht, sondern eine jener Gewohnheiten ist, welche stärker als das geschriebene Gesetz sind. Schon der Anblick unserer ungeheuern Dörfer allein, sowie zwei oder drei Beispiele aus dem Thun und Treiben unserer Bauern würden ihm zeigen, daß diese Art der Bodenbenutzung hier in der That und keineswegs nach der Laune einiger Gutsherren oder in der Einbildung einiger Schriftsteller existirt. In gleicher Weise würde er bei näherer Bekanntschaft mit der russischen Bewirthschaftung nicht zu behaupten gewagt haben, daß die Gemeindebenutzung von Grund und Boden dem russischen Gutsherrn die Verpflichtung auferlegt, eine Aufsicht über die ländlichen Wirthschaften zu führen. Ich frage nun, worin denn eigentlich der Zusammenhang zwischen diesen beiden Dingen besteht? Die Bauern besitzen allenthalben bei uns den Grund und Boden gemeinschaftlich, und die sorgsamen Gutsherren, d. h. diejenigen, welche es für ihre Pflicht halten, die bäuerlichen Wirthschaften zu beaufsichtigen, bilden zum Glücke nicht die Mehrzahl in unserm Stande. Sonderbar erscheint auch folgende Aeußerung über die russischen Landwirthe: „Wir haben noch keinen einzigen russischen Gutsherrn gesehen, welcher sich nicht für einen Musterwirthschafter gehalten hätte.“ (S. 87.) Muß man hieraus nicht folgern, daß der Verfasser mit sehr wenigen eigentlich russischen Gutsherren bekannt ist? Unsere Collegen irren sich allerdings in vielen Stücken, aber gewiß nicht hinsichtlich ihrer eigenen landwirthschaftlichen Kenntnisse oder Einrichtungen. In den Ostseeprovinzen ist die Sache anders: dort sind sie Landwirthe und betrachten sich auch als solche. Unter den russischen Gutsherren gibt es leider sehr wenige, welche sich eifrig mit der Landwirthschaft beschäftigen, sie halten sich aber auch deshalb durchaus nicht für Musterwirthschafter. Ferner sagt der Verfasser: „Die Bauern gehen dem Verdienste nach und verlassen ihre Ackerparcellen, von welchen nur der beste Theil von den an Ort und Stelle Zurückbleibenden bearbeitet wird. Aus dieser Vernachlässigung gehen die Bauernbesitze in Fronbesitze über, welche dem Gutsherrn unvergleichlich weniger Erträgnisse liefern.“ (S. 88.)

Einrichtung unsers landwirthschaftlichen Wesens aufgestellt wird. —

Der Verfasser behauptet, daß das Pachtverhältniß die beste Art des Landbaues sei, daß deshalb der Grund und Boden immer im Besitze eines höhern Standes im Reiche bleiben, daß man die Bewirthschaftung desselben den Pächtern überlassen und daß die Arbeiter sich als freie Leute hierzu verdingen müssen. Auf den ersten Blick erscheint diese Ansicht vernünftig und sogar praktisch; innerhalb gewisser Grenzen beschränkt ist dieselbe auch allerdings richtig; aber allgemein genommen wird dieselbe unrichtig und ist ganz und gar nicht auf den Staat anzuwenden, welchen der Verfasser hierbei vorzugsweise im Auge hat. Es ist überhaupt ein großer Fehler, irgendeine Art des Grundbesitzes und der Bewirthschaftung desselben unbedingt für die beste halten, und

---

Hierzu bedürfen wir eines Commentars, denn wir können die Stelle absolut nicht verstehen. Man könnte noch viele Meinungen und Urtheile des Verfassers anführen, welche unsern Zweifel über seine nähere Bekanntschaft mit unserer Bewirthschaftung rechtfertigen würden, wir wollen uns jedoch nur noch auf einen Auszug beschränken: Seite 74 wird gesagt: „Der nachlässige Bauer schafft sein Pferd ab, damit man ihn nur zur Leistung von Handdiensten verwenden könne; der haushälterische Bauer und Familienvater aber hält nur eine so große Anzahl von Pferden, als ihm nöthig ist, um nicht eine doppelte Leistung auf sich zu nehmen.“ Diese Erscheinung ist jedoch bei uns äußerst selten. Im Gegentheil verkaufen die Bauern, obgleich durch Frondienste sehr gedrückt, eher ihre Kühe, ihre Schweine, behalten aber ihre Pferde bei; denn mit Hülfe derselben können sie nebst ihren Fronarbeiten so ziemlich ihr eigenes Land bebauen. Denn ohne Pferde gilt unser Bauer für einen schlechten Hauswirth, was er am meisten fürchtet, denn er will weder unter die Rekruten gesteckt, noch zum Hofdienste (unter die Zahl des Hofgesindes) genommen, noch seines Bodens beraubt werden und in der Gemeinde herumziehen. Ich weiß, daß im kiewschen und andern südlichen Gouvernements bei Inventarisirungen die Bauern in den Stand der Handdienste Leistenden hinüberzukommen suchen; aber bei uns ist diese Neigung nicht bemerkbar.

die Einführung derselben für jedes beliebige Land ausschließlich und vorzugsweise in Anwendung bringen zu wollen. Wir haben ein Beispiel an dem westlichen Europa, welches unter der übermäßigen Entwickelung des Privateigenthums leidend, von dem Communismus, dem Socialismus und andern ähnlichen Feinden bedroht ist, die zwar für den Moment niedergeworfen, aber durchaus nicht vernichtet sind und in der Folge dessen Existenz noch öfter als einmal bedrohen werden, — an Europa, welches gegenwärtig einen bedeutenden Theil seines Privatvermögens dem Proletariat zum Opfer bringt, nicht aus christlicher Nächstenliebe, sondern einzig nur aus dem Grunde, um auf diese Weise sein übriges Besitzthum zu retten. Wir sehen England, welches den Grundbesitz im Adel concentrirt hat und seine Felder fast ausschließlich durch Pächter bebauen läßt; wir sehen Frankreich, welches seinen Grund und Boden in dem Maße zerstückelt hat, daß viele Eigenthümer ihre Parcellen nur durch fremden Beistand und mit der Hacke bearbeiten können und daß einigermaßen bedeutende Wirthschaften sehr selten sind. Es springt uns sogleich die Unbequemlichkeit in die Augen, welche aus der vorzugsweisen Einführung eines oder des andern Wirthschaftssystems entstehen würden. Dort ist der Bauernstand durch seine Obdachlosigkeit, durch sein Nomadenleben — durch die völlige Ungesichertheit seiner Existenz verkommen; hier ist er derart an seine Scholle gefesselt, daß er, ohnehin nicht mehr im Stande, seine Parcelle auf eine nutzbringende Weise zu bebauen und jeder Art von Mangel preisgegeben, sein Stückchen Land immer mehr und mehr verpfändet, unbeweglich auf seinem Platze bleibt, sich nicht zu Verbesserungen, welche gemeinsame Anstrengungen oder bedeutende Kapitalien erfordern, aber auch ebenso wenig zur Veränderung seines Wohnsitzes oder zur Wahl eines andern Berufs entschließt und sich deshalb immer mehr und mehr von der allgemeinen Fortschritts-

bewegung zurückzieht und in seiner Isolirung sichtbar in eine Art von Stumpfsinn verfällt.[1]) Sollten diese Beispiele nicht für uns belehrend sein? Sollten wir, indem wir Schiffe, welche auf eine Sandbank gerathen sind und mit aller Mühe wieder flott zu werden suchen, vor Augen haben, wissentlich und absichtlich einem offenbaren Elende entgegengehen? Zum Glücke ist dies nicht möglich.

Der Grund und Boden ist kein Reichthum nach Art eines Etablissements, einer Fabrik, eines Hauses oder eines andern speciellen Eigenthums; er ist vorzugsweise der Reichthum; wer ihn besitzt, der ist auch der Herr im Lande.[2]) Und zwar aus dem Grunde, weil, wenn auch der Mensch nicht weise verfährt, der Grund und Boden dennoch die Hauptquelle seiner Subsistenz und der Befriedigung seiner übrigen Bedürfnisse bleibt. Sowol der Mensch als der Staat ist nur dann selbständig, wenn der Grund und Boden die Hauptgrundlage ihres Reichthums ausmacht. Es ist deshalb von

---

1) Alles dies habe ich mit eigenen Augen zu sehen Gelegenheit gehabt. Wer den Zustand des Landbaues und des Bauernstandes in England und Frankreich umständlich kennen lernen will, findet getreue und umständliche Mittheilungen hierüber in dem vorzüglichen Werke von L. Lavergne, „Essai sur l'économie rurale d'Angleterre, de l'Ecosse et de l'Irlande" (zweite Auflage, Paris 1856).

2) Ich weiß, daß man mir zur Widerlegung dieser Behauptung als Beispiele die Hansestädte, Venedig und selbst Holland anführen wird, wo die Kaufleute die Herren im Staate waren und es noch sind — allein konnten wol diese Staaten und können einige derselben auch jetzt noch als unabhängig gelten? Das Beispiel Hollands spricht sogar mehr für als gegen meine Meinung. Allerdings entspringen dort die Haupteinkünfte und Reichthümer nicht dem Boden; allein sobald dort ein Mann zu Reichthum gelangt, so sucht er sogleich Grundbesitz zu erwerben. Die Holländer, obgleich kein ackerbautreibendes Volk, haben dennoch das richtige Gefühl; sie suchen sich, wenn auch nur mit einem Streifchen Landes, die Theilnahme an dem zu sichern, was überall vorzugsweise den Reichthum ausmacht.

großer Wichtigkeit, wie der Grundbesitz in der Gesellschaft vertheilt ist. Diese Vertheilung sowie die juridische Organisation des Grundbesitzes werden allerdings nach den Erfordernissen des Geistes, der Sitten und Neigungen eines jeden Volks bestimmt, allein dieselben haben auch ihrerseits wieder einen sehr mächtigen Einfluß auf deren Entwickelung. Das System des Grundbesitzes theilt dem Staate seinen hervorstechenden Charakter mit, gibt seinen Handlungen die Hauptrichtung und entscheidet vieles in seinem Schicksale. So ist England infolge seines concentrirten Grundbesitzes ein vorzugsweise aristokratischer Staat, dem übrigens jetzt große Stürme von seiten des sich immer mehr und mehr in Europa befestigenden und an Ausdehnung gewinnenden Demokratismus bevorstehen, wenngleich derselbe noch lange, sehr lange dessen Andrange widersteht und seinem Princip treu bleibt. So ist Frankreich, welches seinen Grund und Boden in sehr kleine Parcellen getheilt hat [1]), nicht nur ein demokratischer, sondern sogar ein ochlokratischer Staat; selbst die kleinen Gutsbesitzer haben, durch den persönlichen Besitz zersplittert, einen Theil der Macht verloren, welche der Grund und Boden seinem Besitzer verleiht; Frankreich mag Kaiserthum, Königreich oder Republik heißen, es werden in Wirklichkeit doch immer nur die untern Volksklassen herrschen: entweder ein Despot, welcher sich auf die ungeheuere Majorität der kleinen Grundeigenthümer stützt, oder die rothe Republik, welche durch das Proletariat der Städte getragen wird. Aber Stabilität, Freiheit, Ruhe und allgemeiner Wohlstand können in Frankreich nur vorübergehend, in Zwischenräumen, nach langen innern

---

1) Ich bitte aus meinen Worten nicht den Schluß zu ziehen, als ob ich nicht wüßte, daß es in Frankreich auch große, gerade so wie es in England kleine Besitzstände gibt. Ich spreche hier von der Regel, nicht von der Ausnahme.

Kämpfen, während schnell vorübergehender Friedensunterhandlungen existiren. — Jede Exclusivität ruft ihren Gegensatz und folglich einen Kampf hervor; ein allgemeiner zuversichtlicher und bedeutsamer Fortschritt kann aber nur durch Frieden und gutes Einvernehmen stattfinden, was nur wiederum bei einem vollkommenen Gleichgewichte der Rechte und Vortheile der verschiedenen Stände in allen Beziehungen und insbesondere hinsichtlich dessen möglich ist, was in einem Staate vorzugsweise den Reichthum ausmacht. — Was nun das System des Landbaues betrifft, so wird dasselbe in jedem Lande nicht allein durch die Erfordernisse der landwirthschaftlichen Wissenschaft, sondern auch durch die Organisation des Besitzes selbst, durch die Lebensweise der Bewohner sowie durch deren Sitten und Gebräuche bestimmt werden. Gerade dieser letzte Umstand wird von einigen Wirthschaftern und Nationalökonomen außer Acht gelassen, indem sie den Menschen über der Sorge für seine Reichthümer vergessen; allein derselbe ist nichtsdestoweniger allgewaltig in seinen Wirkungen.

Der Verfasser des von uns in Betracht gezogenen Aufsatzes hält das französische System des Besitzes und Bebauens von Grund und Boden nicht für vortheilhaft; er ist zwar entzückt über das englische Pächterwesen, allein er hält auch dies sowol wegen des Mangels an Kapitalien als auch insbesondere an speciell für die Bewirthschaftung größerer Pachtgüter gebildeten Leuten für Rußland nicht anwendbar. Er stellt uns als Muster die Einrichtung Esthlands vor, nach welcher ein Siebentel der Bevölkerung Wirthe und die übrigen sechs Siebentel Knechte sind; erstere nehmen von den Gutsherren die Ländereien in Pacht und dingen die letztern zu deren Bearbeitung. Er behauptet, daß die Gutsherren dadurch, daß sie es mit den besten und zuverlässigsten Bauern zu thun haben, in ihren Einkünften gesichert sind, daß der Pächter sich wohlbefindet und daß auch die Arbeiter in ihrer Existenz gesichert

sind. Wir sind gern bereit, die Richtigkeit der beiden ersten Behauptungen zuzugeben, können aber nicht umhin, die letztere stark zu bezweifeln. Nicht nur nach der logischen Schlußfolgerung und auf Grund der Aussage von Leuten, welche erst in letzter Zeit diese Gegenden besucht haben, nehmen wir an, daß der Zustand der esthländischen Bauern nicht beneidenswerth ist; sondern in dieser Meinung werden wir auch durch die Kenntnisse selbst, die wir aus dem vorliegenden Aufsatze erworben, bestärkt. Der Verfasser gibt selbst zu, daß in Esthland der Frondienst noch das vorzügliche Mittel ist, um sich der Verpflichtungen gegen den Gutsherrn zu entledigen (S. 78), welcher das Recht hat die liederlichen Arbeiter mit Arrest und Ruthenstreichen zu bestrafen; und dies nach einem vierzigjährigen (1817—1857) Streben nach Befreiung der Bauern! Der Verfasser gesteht selbst, daß die Esthen arm, faul sind und nur schwer aus dem Zustande der Fronbauern in den der Pächter übergehen. (S. 69.) Der Verfasser gibt zu, daß der Bauer, welcher kein Pächter ist, nicht in einem Hause wohnt, das er sein nennen kann, daß er nicht allein mit seiner Familie ißt, und daß er als Knecht des Pächters sich in einer vollkommenen und beständigen Abhängigkeit von demselben befindet (S. 72). Wir ersehen gleichfalls aus diesem Aufsatze, daß die Bauern (ob Pächter ob Arbeiter? — ist nicht erklärt) sich in unabzahlbaren Schulden dem Gutsherrn gegenüber befinden (S. 97), und nach allem diesem versichert der Verfasser noch, daß die Lage der Arbeiter ebenso selbständig sei als die der Pächter! Wenn dies der Fall, so ist auch die Lage der Pächter nicht beneidenswerth. Uebrigens ist die schlechtere oder bessere Lage der esthländischen Bauern in dem vorliegenden Falle Nebensache; viel wichtiger ist die andere Frage, ob diese Einrichtung für unser Wesen anwendbar ist? Da ich keine hinlänglichen Kenntnisse über den Zustand der Bauern der Ostseeprovinzen

vor dem Jahre 1817 besitze, so kann ich nicht darüber urtheilen, inwieweit die gegenwärtige Organisation den Erfordernissen der frühern entspricht; ich kann aber kühn behaupten, daß sie unsern gegenwärtigen Bedürfnissen vollkommen entgegen ist. Würde man unserm Bauern die Möglichkeit nehmen, mit seiner Familie unter seinem eigenen Dache zu wohnen, so würde man ihn durch nichts dafür entschädigen können [1]); man würde ihn nur mit Mühe und durch Anwendung von Gewalt dazu vermögen können, sein Dorf zu verlassen und sich auf einem besondern Anwesen niederzulassen. [2]) Ebenso schwer ist es, unsern Bauern zu überreden, aus der Gemeinde auszutreten, in welcher er geboren und aufgewachsen und in welcher er immer gelebt hat, wo er seine Blutsverwandten, seine Gevattersleute und Schwiegerältern hat, mit welchen er durch die Bande der Gewohnheit und herzlichen Anhänglichkeit verbunden ist; aber auf noch ungleich größere Schwierigkeiten würde man stoßen, dem Bauern, welcher seit undenklichen Zeiten auf seiner Scholle gewohnt und seit Jahrhunderten sein Land bebaut hat, zuzumuthen, dasselbe jetzt zu verlassen und Gott weiß wo ein Stückchen Land zu pachten oder mit seiner Familie im Tagelohne zu arbeiten. Nein, eine solche Lage würde er entschieden nicht

---

1) Die Bauern halten die Aufnahme unter das Hofgesinde besonders deshalb für ein großes Unglück, weil sie dadurch des eigenen Domicils beraubt werden. Der Bauer eilt, sobald er sich nur mit seiner Familie etwas Geld erübrigt hat, in sein eigenes Haus zurück, denn nur dort fühlt er sich zu Hause. Der Soldat, welcher in seine Heimat zurückgekehrt, sucht vor allem sich ein eigenes Haus zu gründen.

2) Allerdings gibt es Bauern, welche sich Grund und Boden erwerben, und sich dann darauf niederlassen; doch ist dies eine Ausnahme von der Regel. Zudem entschließen sich kaum verheirathete Leute zu solchen Uebersiedelungen, und die Mehrzahl der Bauern hält das Wegziehen von ihren frühern Wohnsitzen für das größte Unglück.

für eine Verbesserung, sondern für eine Verschlimmerung seines Lebens halten und freiwillig nie darein willigen.

Man legt uns keine Beispiele zum Studium (was für uns doch allerdings wichtig, nützlich und sogar nothwendig wäre), sondern nur Muster zur Nachahmung vor. Ist es wol bequem, möglich und wünschenswerth für uns, einen solchen Vorschlag anzunehmen? In England, Frankreich, Deutschland und selbst in Esthland hat man diese und nicht eine andere Ordnung des Grundbesitzes und der Landwirthschaft und zwar wahrscheinlich infolge der dort vorhandenen örtlichen und historischen Grundlagen, der dort herrschenden Lebensart, der Sitten, Gebräuche, Neigungen und Fähigkeiten des betreffenden Volks eingeführt. Sollte denn nicht auch etwas Aehnliches bei uns der Fall sein können und sollten wir nur eine tabula rasa für die Experimente der Wissenschaft oder für die Verpflanzung eines vielhundertjährigen, auf einem ganz andern Boden gewachsenen Baumes abgeben? Wir denken nicht daran, und wagen nicht einmal anzunehmen, daß ein ähnlicher Gedanke in den Ueberzeugungen von Leuten platzgreifen könne, welche nur für das bestehende Aeußere einer mehr entwickelten und im Vergleiche mit unserer gegenwärtigen Lage bessern Einrichtung eingenommen sind. Haben wir denn nicht im eigenen Hause und in nächster Nähe die Mittel zur befriedigenden Lösung der Frage, welche uns durch unsere gegenwärtigen Verhältnisse gestellt wird? Wer unser Bauernwesen kennt, wer die verschiedenen Erscheinungen desselben kennt und richtig aufgefaßt hat, der wird gewiß nicht zögern, auf diese Frage eine entschiedene Antwort zu geben.

Der Grundbesitz und die Bearbeitung des Bodens befinden sich gegenwärtig bei uns in den Händen der Gutsherren, der Bauern, der Geistlichkeit, des Kaufmanns- und Bürgerstandes — es nehmen folglich mehr oder weniger alle Stände an demselben theil. Dieses Verhältniß ist äußerst vortheil-

haft und soll als solches auch erhalten werden. Es ist hierbei nur nöthig, das bereits durch die Gewohnheit Festgesetzte gesetzlich zu begründen, mit Hülfe der Vernunft und der Gerechtigkeit auf jene Verirrungen hinzuweisen, wo das persönliche Interesse oder offene Gewalt sich Eingriffe erlaubt haben; dies alles aber soll auf dem Wege freiwilligen Einvernehmens und zwar dadurch zu Stande gebracht werden, daß man die einen entschädigt und den andern hilft.

Vieler Grund und Boden (ich glaube mehr als ein Drittheil sämmtlicher großrussischer Güter) befindet sich bei uns in Privatbesitz; dieses Verhältniß soll selbstverständlich auch beibehalten werden. Auf diesem Grund und Boden entwickeln sich eigentlich die Eigenthums- und Pächterwirthschaften mit allen möglichen Vervollkommnungen, hier werden vorzugsweise Versuche ausgeführt und sogar problematische Verbesserungen vorgenommen; hier finden bedeutende Kapitalien eine sichere und vortheilhafte Anlage; hier entwickeln sich besonders die Kräfte desjenigen Standes, welcher die Pflicht hat und auch die Mittel besitzt, die andern an Bildung und folglich an dem Streben zu jeglichen Verbesserungen zu übertreffen. Vieler Grund und Boden (ich nehme an, daß derselbe ebenso viel oder vielleicht noch mehr ausmacht als der persönliche Besitz) befindet sich in der Gemeindenutznießung; an ihm haben nicht weniger als zwei Drittheile unserer ganzen Bevölkerung theil, welche sich vorzugsweise mit der Agricultur beschäftigt, welche demselben sowol ihr tägliches Brot abgewinnt als auch ihren Haupterwerb aus demselben zieht, und welche mit ihrem Grund und Boden durch Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche eng verwachsen ist. Es ist daher nur nothwendig, diese Nutznießung, oder besser gesagt, diesen durch die Gewohnheiten geheiligten Besitz durch das Gesetz zu befestigen. So sollte es nach den Anforderungen des einfachen gesunden Verstandes sein; leider aber sind nicht alle dieser

Meinung. Die Nationalökonomen, gelehrte wie ungelehrte, welche Adam Smith, Say, Bastiat u. s. w. auswendig gelernt haben, Leute, welche von denselben kaum gehört und sie nur dem Namen nach kennen, verlangen im Namen des Fortschritts die Aufhebung des Gemeindegrundbesitzes, als eines Ueberrestes der Barbarei, als einer Gewohnheit, welche die Fortschritte der Agricultur hemmt, welche die Productivität des Bodens vermindert, die Entwickelung der persönlichen Thätigkeit hindert, und bei uns der Dreifelderwirthschaft mit allen ihren Anhängseln eine ewige Dauer verschafft.

Da ich den Gemeindebesitz in der That kenne, denselben in seinen verschiedenartigen Gestalten genau studirt habe und in demselben nichts Schädliches finde, sondern mich im Gegentheil von seinem Nutzen und seiner Nothwendigkeit überzeugt habe, so war ich schon lange entschlossen, einen Aufsatz zum Schutze dieser unserer nationalen Einrichtung zu schreiben, konnte aber trotz aller Mühe kein würdiges Angriffsobject finden. Ich habe alles gelesen, was man überhaupt nur über diesen Gegenstand lesen kann, habe aber nur Phrasen, Redensarten, unwahre Mittheilungen über unser Bauernwesen und abgeschriebene Auszüge aus westeuropäischen Schriftstellern gefunden, welche keine Gelegenheit hatten, diese Art des Besitzes gründlich kennen zu lernen. Allerdings hat ein Fremder (Baron Haxthausen) demselben vorzugsweise seine Aufmerksamkeit gewidmet, denselben gründlich studirt und geschildert, aber ich habe in seinem Werke mehr Gründe für den Gemeindegrundbesitz als Einwürfe gegen denselben gefunden, indem derselbe nicht gegen das Princip selbst, sondern nur gegen einige Anwendungen desselben sich ausspricht.

Wir wollen nun die Einwürfe betrachten, welche gegen den russischen Gemeindebesitz von der Nationalökonomie im

Namen der Wissenschaft gemacht werden, und als deren Repräsentant der bekannte Professor Bernadski erscheint. Was fand ich jedoch in denselben? Vom Katheder herab, im Namen der Wissenschaft[1]) verkündigte Axiome, westeuropäischen Schriftstellern entlehnt, welche den gemeinsamen Grundbesitz nicht gründlich studirt und auch keine Gelegenheit hatten, denselben zu studiren, — phantastische Beispiele, die

1) Ach diese unfehlbare und allwissende Wissenschaft! Wenn nur irgendeiner ihrer Hohenpriester ihr Glaubenssymbol darstellen und irgendeine Synode von Gelehrten in kürzester Zeit ihre Heiligsprechung decretiren würde! Außer der Mathematik, als einer einfach formellen Wissenschaft, kennen wir bisjetzt keine einzige Wissenschaft, deren Thesen in irgendeiner Zeit von ihren Anhängern einstimmig angenommen worden wären, und dennoch spricht fortwährend bald dieser bald jener in ihrem Namen. Ergeben sich neue Daten, so wird die Wissenschaft, als Analyse der bisher gewonnenen Facta, einer neuen Untersuchung unterworfen. Treten neue Factoren auf, so muß die Wissenschaft als Syntesis der bisher gemachten Schlüsse von neuem ihre Urtheile einer Revision unterwerfen. Wann und wo gibt oder hat es wol einen Verstand gegeben, welcher irgendeinen Gegenstand unbedingt und vollkommen begriffen hätte? Die Menschheit besteht aus verschiedenen Völkern und Menschen; da nun niemand mit einem unbedingten Verstande begabt ist, so betrachtet ein jeder die Natur (in der weitesten Bedeutung des Worts) von seiner Seite und nach seiner Art, und trägt sein Scherflein zu der allgemeinen Schatzkammer der Menschheit und dem allgemeinen Wissen bei; die allgemeine Wissenschaft aber schreitet fort und erweitert sich. Wer kann also im Namen der Wissenschaft oder gar der zeitweiligen Wissenschaft sprechen? Jeder Augenblick verändert ja ihr Wesen, ihre Grenzen, ihre Urtheile. — Dies ist gewiß einfach und deutlich und die Hinweisung auf das Element der Volksthümlichkeit in der Wissenschaft hat und erregt auch jetzt noch so manche Verwunderung und manchen Spott u. s. w.! Wenden wir uns nun insbesondere zur Wissenschaft der Nationalökonomie und fragen wir: ist wol der Gemeindegrundbesitz in der Form, wie er bei uns existirt, von den westeuropäischen Oekonomisten betrachtet worden? Hat wol irgendeiner unserer nationalökonomischen Experimentenmacher, welche über dieses System des Besitzes abgeurtheilt haben, dasselbe in der That gewissenhaft und in allen seinen Details studirt?

noch obendrein sehr unglücklich gewählt waren, und — weiter nichts. So sagt z. B. der Herr Professor: „Angenommen, ein Bauer, welcher ein Stück Land auf dem Gemeinderechte besitzt, hätte sich überzeugt, daß aus diesem Bodenantheil ein viel größerer Vortheil erzielt werden könnte, wenn er den Lehm desselben zu Ziegeln oder Töpfen verwenden würde, statt auf demselben nur Futter für das Vieh zu pflanzen; nehmen wir hierbei noch an, daß er dazu auch die nöthigen Kenntnisse und das nöthige Kapital besitzt. Kann er dies wol bei dem immerwährenden Vertheilen der Parcellen und bei dem Gemeindegrundbesitz in Ausführung bringen?"

Selten, äußerst selten befinden sich sowol in als außerhalb Rußland Ziegelhütten und Töpferwerkstätten auf dem Felde; mir wenigstens ist es noch nie vorgekommen, dies zu sehen. Wenn übrigens irgendjemand der Gedanke käme, auf dem Felde ein solches Werk anzulegen, so würde ihm der Gemeindegrundbesitz hierin gewiß nicht hindernd in den Weg treten. Es werden bei uns auf den Feldern Bienengärten, Windmühlen u. s. w. angelegt, ohne daß irgendeine Gemeinde bei Vertheilung des Bodens den Eigenthümer nöthigt, dieselben zu entfernen. Im Gegentheil sichert sich der Bauer durch jegliche Art von Bauten, ja sogar durch das erst vor kurzem vorgenommene Düngen den Besitz seiner Parcelle. Bei der Vertheilung des Bodens unterwerfen die Bauern das Grundstück, auf welchem irgendetwas gebaut oder welches erst vor kurzem gedüngt worden, in Berücksichtigung seines Werths einer zwei- und sogar dreifachen Verlosung, und überlassen einen solchen Strich Landes immer dem frühern Besitzer. Es ist dies keine bloße Annahme, sondern diese Thatsache wiederholt sich alltäglich, was erfahrene Landwirthe gewiß auch bestätigen werden. Unsere Gemeinde ist eine lebendige Institution und hält sich in ihren Anordnungen nicht an den todten Buchstaben des streng formulirten Gesetzes, sondern an das

Gewissen, den gesunden Verstand und an die ihr vollkommen innewohnende Sachkenntniß.

Ein weiteres Beispiel: „Der Nachbar desselben (d. h. des vorausgehenden Ziegelbrenners oder Töpfers) ist ein sehr guter Oekonom, hat den Zeit- und Kraftverlust erkannt, der ihm durch das Hin- und Herfahren von einem entfernten Grundstücke zum andern verursacht wird, und die Unmöglichkeit eingesehen, eine regelmäßige Aufsicht über dieselben zu führen; er besitzt hinreichendes Kapital, um dieselben zu arrondiren oder die dazwischenliegenden Grundstücke zusammenzukaufen, wobei seine Wirthschaft pünktlicher und vortheilhafter betrieben werden könnte. Kann er dies in der Gemeinde thun?“

Kommen aber bei dem Privatbesitze ähnliche Fälle nicht auch vor? Es ereignet sich sehr häufig, daß ein Nachbar das neben ihm liegende Grundstück zu kaufen wünscht, dasselbe aber nicht feil ist. Doch genug, fast alle Beispiele sind von dieser Art. Es ist keineswegs genügend, die Nationalökonomie nach fremden Werken studirt zu haben, um über die russische landwirthschaftliche (und vielleicht auch nationalökonomische) Frage aburtheilen zu können.

Uebrigens wollen wir hier alle Beispiele anführen, in welchen Anklagen gegen den Gemeindebesitz gerichtet sind: Es sind darin die Einwürfe aller europäischen Gelehrten vereinigt, von denen der Herr Professor nur das Echo ist.

„Das Princip der Gemeindebenutzung von Grund und Boden enthält viele Seiten, welche in praktischer Beziehung als unbequem und unausführbar anerkannt werden.“

Wir erlauben uns hier nur die Frage: von fremden oder russischen Nationalökonomen, von fremden oder russischen Landwirthen? Wir wissen, daß sowol Haxthausen als Tengoborski über diesen Gegenstand geschrieben haben; der erste hat den Gegenstand genau studirt, während der zweite sich mehr

auf die Nachrichten und Schlußfolgerungen eines preußischen Reisenden stützt; aber beide haben keineswegs so strenge über den Gemeindegrundbesitz geurtheilt. Unsere landwirthschaftlichen Schriftsteller, mit Ausnahme der Stubenagronomen, haben ebenfalls nicht mit Steinen nach dieser allenthalben eingeführten, durch Jahrhunderte uns anerzogenen und mit unserm Volksleben enge verwachsenen Einrichtung geworfen. Wie kann man in so hochmüthiger Weise mit voller Zuversicht und ohne alle Angaben der Autoren sich solch unbedingt verurtheilender Ausdrücke bedienen!

„Wir beschränken uns“, fährt der Herr Professor fort, „auf die hauptsächlichsten Seiten des Systems hinzuweisen, und überlassen es dem Leser, sich die Folgen in den verschiedenen einzelnen Fällen und Gelegenheiten zu entwickeln. Bei dieser Darstellung lassen wir die alljährliche Vertheilung von Grund und Boden ganz beiseite. Wir werden suchen, das Gemeindeprincip in Beziehung auf den Grundbesitz in seiner Einfachheit zu betrachten, weil nur dann unsere Folgerungen für alle Formen eines ähnlichen Besitzes Geltung erhalten;

1) entzieht das Gemeindeprincip des Bodengenusses das Recht der wirthschaftlichen Initiative dem einzelnen Individuum und trägt dasselbe auf die Gemeinde desselben über.“

Der Gemeindebesitz von Grund und Boden soll den Gliedern der Gemeinde das Recht entziehen, über ihre Wirthschaft zu verfügen, und soll es an letztere übertragen! Die Gemeinde soll sich zur Anordnerin der Arbeit machen! — Es wäre doch wünschenswerth zu wissen, was für eine Gemeinde der Herr Professor hier vor Augen hat? sicher nicht die russische, denn unsere Gemeinden verfügen nicht über die Arbeiten und berauben ihre Glieder durchaus nicht jener Initiative, wovon in diesem Punkte die Rede ist. Doch Geduld! wir werden noch andere Dinge zu hören bekommen!

„Hauptordner der Arbeit wird nicht derjenige, welcher sich

hierzu vor allem eignet und in der Sache der speciellen Production am meisten interessirt ist, sondern die Gemeinde, die Gemeindeversammlung, welche selten die für jeden Gegenstand nothwendigen speciellen Kenntnisse und einen umfassenden Blick besitzt." —

Die Dorf-, d. h. die Bauerngemeinde, soll nur selten landwirthschaftliche Kenntnisse besitzen. „Eine Aenderung in dem Wirthschaftssystem läßt sich deshalb bei dieser Einrichtung der Dinge nur dann erwarten, wenn sich in der Majorität, folglich bei sehr vielen Gemeindegliedern, richtige und rationelle Begriffe von der Wirthschaft entwickeln, was vielleicht erst nach Jahrhunderten der Fall sein dürfte. Es bedarf einer langen Zeit, bis die Bauern eines ganzen Bezirks oder Dorfes dazu kommen, die Nothwendigkeit einer Verbesserung ihres Viehstandes oder der Einführung des Fruchtwechselsystems zu erkennen, da auch nicht ein einziger aus ihnen die Resultate des einen oder des andern wirklich gesehen hat."

Ich erlaube mir dem Herrn Nationalökonomen zu versichern, daß die Bauern jetzt schon diese Nothwendigkeit sehr gut einsehen und sehr gern ihre Stuten und Kühe zu den Hengsten und Ochsen veredelter Rassen führen. In Betreff des Fruchtwechselsystems möchte aber die Schuld ganz wo anders zu suchen sein. Außer dem Gemeindebesitz gibt es bei uns auch einen persönlichen Besitz, der mit einem guten Beispiel vorangehen sollte. Dies wäre seine vorzugsweise Bestimmung, während der Gemeindebesitz mehr die übrigen Bedürfnisse der Gesellschaft zu befriedigen hätte! —

„Sie werden sich noch bis zum Ende des Jahrhunderts an das gewohnte System der Dreifelderwirthschaft halten."

Wahrscheinlich so lange, als die Dreifelderwirthschaft für sie das vortheilhafteste Agriculturſystem ist.

„Die vereinzelten Versuche der einzelnen werden deshalb nie von einem Erfolge gekrönt, weil das einzelne Individuum

entweder gar keine abgesonderte Parcelle zu Versuchen, Proben u. s. w. besitzt oder dieselbe nur zeitweise und dabei nur unter den Bedingungen besitzt, welche ihm die Gemeinde auferlegt, die keinen Begriff von den Forderungen eines andern als des allgemein angewendeten Systems hat."

Wenn dieselbe diese Begriffe nicht hat — wen trifft dann die Schuld? Gewiß nur die persönlichen Besitzer. Wer soll, wenn nicht gerade diese, die Kenntnisse im Volke verbreiten? —

„2) Selbst nützliche Veränderungen können wegen Mangel an Mustern nicht leicht verbreitet werden — letztere aber können sich aus dem einfachen Grunde nicht bilden, weil möglicherweise eine Ausgleichung unter den Gemeindegliedern in der Nutznießung des ihnen nicht eigenthümlich gehörenden Grundes und Bodens stattfinden kann." —

Hierauf muß ich noch einmal die bereits oben gestellte Frage wiederholen — gibt es denn bei uns nur Gemeindebesitzer?

„Es ist noch ein Glück für eine solche Gemeinde, wenn sich neben ihr ein Privatgrundbesitz befindet; allein dies ist nicht allenthalben der Fall und ist kein Beweis für die Vortrefflichkeit des Gemeindebesitzes."

Es ist in der That schade, daß der Gemeindegrundbesitz nicht allen möglichen Anforderungen und selbst denjenigen nicht entspricht, welche vernünftigerweise an denselben gar nicht gestellt werden können.

„Alle landwirthschaftlichen Verbesserungen werden im Privatbesitz unternommen, und dies ist deshalb auch vollkommen natürlich, weil

3) die Gemeinde das Interesse an ihren eigenen Angelegenheiten und Unternehmungen bei ihren Mitgliedern vermindert."

Wir begannen unserer Absicht gemäß über den Gemeinde-

grundbesitz zu sprechen und sind nun auf die Gemeinde im allgemeinen und auf die Leistungen der Gemeinde insbesondere übergegangen! Aber welche Gemeinde vermindert das Interesse ihrer Mitglieder an ihren Angelegenheiten? Wahrscheinlich diejenige, welche den durch die Arbeit gewonnenen Verdienst unter die Betheiligten auf gleiche Weise vertheilt. Aber verfährt etwa unsere Landgemeinde auf diese Weise? Keineswegs. „Ganz gleich", entgegnete Michel Chevalier dem Louis Blanc, „woher sollten wir denn sonst unsere eigenen Einwendungen hernehmen."

„Nur dort kann ein Unternehmen mit hinlänglicher Energie und mit Erfolg ausgeführt werden, wo das Individuum auf seine eigene Gefahr hin und für seinen eigenen Nutzen handelt; erstere veranlaßt ihn, sich möglichst vor Verlusten und Ausgaben zu sichern, und der zweite treibt ihn an, den möglichst größten Vortheil daraus zu ziehen. Beide Antriebe können in der Gemeinde nicht existiren, und daraus erklärt es sich, warum die Gemeinde die Energie in dem Individuum erstickt. In landwirthschaftlicher Beziehung ist dies eine Wahrheit, gegen welche gar keine Einwendung erhoben werden kann."

Dies bleibt in landwirthschaftlicher wie in andern Beziehungen eine Wahrheit, nur schade, daß sie mit dem Gemeindegrundbesitz gar nichts zu schaffen hat; denn allen (mit Ausnahme derjenigen, welche die Gemeinde um jeden Preis zu tadeln suchen) ist es bekannt, daß sich unsere Bauerngemeinde in die Privatunternehmungen ihrer Glieder nicht einmischt. —

„4) Eine gemeinsame Anordnung wird gewöhnlich durch verschiedene und häufig entgegengesetzte Ansichten der Gemeindeglieder beengt und verlangt nothwendigerweise vorausgehende Berathungen, Versammlungen u. s. w., was in Sachen der Landwirthschaft häufig unmöglich ist, da dieselbe Schnelligkeit in der Ausführung verlangt, um den zufällig fallenden

Regen oder die sich unterdessen vermindert habende Nachfrage zu benutzen u. s. w. Ueberdies kann der Mangel persönlicher Verantwortlichkeit leicht zu vielen der Landwirthschaft schädlichen Schritten verleiten. Die Fahrlässigkeit ist die nächste Folge einer für persönliche Interessen unverantwortlichen Stellung; aber außerdem können hierbei sehr leicht Misbräuche, Leidenschaftlichkeit in der Vertheilung der Arbeiten und sonstige Unredlichkeiten zum Vorschein kommen. Und die Faulheit, dieses Lieblingskind einer solchen Einrichtung, wie viel kann dieselbe dem Gelingen der Anordnungen nicht schaden!" — Wie aber kann man einen Gegenstand besprechen, wenn man völlig auf einen andern übergeht? Es fällt Regen und die Gemeinde soll sich versammeln, um darüber zu berathen, ob man pflügen solle oder nicht. Offenbar hat Herr Bernadski nie unsere Gemeinde gesehen, sonst würde er doch etwas Vernünftigeres zu sagen gehabt haben.

„5) Die Benutzung des Gemeindebodens vereinigt wol die arbeitenden Individuen, aber nicht die Arbeitskräfte, und macht dadurch eine richtige Vertheilung der Beschäftigung und der Arbeit unmöglich, indem sie die Thätigkeit aller durch eine einzige Art von Beschäftigung bindet; ein jedes Gemeindeglied muß den Boden bebauen, obgleich ihm, falls er einen möglichen Ersatz hierfür in einer andern Erwerbsart findet, hierdurch ein directer und häufig unersetzlicher Verlust zugefügt wird."

Schon wieder eine neue Anforderung, welcher der Gemeindegrundbesitz nicht entspricht! — Wir hätten geglaubt, daß man aus der Bauerngemeinde wie aus jeder andern austreten könne, sobald man die hiermit verknüpften Bedingungen erfüllt hat; allein Herr Bernadski versichert, daß der Gemeindebesitz diesem ein unübersteigliches Hinderniß entgegensetzt. Nach seinen Worten muß der Bauer das Feld bebauen, wenn er sich auch anderweit das Doppelte verdienen könnte.

Es wäre nicht schlecht, dies den Kron- und gutsherrlichen Bauern zu erklären, welche ohne Kenntniß dieser Regel dieselbe beständig verletzen. Wenn man etwas tadeln will, so muß man doch vorher die Sache und wenn auch nur oberflächlich kennen.

„6) Der Gemeindegrundbesitz hindert die Ansammlung des Kapitals, weil er dasselbe in der Form von Geräthschaften, von Vieh u. s. w. von einem Platz und einem Grundstück zum andern überträgt und demselben dadurch Schaden und Nachtheile zufügt: der Pflug, welcher für ein Land taugt, taugt vielleicht nicht für ein anderes, die Pumpe, welche bei einem frühern Grundstücke nothwendig war, ist bei dem andern überflüssig u. s. w. Es kann eine ganz andere Art des Düngers und folglich auch des Viehstandes nothwendig werden. Und dies alles, die Beurtheilung und Entscheidung aller dieser complicirten und verwickelten Fragen, ist der Sorgfalt, der Controle und der Direction der Gemeindegewalt unterstellt, welche gewöhnlich von Dingen dieser Art wegen ihrer rein speciellen Natur nur wenig versteht. Uebrigens kann das Kapital bei dieser Ordnung der Dinge schon deshalb nicht bedeutend anwachsen, weil bei dem Gemeindesystem alle Betriebsarten, welche dasselbe vergrößern, namentlich die manchmal wohlthätig einwirkende Güterspeculation an und für sich wegfällt."

Kaum begreiflich. Auf einem und demselben Gute sollte der Pflug anwendbar und nicht anwendbar sein, die Pumpe (ein sehr theuerer und auf den Feldern äußerst nothwendiger Gegenstand) sollte einem andern überflüssig erscheinen? Man hatte bisher Hornvieh, und für eine andere Dessiatine oder halbe Dessiatine sollte kleines Vieh nöthig sein u. s. w.? O der mit Weisheit erfüllten Wissenschaft! Aber ganz besonders weise ist doch derjenige, welcher über Landwirthschaft spricht, ohne auch nur die nothwendigsten Elementarkenntnisse derselben zu besitzen!

Warum sollte man auch nicht darin übereinstimmen, daß der Gemeindegrundbesitz eine armselige Sache sei? Die Gemeinde versteht nichts von der Agricultur, urtheilt und verordnet aber dennoch darüber, mit welchem Pfluge man pflügen, was für einen Dünger man anwenden müsse u. s. w. Es wäre doch interessant zu wissen, in welches Herren Land Herr Bernadski denn eigentlich diese Gemeinde gefunden hat, welche so complicirte und verwickelte Fragen verhandelt und entscheidet. Wir haben viele Gemeinden gesehen, welche ihren Verrichtungen nachgingen, aber etwas Aehnliches haben wir nie entdeckt. Wir hoffen, Herr Bernadski wird uns mit dieser sorgsamen (obgleich in keinem Falle russischen) Gemeinde näher bekannt machen.

„7) Die Gemeinde schwächt die Arbeit, indem sie eine und dieselbe Vergütung für ungleichartige Dienste gibt und nicht das Maß der Anstrengung und des Kraftverlustes, sondern das Maß der Bedürfnisse der einzelnen Individuen, sowol der arbeitsfähigen als der arbeitsunfähigen vor Augen hat. Es ist natürlich, daß jedes Gemeindeglied deshalb so wenig als möglich thun, aber soviel als möglich zu erhalten sucht und die Arbeit einem andern zuschiebt. Wie ein Ball wird dieselbe von einem zum andern geworfen, und der letzte, dem es nicht gelang, sie zurückzustoßen, sucht sie so schlecht als möglich zu vollenden, um nicht eine neue Arbeit übernehmen zu müssen. Ein jeder gewissenhafte Arbeiter ist ein Märtyrer in der Gemeinde, ist der Sündenbock für die Menge der Faulenzer und Tagediebe, welche sich die Mängel der Sammelorganisation zu Nutze machen. Eine Gemeindearbeit wird im allgemeinen oberflächlich und nachlässig verrichtet und schafft nie ein vollständiges Resultat. Oft wird mehr Zeit vergeudet, als eine Arbeit gerade in Anspruch nimmt, und die ganze Thätigkeit einer solchen Gemeinde trägt einen gewissen Charakter der Schläfrigkeit und eine Art Fäulniß an

sich, welche der menschlichen Natur und der Würde eines ordentlichen Volks entgegen ist. Und dies beschränkt sich obendrein nicht nur auf die materielle Productivität, es dringt auch in die geistige und moralische Sphäre ein."

Welche Vergütung gewährt aber die Gemeinde ihren Gliedern? Welche Dienste werden ihr von denselben erwiesen? Was heißt dies? Bezieht sich vielleicht auch dies auf den Gemeindegrundbesitz? Dieser ganze Paragraph ist gleichsam aus Versehen aus den Einwendungen gegen die Saint-Simonisten, Louis Blanc u. a. genommen. Schade, daß Herr Bernadski es nicht bemerkt hat, daß der Abschreiber oder Uebersetzer mehr Stellen aus den Oekonomisten herausnahm, als eigentlich unterstrichen waren, sonst würde er diesen Einwurf gewiß weggelassen haben, denn als Professor der Nationalökonomie muß er doch wissen, daß die Gemeinde bei uns Grund und Boden nicht in der Form einer Vergütung gibt, sondern blos deshalb, weil alle Bauern Mitbesitzer sind, daß bei uns ein Gemeindeglied keine Gelegenheit hat, möglichst wenig zu thun und möglichst viel zu erhalten. — Wenn dieser Paragraph auch gar nicht zur Sache paßt, so ist er doch wenigstens äußerst hübsch, denn es ist darin von „einem Ball, welcher von dem einen zum andern geworfen wird", und von einem „Sündenbocke sowie von Faulenzern und Tagedieben" u. s. w. die Rede. Ich begreife, wie sehr es schade gewesen wäre, diese blumenreiche Stelle zu unterdrücken, obgleich er besser gethan hätte, den Leuten hierdurch nicht Veranlassung zum Lachen zu geben.

„8) Die Gemeinde hindert sogar die Entwickelung der Kenntnisse, weil dieselben bei der materiellen Sicherstellung der Glieder der Gemeinde nicht nothwendig sind."

Wir waren bisher der Meinung, daß die Gemeinde gerade im Gegentheil den Menschen entwickelt, und schrieben den Stumpfsinn und die geringe Bildungsstufe der französischen

Bauern dem Mangel an Gemeinwesen unter ihnen zu; Herr Bernadski sucht uns vom Gegentheil zu überzeugen. Uebrigens scheint sich dies nicht auf die russische Gemeinde zu beziehen, denn sie gibt blos den Grund und Boden, ohne ihre Glieder durch Austheilung beständiger Unterstützungen materiell sicher zu stellen, wovon in dem vorhergehenden Punkte die Rede gewesen. Allerdings hilft auch die russische Gemeinde dem Kranken und Hülflosen, aber welche Gemeinde in England und Frankreich thut dies nicht ebenso? Es ist augenscheinlich, daß auch dieser Punkt sich nicht auf den Gemeindegrundbesitz bezieht.

„9) Die Folge von allem diesem ist, daß bei sonst vollkommen gleichen Verhältnissen die Production in der Gemeindewirthschaft der Masse der Production in der Einzelwirthschaft nachsteht."

Endlich haben wir doch einmal auch etwas Vernünftiges zu widerlegen. Wir werden dasselbe später am Schlusse des Aufsatzes weiter in Betracht ziehen.

„10) Auch geschieht überdies selbst die Vertheilung dessen, was producirt werden soll, nicht auf normale Weise; sie steht mit der Arbeit der einzelnen Individuen oder deren eigenem Willen nicht im Einklang. Von der geringen Production sucht man allen wenigstens das Minimum des Unterhalts zu sichern, woraus dann Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit entsteht, und gerade dies sind die hervorstechenden Charakterzüge der größten Anzahl der Gemeindeglieder."

Wiederum sind wir auf die organisation du travail, auf die Doctrin Saint-Simon's gestoßen. Erzeugt denn die russische Gemeinde beständig alles gemeinschaftlich? Was ist das für eine nicht normale Weise, welche mit der Arbeit des Individuums die Vertheilung dessen, was producirt werden soll, nicht in Einklang bringt? Wollen Sie doch nicht vergessen, daß wir die mögliche, wirklich existirende russische Gemeinde

im Auge haben und nur über den Gemeindegrundbesitz zu sprechen beabsichtigten.

„11) In der vollen Ueberzeugung, doch nicht Hungers zu sterben, lassen viele jede Sorge um den folgenden Tag beiseite und kümmern sich nicht um den kommenden Morgen. Dadurch wurzelt die Faulheit ein, welche, die Macht der Gewohnheit annehmend, sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt und zu vielen Mängeln Veranlassung gibt.“

Die Bauern erhalten bei dem Gemeindegrundbesitz Grundstücke, welche sie mit eigenen Händen bebauen müssen. Wie reimt sich dies nun mit der Einwendung des Herrn Bernadski? Augenscheinlich schreibt der Herr Professor wiederum vollkommen von Michel Chevalier und andern Oekonomisten ab, welche Louis Blanc und Compagnie widerlegen.

„12) Die Mängel dieses Systems äußern sich insbesondere in der Consumtion, welche bei der Gemeindeorganisation nicht befriedigen kann. Diese Consumtion, welche gewöhnlich durch einen gewissen Antheil an der Gemeinde gesichert ist, wird geradezu verschwenderisch. Gewohnt zu ernten, wo man nicht gesäet, und ohne Kenntniß des Zusammenhangs der Gemeindemittel mit der Arbeit des einzelnen, gewinnt ein jeder für sich die Ueberzeugung, daß die «Kasse» reich ist, und sieht nicht ihr Eigenthum als das Eigenthum der Gemeinde an, welches erhalten und geschont werden muß. Hieraus entsteht ein Beraubungssystem, welches nur in dem von uns geschilderten Bewirthschaftungssystem vorkommen kann. Außerdem wird das Gemeindeglied, welches gesunden Verstand besitzt, selbst in der Menge dessen, was es zu consumiren hat, und in der Wahl der Gegenstände unökonomisch. In dem Bewußtsein, daß ihm immer das Gemeindemagazin und die Tasche seiner Gemeinde offen steht, und daß, wenn nicht er, so doch ein anderer von dem Rechte Gebrauch macht, beeilt sich das Gemeindeglied, alle seine Vorräthe aufzuzehren, um wenigstens

den Antheil an seiner Einlage herauszubekommen. Die Consumtion wird auf künstliche Weise gesteigert, während die Production zurückgeht, und nebenbei wendet sich bei einer solchen Ordnung der Dinge diese Consumtion gewöhnlich vorübergehenden, leicht verschwindenden Gegenständen, wie dem Trinken und der Kleidung u. s. w., zu, weil der Gemeindegrundbesitz den einzelnen Individuen auf ihrem Grund und Boden nichts Dauerndes und Bleibendes — außer einem Grabstein gestattet."

Wiederum eine Stelle aus Michel Chevalier u. a. In dieser ganzen langen Entgegnung erwähnt Herr Bernadski die russische Gemeinde nicht, und noch viel weniger den russischen Gemeindegrundbesitz, von welchem doch nur allein die Rede sein sollte.

„13) muß die Gemeindeeinrichtung nothwendig die Freiheit der Bewegung und der Uebersiedelung von einem Orte an einen andern beeinträchtigen; ein jedes Glied derselben muß ein gezwungener Bauer sein und die Verpflichtungen seiner Mitgenossen mittragen helfen."

Diese Einwendung ist beinahe identisch mit der Einwendung unter Nr. 8, und unsere Antwort unter Nr. 15 steht hiermit in directer Beziehung. Wie ist also die russische Gemeinde? Sie ist ein wahres Galerenleben, und dennoch lieben sie die unvernünftigen Bauern! Sonderbarer Geschmack!

„14) Gerade so macht auch diese Organisation des Besitzes den freien Uebergang der Grundstücke von einer Hand zur andern unmöglich, was doch in vielen Fällen für die Wirthschaft selbst als nothwendig erscheint."

Die englischen Agronomen halten es für einen Hauptgrund des Fortschritts ihrer Agricultur, daß das Grundeigenthum bei ihnen fast beständig in denselben Händen verbleibt. Wir russischen Landwirthe halten das zweimalige oder dreimalige Uebergehen des Besitzthums von einem Besitzer zum

andern für einen wahren Ruin; Herr Bernadski aber ist vollkommen der entgegengesetzten Meinung. Wie ist dies möglich? Sollte er sich etwa nicht geirrt haben? Sollte er etwa an das Geld gedacht haben, als er den Anfang dieses Einwurfs schrieb? Denn je mehr das Geld in Verkehr kommt, desto größern Nutzen bringt es dem Staate ein; der Grund und Boden aber gibt bei dem Hin- und Herverkaufe ganz entgegengesetzte Resultate. —

„Fast eine jede Production verlangt Grundstücke von verschiedener Ausdehnung, ebenso wie jeder Versuch einer Production. Das Grundstück, welches für einen Hopfengarten oder für einen Hanfacker genügt, ist für eine Runkelrübenpflanzung zu klein; die Maschinenwirthschaft, die Anwendung des Dampfpflugs, der Dreschmaschine u. s. w. erfordert, um sich zu rentiren, ebenfalls große Grundstücke."

Wie sollte man sich über die agronomische Gelehrsamkeit des Herrn Bernadski nicht wundern! Nur schade, daß sie nicht zu gelegener Zeit gekommen ist: die Runkelrübenpflanzung — entschuldigen Sie, man säet die Runkelrübe gewöhnlich, aber man pflanzt sie nicht; über den Dampfpflug stellt man wol Versuche an und schreibt auch in den Zeitungen darüber, allein in der Wirthschaft wird derselbe bisjetzt noch nirgends angewendet, und ich bin erst in diesem Jahre mit englischen und belgischen Landwirthen zusammengetroffen, welche mir diese Thatsache bestätigten.

„Ferner hält sich der Gemeindeboden entweder an Grundstücke von gleicher Ausdehnung oder er vermindert dieselben beständig infolge der Zunahme der Bevölkerung; allein dieselben Grundstücke, welche in früherer Zeit normal waren, werden später zu einer vollkommenen Absurdität, und die sich vermindernden Parcellen führen gerade so zum Pauperismus wie der Kleinbesitz."

Nun dies hat doch endlich einmal auf die eigentliche

Sache, d. h. auf den Gemeindegrundbesitz Bezug. Wenn durch ein Gesetz bestimmt wäre, daß die Zahl der Parcellen unverändert bleibe — oder daß der Grund und Boden bis in das Unendliche, d. h. nach Maßgabe der vorhandenen Seelen oder Fronbauern vertheilt werden sollte, so wäre die Einwendung des Herrn Bernadski von Gewicht. Zum Glück ist aber in der russischen Gemeinde weder die eine noch die andere Unbequemlichkeit zu finden. Dieselbe ist durchaus nicht durch eine formelle Verordnung gebunden; wenn es sich als vortheilhaft erweist, eine gewisse Zahl von Parcellen beizufügen, so fügt sie dieselben bei; wenn es nicht als vortheilhaft oder thunlich erscheint, dieselben zu vermindern, so behält sie immer ein und dieselbe Anzahl bei, und die überflüssigen Leute gehen entweder einem andern Verdienste nach oder siedeln in eine andere Gemeinde über (versteht sich, wenn die Landesgesetze dieses nicht verbieten).

„Wenn man aber alles Ueberflüssige einer gleichen Theilung unterwirft, heißt dies nicht die Lasten in ein ungleiches Verhältniß zur Arbeitskraft bringen? Wir sprechen hier nicht von den Mitteln, welche man an einigen Orten in Anwendung gebracht hat, um dieses Misverhältniß zu vermeiden. Diese Mittel wurden nicht aus dem Gemeindeprincip, sondern aus dem Bereiche privatwirthschaftlicher Berechnungen genommen und gehören deshalb nicht in unsere Betrachtung."

„15) Es versteht sich von selbst, daß der Absatz der Producte dadurch vermindert und beschränkt wird."

Wir verstehen nicht, wie der Gemeindebesitz (denn dies ist doch eine der Einwendungen gegen denselben), den Absatz der Erzeugnisse beschränkt?

„Denn wenn das Gemeindeglied auch nur bisweilen seinen Lebensunterhalt von der Gemeinde erhalten muß, so muß die Gemeinde nothwendig mit ihren Vorräthen sparsam um-

gehen und kann dann in Zeiten der Theuerung ihrer Nachbargemeinde keine Hülfe leisten."

Den Sinn dieses Theiles der Einwendung verstehen wir noch weniger.

„Denn nur bei dem Privateigenthum und bei einer persönlichen Verantwortlichkeit gegen sich allein kann man sich zu einem hohen Preise beim Einkaufe entschließen oder sein ganzes Getreide losschlagen, ohne für Vorräthe zu sorgen u. s. w. Die Gemeinde aber kann und darf dies nicht thun und der Handel und mit demselben alle seine guten Folgen müßten zu Grunde gehen, wenn dieser Grundsatz allenthalben in Anwendung gebracht würde."

Jetzt endlich beginnen wir den Gedanken des Herrn Bernadski zu errathen; er bildet sich ein, daß sich die Gemeinde in alle Privatangelegenheiten ihrer Glieder mische, daß keines derselben etwas ohne ihre Erlaubniß verkaufen dürfe, und daß sie die Verkäufe entweder gestatte oder verbiete. Woher haben Sie aber diese Kenntnisse entnommen? Weder bei den Kron- noch bei den gutsherrlichen Gemeinden hat je eine solche Ordnung stattgefunden. Es mag wol vorkommen, daß der Gutsherr eines Bezirks oder sonst ein sorgsamer Gutsherr zur Ermittelung der Rückstände eine mit ihrer Annahme übereinstimmende Anordnung trifft; allein die Gemeinde nimmt an solchen Operationen gar keinen Antheil. Warum also deshalb die Gemeinde und sogar den Gemeindegrundbesitz anklagen? Eine ähnliche Anordnung könnte ebenso gut auch von einer städtischen Gemeinde getroffen werden.

„Der Absatz einer jeden Gemeinde wird entweder gleich Null sein oder nimmt eine abnorme Richtung. Das erstere wird dann der Fall sein, wenn die Gemeinde ihren Gliedern das Recht des Verkaufs entzieht: sie muß alles für sich, für harte Zeiten aufbewahren. Das zweite, wenn dieses Recht den einzelnen Individuen überlassen bleibt, — denn warum

sollte Iwan sein Getreide aufbewahren, wenn er für dasselbe sich ein Schnäpslein verschaffen kann? Denn die Gemeinde muß ihn ja ernähren und Hungers stirbt er nicht. Deshalb füllen sich nach der Ernte so schnell die Getreidemärkte, die Preise fallen, aber dann tritt hierfür nicht selten Mangel und Hungersnoth ein und das Land befindet sich in einer ewigen Krisis."

Wo ist dies ausgesprochen? Woher ist eine solche Voraussetzung genommen? In Krondörfern hilft im Falle einer Misernte oder eines andern Unglücks die Regierung; in den gutsherrlichen Dörfern müssen die Gutsherren aus den Vorraths- oder ihren eigenen Magazinen helfen; auch die Gemeinde hilft ihren Gliedern, aber nach ihrem eigenen freiwilligen Ermessen; es kann deshalb niemand auf eine Gemeindehülfe unbedingt rechnen; wenn die vieläugige Gemeinde sieht, daß ein Mensch wirklich im Elende sich befindet, daß derselbe nicht aus eigenem Verschulden, nicht aus Faulheit oder Trunkenheit in dasselbe gerathen ist, so sagt sich dieselbe gewiß nicht von der Hülfe los; im entgegengesetzten Falle würde das Gemeindeglied weder etwas zu verlangen, noch in der Gemeindeversammlung hiervon auch nur ein Wort zu sprechen wagen.

„Außerdem aber gibt es noch andere Folgen des Gemeindesystems, welche mit dem Wohlstande der Masse der Bevölkerung als nicht im Einklange stehend betrachtet werden können, denn es hält 16) bei der wahrscheinlichen Sicherheit des Unterhalts für ein jedes Glied der Gemeinde dieses Glied es nicht für seine Pflicht, die Größe seiner Familie mit den Nahrungsmitteln in ein gleiches Verhältniß zu bringen."

Die nämliche Einwendung, nur mit andern Worten, auf welche wir in den vorausgehenden Widerlegungen bereits geantwortet haben. Hier ist nur ein wirklich bestehendes Factum angefügt: in einigen Bergwerken vergrößern sich nämlich bei der Vermehrung der Familie auch die Rationen. Allein

was hat die Gemeinde, die russische Gemeinde, der Gemeindegrundbesitz mit dieser Anordnung des Bergwesens zu thun? Selbstverständlich gar nichts, denn sie ist immer noch viel besser daran. Dieser Einwurf ist vollständig aus westeuropäischen Schriftstellern entnommen, welche Louis Blanc und andere zu widerlegen suchten; durch Hinzufügung dieser russischen Thatsache wird diese Einwendung gleichsam zu seiner eigenen, zu einer russischen, die noch obendrein auf eine Thatsache sich gründet.

„Die Zulagen in der Form einer Ration Mehl (wie z. B. in einigen unserer Bergwerke) geben den Arbeitern sogar noch Veranlassung, sich sobald als möglich zu verheirathen und Kinder zu erzeugen, während doch die Mittel der Gemeinde beständig die nämlichen bleiben, wenn die einzelnen Individuen nicht zu einer andern Beschäftigung außerhalb des Ackerbaues ihre Zuflucht nehmen. Auf diese Weise bringt einerseits der sich immer gleich bleibende Zustand in der Production der Nahrungsmittel und andererseits — die künstliche Aufmunterung zur Vermehrung der Bevölkerung, die bei der frühern Masse der Nahrungsmittel nicht möglich ist — eine außerordentliche Sterblichkeit vorzugsweise im jugendlichen Alter hervor und bürdet hier und da den Leuten Pflichten auf, welche sie vielleicht nicht zu tragen gewünscht hatten.“

Und an allem diesem soll der Gemeindegrundbesitz die Schuld tragen?

„Alle diese Unbequemlichkeiten gehen selbstverständlich nicht allein aus der alljährlichen Vertheilung von Grund und Boden hervor, sondern sie entspringen aus dem Princip der Gemeindewirthschaft oder des Gemeindegrundbesitzes selbst. Man kann dieselben auf keine andere Weise entfernen, als durch die Entfernung des Princips, soweit dies eben in einer gegebenen Gemeinde möglich ist, weil einige Antheile derselben in der Form von Gemeinde- oder Familiennutznießungen, in der Form

von Gemeindeweiden, Gemeindegärten, Parken, Wäldern u. s. w., in einer wohlgeordneten Gesellschaft verbleiben müssen. Die Wirkung der Gemeindewirthschaft muß darin nothwendig vorwalten, und zwar als ein natürlicher Gegensatz, als eine organische Vervollständigung des Privatvermögens. Nach meiner Meinung ist deshalb der Gemeindegrundbesitz oder die Gemeindenutznießung von Grund und Boden aller Art der gemeinschaftlichen Nutznießung die wenigst rationelle, was schon dadurch bewiesen wird, daß dieselbe mit der Entwickelung der Bedürfnisse und der Bildung allenthalben erlosch. Als das Werkzeug der Production — wir haben dies bereits weiter oben ausgedrückt — ist der Grund und Boden für eine gemeinschaftliche Nutznießung weniger geeignet als irgendein anderes ökonomisches Element. Viel bequemer kann man gemeinschaftlich arbeiten, gemeinschaftlich Handels- und Industriezweige betreiben, als gemeinsam Grund und Boden besitzen."

Dies ist der Anklageact, welcher von Herrn Bernadski gegen den gemeinschaftlichen Grundbesitz gerichtet ist.

Es ist nicht möglich, alle Gegenbeweise des Herrn Bernadski zu widerlegen, denn der größte Theil derselben bezieht sich, wie wir gesehen, nicht auf den Gegenstand, den wir unserer Beurtheilung unterzogen haben; von den übrigen sind einige nur Wiederholungen des in vorausgehenden Punkten bereits Gesagten, andere dagegen so wenig begründet, daß nach unsern kurzen gegen dieselben gerichteten Bemerkungen nichts mehr von denselben übrig blieb. Bei der Betrachtung aller sechzehn Anklagepunkte überzeugt man sich leicht, daß im ganzen nur drei wesentliche Einwendungen gegen den Gemeindegrundbesitz übrig bleiben:

1) der Gemeindegrundbesitz hindert sowol die Einführung von Verbesserungen in der Landwirthschaft als auch die Anstellung von Versuchen, welche die Vervollkommnung derselben zum Zwecke haben;

2) übt derselbe eine nachtheilige Wirkung auf die Productivität des Bodens aus, und zwar sowol weil die nothwendigen Verbesserungen nicht in der Wirthschaft eingeführt werden, als auch weil man in kleinerm Maßstabe den Boden nicht so vortheilhaft bearbeiten kann, und endlich

3) kettet er die Menschen an den Ort des Besitzes und hindert dieselben, sich einer Beschäftigung zuzuwenden, bei welcher sie mehr Geld verdienen könnten.

Betrachten wir nun diese Einwendungen der Reihe nach:

Man muß zugestehen, daß der persönliche Grundbesitz der Einführung verschiedener Verbesserungen in der Landwirthschaft, sowie der Anstellung von Versuchen günstiger ist. Der einzelne Besitzer, welcher häufig ziemlich ausgedehnte Grundstücke besitzt und frei über jede Art von Kapital verfügt, führt hier und da Verbesserungen bei sich ein, welche sich durch die Erfahrung noch nicht vollkommen erprobt haben: allein warum dies? Nicht allein deshalb, weil er persönlicher Besitzer ist, sondern auch, weil er wohlhabender als die übrigen ist und Zeit und Gelegenheit hat, sich durch Lectüre, durch Unterhaltung, Reisen u. s. w. zu bilden; die kleinen Grundbesitzer dagegen haben in dieser Beziehung nichts vor den Gemeindegliedern voraus. Wenn wir den Vorschlag machen würden, allen Grund und Boden dem ausschließlichen Besitze der Gemeinden zu überlassen, so würde die von uns soeben betrachtete Einwendung ihre volle Geltung erhalten, allein wir haben uns von vornherein gegen jede ausschließliche Art des Grundbesitzes erklärt. Uebrigens wollen wir einmal betrachten, welche Verbesserungen und Neuerungen bei dem Gemeindegrundbesitz wirklich unmöglich sind? Die Düngung des Bodens erscheint unsern Bauern nicht nur bequem, sondern sie wird von denselben in einem Maßstabe angewendet, der größtentheils die Düngung der gutsherrlichen Felder weit über-

trifft.[1]) Die Anwendung vervollkommneter Geräthe ist fast allenthalben für den Gemeindebauer ebenso möglich als für den persönlichen Besitzer. Als Beweis hierfür mag die Anwendung der Pflüge, der eisernen Eggen, der Walzen und anderer Geräthschaften in vielen bäuerlichen Wirthschaften dienen. Der Aufbruch des Bodens, das Reinigen desselben von Gesträuchen u. s. w. wird auf Gemeindegründen in bedeutendem Maßstabe betrieben. Welche Verbesserungen sind jedoch bei dem Gemeindegrundbesitz nicht möglich? Der Ankauf der theuern Dresch-, Worfel- und Erntemaschinen (wenngleich diese letztern Apparate, unsere gelehrten Nationalökonomen werden es wol nicht ungütig nehmen, bisjetzt fast auf keinen Pächterwirthschaften, selbst nicht in England, angewendet wurden) sowie der Säemaschinen und anderer. Aber sind denn bei den kleinen persönlichen Besitzern diese Maschinen schon eingeführt? Unsere Bauern thun sich oft zu fünf oder zehn und noch mehr Höfen zusammen, erbauen ein gemeinschaftliches Bad, eine Getreidedarre, graben einen gemein-

---

1) Hieran möchten vielleicht einige Leser und insbesondere unsere Nationalökonomen zweifeln. Ohne meine eigenen Beobachtungen in verschiedenen Gouvernements anzuführen, da dieselben für ungenügend oder selbst für parteiisch gehalten werden könnten, beziehe ich mich auf folgende Daten, welche, wie ich hoffe, den Leser von der Richtigkeit des oben Gesagten überzeugen werden: Ein jeder Bauer hat wenigstens ein oder zwei Pferde, eine oder zwei Kühe und ungefähr zehn Stücke kleines Vieh (Schafe, Schweine); man kann also im Durchschnitt auf jedes Anwesen vier Stück großes Vieh rechnen. Die durchschnittliche Quantität an Grund und Boden kann man für jeden Zinsbauer zu zwei Dessiatinen von jedem Felde annehmen. Man kann also im Durchschnitt annehmen, daß in einer bäuerlichen Wirthschaft je zwei Stücke auf eine Dessiatine gehalten werden. Es fragt sich, ob bei vielen Gutsbesitzern zwei Stücke auf jede Dessiatine gutsherrlichen Landes kommen? Ich weiß ganz gewiß, daß man auch nicht ein Drittheil Gutsbesitzer aufführen kann, bei welchen die Viehzucht in solchem Maßstabe betrieben wird. —

schaftlichen Brunnen, halten einen gemeinschaftlichen Stier u. s. w. Warum sollten sie nicht auch eine gemeinschaftliche Dresch- oder andere Maschine einführen können, sobald sie sich von deren Nutzen und Nothwendigkeit überzeugt haben? Daß aber unsere Bauern keine Feinde der Neuerungen in der Landwirthschaft, keine Stationäre sind (ich gebrauche hier den Lieblingsausdruck des Herrn Bernadski), davon kann sich jeder leicht überzeugen, welcher sich die Mühe nimmt, einen Blick in die Wirthschaft unserer Bauern zu werfen. Vor funfzig Jahren düngte man in Rußland die Felder beinahe gar nicht; jetzt wissen nur einige der gesegnetsten Gouvernements nichts von der Arbeit des Hinausschaffens des Düngers, während die Bauern der übrigen Gegenden in dem Düngen ihrer Felder unter sich wetteifern. Die Kartoffel ist bei den Bauern in allgemeine Anwendung gekommen; bei jedem wird dieselbe in den Hausgärten gepflanzt und bildet ein bedeutendes Surrogat für andere Lebensmittel; in andern Dörfern legt man dieselbe bereits auf den Sommergetreidefeldern. „Aber die russischen Bauern werden nie die Fruchtwechselwirthschaft einführen", entgegnen mir unsere Agronomen und Nationalökonomen, „denn hierzu ist die Einwilligung der ganzen Gemeinde nöthig, und wann wird die ganze Gemeinde eine solche Einstimmigkeit an den Tag legen?" Man erlaube mir hier nur die Frage, ob denn bei uns das Fruchtwechselsystem in vielen Privatwirthschaften eingeführt ist und ob dasselbe, wo es eingeführt, viele Vortheile bringt? Es gab eine Zeit, als ich zu wirthschaften begann, daß auch ich von der Fruchtwechselwirthschaft träumte, dieselbe ebenfalls einführte, mich aber bald überzeugte, daß dieselbe für uns noch nicht passe. Man lasse uns nur Zeit, man lasse den Bedarf an Fleisch, Butter, Käse u. s. w. sich nur steigern und wir werden unzweifelhaft unsern Viehstand vermehren (ohne welchen eine Fruchtwechselwirthschaft ohnehin nicht mög-

lich ist); man lasse nur die freiwillige Arbeit in allgemeine Aufnahme kommen, und wir werden schon der Nothwendigkeit halber vervollkommnete Geräthe und alle Arten von Maschinen einführen; dann, aber erst dann wird die Zeit der Fruchtwechselwirthschaft sich einstellen. Jetzt beschließen die Bauern bei ihren Versammlungen, irgendeine Wiese in die Höhe zu bringen, oder irgendein Feld brach liegen zu lassen; auf einem andern Felde, wo sich wenig Wasser findet, mit gemeinsamen Kräften oder auf gemeinsame Kosten einen Damm aufzuwerfen; an einem andern Orte einen Sumpf auszutrocknen und zu diesem Zwecke einen Kanal von so und so viel Ellen von dem Grundstück abgraben zu lassen u. s. w.; mit der Zeit wird nach dem Erforderniß der Umstände und nach dem Beispiel der Privatwirthschaften auch auf den Gemeindewirthschaften die Fruchtwechselwirthschaft in Aufnahme kommen. — Und die Drainage? und die Bewässerung der Felder und Wiesen? Es genügt jedem Tage seine eigene Sorge — man soll nur nicht allzu sehr eilen und nicht verzweifeln; alle Verbesserungen können und werden auch in den Gemeindewirthschaften eingeführt werden, sobald diese Verbesserungen als nothwendig erscheinen. Uebrigens sollen nur die Privatwirthschaften hierin mit gutem Beispiel vorangehen, denn darin besteht die Hauptbestimmung derselben. Man kann mit vollem Rechte behaupten, daß unsere Gemeindefelder eher das Fruchtwechselsystem annehmen werden als die kleinen Privatbesitze in Frankreich, und zwar deshalb, weil der Gemeindebesitz eine fertige Grundlage für jede Arbeit von gemeinschaftlichen Unternehmungen darbietet, während bei dem persönlichen Kleinbesitz in Frankreich jede Vereinigung aus Mangel an Zusammenhang zwischen den kleinen Grundbesitzern äußerst schwierig ist.

Was nun die Vornahme von Versuchen betrifft, so ist dies bei dem Gemeindegrundbesitze sehr leicht möglich, wenn nur die Lust dazu sowie die pecuniären Mittel und ein

gewisser Grad von Aufklärung vorhanden ist; diese sämmtlichen drei Bedingungen finden sich bei den kleinen Besitzern viel seltener als bei großen und mittlern; doch trägt der Gemeindegrundbesitz hieran ebenso sehr Schuld wie der kleine Privatbesitz. Uebrigens hat sich dem landwirthschaftlichen Vereine und den Ausstellungs-Comités öfter als einmal die Gelegenheit geboten, die verschiedenen Geräthe und Maschinen in Augenschein zu nehmen, welche von einzelnen Bauern, folglich von Gemeindeangehörigen angefertigt worden sind. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, verschiedene landwirthschaftliche Erfindungen und unter diesen eine Handerntemaschine zu sehen, welche von einem Bauern erfunden worden war; allerdings schien letzteres Geräth die Arbeit des Schnitters wenig zu erleichtern und zu beschleunigen, allein es handelt sich hier nicht um das Resultat, sondern um das Streben. Der Cultivator[1]) eines Bauers aus Tula gilt als ein für den Runkelrübenbau ausgezeichnet bequemes Geräthe und kommt allgemein in Aufnahme. Selbst die Versuche verschiedener Säe- und Düngermethoden werden von den Bauern ausgeführt; allerdings lassen sie nichts darüber drucken; während unsere Agronomen über Versuche drucken lassen, welche sie in der Wirklichkeit nicht ausgeführt haben. Aus allem oben Gesagten geht offenbar hervor, daß der Gemeindegrundbesitz der Einführung nützlicher Verbesserungen in der Landwirthschaft und der Ausführung von Versuchen, welche die Vervollkommnung derselben zum Zwecke haben, nichts weniger als unübersteigbare Hindernisse in den Weg legt.

Man wirft dem Gemeindebesitz vor, daß er gleichsam die Productivität des Bodens vermindere, weil er 1) die Möglichkeit entziehe, nothwendige Verbesserungen in der Wirth-

---

1) Zum Aufreißen und Lockern des Bodens.

schaft einzuführen, und 2) weil er die Wirthschaft durch kleine Complexe einschränke, wobei man den Boden nicht auf vortheilhafte Weise bearbeiten könne. Die erste Beschuldigung, als ob der Boden, der sich im Gemeindebesitz befinde, weniger productiv sei als der Boden des persönlichen Besitzes, wurde von uns bereits in Betracht gezogen und wie wir glauben auch widerlegt; der zweite Einwurf bezieht sich aber so gut auf den persönlichen Kleinbesitz als auf den der Gemeinde, wir halten es demnach für nothwendig, denselben hier näher zu betrachten. Unstreitig stellen sich die vortheilhaftesten Bedingungen für die Agricultur bei den Wirthschaften mittlerer Ausdehnung dar. Diese Beobachtung erweist sich sowol bei uns als im Auslande als richtig. L. Laverne behauptet, daß in England die großen Besitzungen sich durchaus nicht durch ihre Cultur auszeichnen, und daß die Güter mittlern und kleinen Umfangs in dieser Beziehung weit voraus seien; auch in Frankreich gibt er, was die Bearbeitung betrifft, den mittlern Besitzungen den Vorzug. Obgleich bei uns in rationeller, wirthschaftlicher Beziehung gut geordnete Güter in sehr geringer Zahl vorhanden sind, so behält dennoch die Bemerkung ihre volle Geltung. Allzu kleine Wirthschaften bieten sowol bei dem Privat- als dem Gemeindebesitz weniger Bequemlichkeit zur Einführung verschiedener vortheilhafter Betriebsarten dar, obgleich die Gemeindegüter in dieser Beziehung noch einige Vorzüge haben: denn der erstere erfährt bei gleicher Vertheilung unter die Erben eine außerordentliche Zerstückelung; die Untheilbarkeit der Güter im allgemeinen hat ihre großen Nachtheile, von denen zu sprechen hier nicht am Orte ist. Die Gemeindegrundstücke sind allerdings Veränderungen unterworfen, allein dieselben können durch den Spruch der Gemeindeversammlung oder durch Gewohnheit bei einer gewissen Größe erhalten werden, was von

einigen unserer Gemeinden schon jetzt als Grundsatz angenommen ist. [1]) Es kann folglich der Gemeindeboden nicht einer allzu großen Zerstückelung entgegengehen. Unsere Bauerngrundstücke, welche in den mittlern Gouvernements größtentheils aus acht Dessiatinen Ackerland, Wiesen, Weide- und Gartenland per Tiaglo bestehen, bieten eine hinlänglich befriedigende Norm dar: Die Bauerfamilie kann sich von den Erzeugnissen des Bodens ernähren und ihre nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen; das Feld kann durch Pferde bearbeitet werden und bietet die Möglichkeit, eine hinlängliche Anzahl von Vieh halten zu können. [2]) Ich glaube,

---

1) In einigen Gemeinden bleibt die Anzahl der zu bearbeitenden Tiaglos, also der einzelnen Antheile an Grund und Boden, immer eine und dieselbe, und die zinspflichtigen Leute suchen sich außerhalb der Familie ihren Dienst. Ich will mich deutlicher ausdrücken; auf ein Haus können drei Tiaglos treffen, allein die Gemeindeversammlung überläßt demselben wegen Mangel an Grundparcellen nur zwei Tiaglos, während das überflüssige Individuum sich anderwärts seinen Verdienst zu suchen hat.

2) Man spricht viel über die kleinen Ackerstreifen bei dem Gemeindebesitz, als ob dieselben aus dem System dieses Grundbesitzes selbst entspringen müßten, als ob es gar keine Gemeindegründe ohne allzu zersplitterte Parcellen gäbe. Ich kenne viele Gemeinden, wo der zwei Dessiatinen auf jedem Felde betragende Antheil des Bauern demselben auf vier Plätzen, also in eine halbe Dessiatine betragenden Streifen zugewiesen wird. Eine solche Parcelle ist zum Pflügen und Besäen, zur Ernte und zum Mähen bequem, und die Bauern verlieren keine unnütze Zeit, um von einem Arbeitsplatze zum andern zu gelangen. Das Traurige liegt nur darin, daß man bei uns gern dem Princip selbst zur Last legt, was hier und dort nur durch momentane oder lokale Nothwendigkeit hervorgerufen wird. Solange das Düngen noch nicht zur Gewohnheit geworden, hielt man die jährliche Vertheilung für bequem, und wo der Boden sehr ungleich ist, dort sind die kleinen Ackerstreifen auch jetzt noch nothwendig. Schade, daß die Herren Nationalökonomen und Agronomen nicht das eine gründlich erkannt haben: daß unsere Gemeinden bei ihren Handlungen und Gewohnheiten sich nicht an allgemeine und häufig ungerechte und unbequeme Regeln,

daß solche Wirthschaften nicht weniger productiv sind als Wirthschaften von mittlerm Umfang. Wenn bei letztern mehr materielle Mittel vorhanden sind, so muß bei den erstern der persönliche Fleiß und der persönliche Eifer des Landwirths viel Nutzen bringen. Zur Zeit der Ernte arbeiten die Bauern auf ihrem eigenen Besitzthum gerade doppelt soviel und führen sogar bei der Nacht das Getreide heim und schneiden den Hafer; selbst die Feiertage sind für sie in einer solchen Zeit nicht vorhanden; folglich verdoppeln sie in Zeiten der Noth und Theuerung ihre Thätigkeit, was bei gar keiner andern Wirthschaft, selbst bei keiner freien großen oder mittlern der Fall sein kann. Hierin stimmt wahrscheinlich auch Herr Bernadski mit uns überein, der sich doch sonst so heftig gegen die Gemeindearbeit ausspricht (von der wir jedoch im allgemeinen nicht abstehen) und welcher, und zwar mit vollem Rechte, die persönliche Thätigkeit so hoch anschlägt. Doch sind hierbei noch andere und zwar sehr wichtige Umstände obwaltend; bei jeder großen und mittlern Wirthschaft werden viele Kapitalien vergeudet und gehen außerdem nothwendigerweise neben ziemlich vieler Zeit noch verschiedene kleine Nebeneinkünfte verloren, welche bei einer persönlichen Wirthschaft errungen werden. So wird im Winter, im Frühjahr zur Zeit des Thauwetters, im Herbst bei schlechter Witterung von den Arbeitern bei einer jeden, selbst bei einer Pächterwirthschaft wenig producirt, ja es wird von denselben häufig gar nichts gearbeitet; zu Hause, bei sich pflegen die Bauern nie ohne Beschäftigung zu sein; in freien Stunden bessern sie bald ihre Geräthschaften und dergleichen aus, bringen ihren Zaun oder ihren Hof in Ordnung, richten sich etwas zum

---

sondern an den lebendigen Begriff der Sache, an momentane und lokale Umstände und an den Wunsch halten, bei aller Wahrung des Gemeindeinteresses einem jeden die möglichste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Verkaufe her, kurz jede Minute, welche nicht durch die Feldarbeit in Anspruch genommen ist, wird mit Nutzen verwendet. — Das Vieh und das Geflügel, welches bei den Bauern gezogen wird, und welches seinen eigenen Stall und seinen Hof hat, wirft eine um so bedeutendere Einnahme ab, als diese Zucht fast mit gar keinen Ausgaben verknüpft ist. Das Füllen, das Kalb, die Schafe u. s. w. wachsen heran und bringen Geld ein, was bei Bauern ohne eigenes Haus nicht möglich wäre und natürlich wegfiele. Von seiner persönlichen Wirthschaft erübrigt der Bauer häufig noch einen oder zwei Tage und verdient sich einen Poltinik oder einen Silberrubel und manchmal noch mehr. Die Fuhren, welche den Bauern gar manches Stück Geld eintragen, sind bei uns nur deshalb möglich und billig, weil sie größtentheils von den Bauern in ihrer freien Zeit besorgt werden. Zudem verwenden die Bauern sehr wenig Geld für die Anschaffung und Ausbesserung aller jener Gegenstände, welche sie persönlich in der ihnen von den Feldarbeiten übrig bleibenden Zeit verfertigen und wieder in Stand setzen. Ueberdies dienen viele Gegenstände, welche zum häuslichen Leben des Bauern nothwendig sind, zugleich auch dem Landbau. Wenn man deshalb die Ausgaben und Einnahmen der größern und mittlern Herrschaftsökonomien und der kleinen Bauernwirthschaften in Vergleich zieht, so bleibt bei uns in Rußland, besonders jetzt und noch lange für die Zukunft, der Vortheil auf seiten der letztern. Die mit einem großen Geldaufwand eingerichteten Oekonomiegüter können etwa bei Petersburg und in andern, aber sehr wenigen Gegenden noch einigen Gewinn abwerfen, allein an allen übrigen Orten bringen sie eher Nachtheil als Vortheil. Ich glaube, daß erfahrene Landwirthe diese meine Meinung bestätigen werden. Ich würde es für meine Pflicht halten, über diesen Gegenstand einige Zahlen anzugeben, allein da die Anschuldigung selbst ohne alle bestimmte Beweise auf-

gestellt worden und ich im allgemeinen kein Freund von nicht vollkommen genauen Zahlen bin, so enthalte ich mich sehr gern jeder selbst approximativen Berechnung. — Nun noch ein Wort über diese Einwendung und zugleich die Frage, woher dieselbe genommen, d. h. wessen Ursprungs dieselbe ist? Gewiß nicht russischen, sondern offenbar französischen oder deutschen Ursprungs. Dort erzeugte und erzeugt jetzt noch der persönliche zerstückelte Besitz große und allen in die Augen springende Unbequemlichkeiten; es gibt keine Weideplätze für das Vieh (und dasselbe in den Ställen zu halten, wie einige Agronomen verlangen, erfordert doch allenthalben große Ausgaben); die Bauern müssen einsam auf ihren Grundstücken leben, was sowol in rationeller als socialer Beziehung nachtheilig ist; nicht viele Besitzer haben Viehtränken, Wiesen u. s. w. Die unter sich getrennten persönlichen Besitzer brauchen eine ungeheuere Zahl von Kanälen und Zäunen; aber wichtiger als alles ist der Umstand, daß es nicht möglich ist, die Felder mit Pferden zu bearbeiten und deren wegen der unausgesetzt und immer mehr und mehr sich zerstückelnden Parcellen des persönlichen Besitzes zu halten. Alle diese, beinahe durch nichts zu beseitigenden Unbequemlichkeiten kommen bei dem Gemeindegrundbesitz nicht vor, sondern diejenigen, welche wirklich vorhanden, können leicht beseitigt werden, und treffen überdies nicht die Feld-, sondern die Bücherlandwirthe; und dies einzig und allein deshalb, weil die letztern, nachdem sie die herrlichen agronomischen Werke des Auslandes gelesen, aber zum Unglücke die genommene Speise nicht verdaut haben, beständig fremde Ansichten wiederholen, ohne irgendetwas zu Hause bei sich versucht zu haben. Viele von unsern gegenwärtigen Landwirthen haben bald diese bald jene Gewohnheit und Anordnung des Gemeindebesitzes getadelt und verschiedene Verbesserungen und Veränderungen je nach dem Erforderniß der örtlichen und zeitlichen Verhältnisse in Vorschlag gebracht; aber

soviel mir bekannt, ist auch nicht ein einziger praktischer Landwirth dem Princip dieser Nutznießung oder des Grundbesitzes entgegengetreten. Auch ist dies gar nicht möglich: man kann leicht irren und mit Hülfe theoretischer und phantastischer Einbildungen ein Unding darstellen; allein die Sache selbst, die Production und die Kenntniß derselben an Ort und Stelle öffnet jedem die Augen, und erlaubt ihm nicht, da ein Uebel zu sehen, wo keins ist, und dasjenige zu wünschen, was dem ganzen Wesen unsers Volks widerstrebt. Aus allem Obengesagten läßt sich schließen, daß die Einwendungen gegen den Gemeindegrundbesitz, insoweit sich dieselben auf die geringere Productivität desselben stützen, in Beziehung auf Rußland vollkommen ungerechtfertigt erscheinen.

Die dritte und letzte Einwendung besteht darin: daß der Gemeindebesitz die Leute an den Wohnort fessele und dieselben hindere, sich dort Arbeit zu suchen, wo sie mehr Geld zu verdienen im Stande sind. Auch diese Einwendung trägt die Etikette einer nicht russischen Fabrik an sich! Die einen billigen, die andern misbilligen, aber alle kennen die Neigung unsers Volks zu einer gewissen Art von Nomadenleben, welches sich dadurch kund gibt, daß Scharen von Arbeitern nach Norden, Süden und Westen strömen, um in den Hauptstädten, den Häfen und in den Steppen Verdienst zu suchen. Wie kann man hierbei den Gemeindebesitz beschuldigen, daß er die Bauern an die Scholle fessele? Sehr einfach: Laverne, Gasparin und andere Agronomen werfen dem kleinen (persönlichen) Grundbesitz in Frankreich vor, daß er die Bauern an ihre Scholle fessele, ihre Fähigkeiten abstumpfe und sie zwinge, auch dann noch auf ihrer Scholle zu verbleiben, wenn sie von derselben nicht einmal mehr hinlängliche Nahrung erhalten. Was ist natürlicher für unsere Priester der westeuropäischen Wissenschaft, als französische Beobachtungen und Schlußfolgerungen in russischer Sprache wiederzugeben! Der persön-

liche Besitz fesselt (und dies ist vollkommen richtig) die Franzosen an ihre Scholle und erlaubt ihnen nicht, anderwärts Geld zu verdienen; bei uns findet sich eine vollkommen entgegengesetzte Erscheinung. Die Leute gehen auf tausend und noch mehr Werste dem Verdienste nach, während zu Hause nur die unumgänglich nöthigen Arbeiter und die Weiber zurückbleiben. Allein hieran stoßen sich unsere Gelehrten nicht und der zerstückelte Gemeindebesitz wird der nämlichen Beschuldigung unterworfen, welcher der kleine Privatbesitz unterliegt. Wir haben ja in dem Anklageact, den wir abgedruckt, gesehen, daß alles, was im Westen gegen die Communisten und Socialisten gesagt wird, gegen den Gemeindegrundbesitz gerichtet ist, obgleich derselbe nicht nur nicht mit deren Systemen übereinstimmt, sondern denselben in allen Beziehungen vollkommen entgegengesetzt ist. Wenn nur die Worte sich gleichen, dann braucht man die Thatsachen nicht zu unterscheiden! Nein, mein Herr, ehe man irgendetwas Russisches spricht, muß man vorerst dieses Russische gründlich studirt haben. Unser Gemeindegrundbesitz bindet wol, aber fesselt nicht die Leute an ihre Heimat; dies sind keine leeren Worte, sondern unumstößliche Thatsachen; unser Bauer verbleibt sehr gern in der Heimat, solange dies möglich und nützlich ist; muß er jedoch als Fuhrmann hinaus, oder sonst einem Verdienst nachgehen, so braucht er nicht mit Schlägen dazu gezwungen zu werden, sondern er geht nach eigenem Wunsche und eigenem Gutdünken. Allerdings kehrt er wieder gern nach Hause zurück, allein es ist hiervon keineswegs ein Nachtheil, ein Verlust im nationalökonomischen Sinne zu befürchten, sondern es ist sowol in politischer als in moralischer Beziehung ein ungeheuerer Vortheil damit verbunden. Doch werden wir hiervon erst später reden. Folglich zerfällt auch diese Einwendung schon bei einer ganz oberflächlichen Betrachtung zu Staub.

Wir haben nun hoffentlich unsere negative Aufgabe, d. h. die Widerlegung der gegen den Gemeindegrundbesitz gerichteten Anschuldigungen beendet. Diese Aufgabe war übrigens nicht schwer; wir glauben, daß wir absichtlich über keine einzige, wenngleich nur scheinbar vernünftige Einwendung geschwiegen haben. Jedem, der uns auf Seiten der Frage aufmerksam macht, die uns entgangen sind, werden wir sehr dankbar sein, und es wird ein solcher Aufruf von unserer Seite gewiß nicht ohne Erwiderung bleiben. Jetzt müssen wir noch, wenn auch nur kurz, erklären, warum wir so eifrig für die Beibehaltung des Gemeindegrundbesitzes einstehen.

1) weil diese Art der Besitzer bei uns vorhanden ist. Allerdings ist nicht alles Vorhandene gut (Gott behüte uns vor einer ähnlichen Blindheit), allein alles Vorhandene ist auch nicht schlecht. Das Vorhandene soll erhalten werden, solange das Unbequeme desselben nicht deutlich und mit Bestimmtheit erkannt ist. Man muß von dem Gemeindegrundbesitze nicht behaupten, daß er auf Rußland im allgemeinen, oder auf den Bauernstand insbesondere eine schädliche Wirkung geäußert habe; folglich soll er auch beibehalten werden. Ueberdies liebt das Volk diese Art von Besitz; auf denselben ist jenes Princip gegründet, von welchem das ganze russische Leben durchdrungen ist; die Sitten, die Gebräuche und selbst die Gewohnheiten unserer Bauern sind mit dieser Einrichtung enge verwebt. Warum soll man dieselbe abschaffen? Etwa der Wissenschaft zu Liebe?[1]) Nein, die ernste Wissenschaft

---

1) Wir halten es nochmals für nothwendig, uns zu rechtfertigen. Wir sind selbstverständlich durchaus nicht gegen jene Wissenschaft, welche alle sich ihr darbietenden Erscheinungen zu ergründen trachtet und welche selbständig, aber mit der größten Vorsicht die Gegenstände in Betracht zieht und über sie urtheilt. Es handelt sich hier nur um jene Wissenschaft, welche mit ihrer vermeintlichen Unfehlbarkeit prahlt und von ihren Axiomen spricht, als ob dieselben zu allen Zeiten und an

wird und kann keine ähnlichen Opfer fordern: sie ist vorzugsweise conservativ; sie hält das Bestehende werth und sucht mit Sorgfalt alles Vaterländische zu ergründen, in den Geist desselben einzudringen, sie verurtheilt es mit Widerstreben und entschließt sich nur nothgedrungen zu seiner Beseitigung. Die Wissenschaft im wahren Sinne des Worts hat in Bezug auf den Gemeindegrundbesitz in Rußland noch nicht ihr endgültiges Urtheil gesprochen. Sie hat den Thatbestand anerkannt und ist jetzt zur gründlichen Erforschung dieser Einrichtung geschritten, indem sie es ihren Experimentatoren überläßt, die verschiedenen Erscheinungen derselben sowol in Beziehung auf den Staat und die Gesellschaft als auf die einzelnen Individuen zu untersuchen. Warum also die Axt an den vielhundertjährigen Baum des Gemeindegrundbesitzes legen? Blos weil derselbe im Westen nicht mehr existirt? Müssen wir aber das Wesen des Westens nachahmen? Hatten und haben denn nicht auch jetzt noch alle Völker des Westens ihre Eigenthümlichkeiten? Warum sollen denn wir mit der Vernichtung gerade jener unserer Eigenthümlichkeit beginnen, an welcher die Seele eines jeden Russen festhängt, und welche nach dem Bewußtsein allerdings nur weniger, aber nach dem innern Gefühle vieler die Kuppel unsers socialen und privatwirthschaftlichen Gebäudes bleiben muß? Auf alle diese

---

allen Orten für jedermann bindend wären, und welche die Zeit, den Raum und die Individualität des Menschen für unter sich vollkommen gleiche Dinge betrachtet, die gar keine weitere Beachtung verdienen. Aber wo ist denn diese Wissenschaft, möchten vielleicht einige fragen, welche in unserer Literatur nicht ganz genau bewandert sind? Allerdings existirt eine solche Wissenschaft in Europa, ja sie herrscht sogar jetzt leider auch bei uns, und viele Journale dienen derselben als eifrige Verbreiter. Die vorzüglichsten Glaubensboten derselben kann man unter anderm leicht in dem „Oekonomischen Anzeiger" finden. Doch muß man anerkennen, daß der von uns abgedruckte Anklageact gegen den Gemeindegrundbesitz, wie der Leser sich persönlich überzeugen konnte, als ein Muster dieser Art von Erzeugnissen angesehen werden kann.

Fragen erfolgt immer die nämliche Antwort: Delenda est Carthago! Haxthausen hat das statistische Factum von dem Vorhandensein der Gemeinde in Rußland zur Anerkennung gebracht; wir hoffen, daß nun irgendein anderer Deutscher, oder Engländer, oder Franzose uns besuche, um endlich unsere Oekonomen auch von der Bequemlichkeit und der Nothwendigkeit des Gemeindebesitzes in Rußland zu überzeugen; wir aber wollen einstweilen von den Leuten, welche die Abschaffung des Gemeindegrundbesitzes fordern, mit betrübtem Herzen sagen: sie wissen nicht was sie thun.

2) bestehen wir deshalb auf der Beibehaltung des Gemeindegrundbesitzes, weil beinahe alles, was wir in unsern Dörfern sehen, hören und erfahren, auf dieses Princip gegründet ist, und weil man mit der Aufhebung desselben beinahe einen völligen Umbau des ganzen russischen Staatsgebäudes vornehmen müßte. Unsere Dörfer sind so und deshalb nicht anders gebaut, weil die Bauern den Boden gemeinschaftlich besitzen; bei der Einführung des persönlichen Grundbesitzes, statt der gegenwärtigen Einrichtung, müßten alle Bauern entweder auf ihre Grundstücke ziehen oder in einer großen Entfernung von denselben verbleiben. In ersterm Falle stellen sich folgende Misstände dar: viele Grundstücke werden ohne Wasser, ohne Wiesengründe u. s. w. sein, während unter der letztern Voraussetzung einige Bauern nahe, andere wieder sehr weit entfernte Grundstücke erhalten würden. Unser Feldbau muß augenblicklich geändert werden, denn die Brache ist für ein kleineres Grundstück nicht anwendbar; oder ist bei uns jetzt die Einführung des Fruchtwechselsystems möglich? — Und was ist mit der Viehzucht anzufangen? Bei der Abschaffung der Brache muß man den vollen Viehstand das ganze Jahr hindurch auf dem Hofe haben und woher das Futter nehmen? Allein ist dieselbe auf alle unsere Felder anwendbar? Soll man die Grassäung einführen? Hat man

von seiten unserer landwirthschaftlichen Wissenschaft auf solche Gräser hingewiesen, welche sich für jede Bodenlage eignen? Jetzt hilft ein Nachbar dem andern bei der Ausdreschung der Riege u. s. w.; dann aber muß sich ein jeder allein helfen so gut er kann oder muß Arbeiter zur Aushülfe dingen. Der Bauer, welcher keine Säge, keine Egge und noch vieles andere dergleichen nicht besitzt, nimmt, was er braucht, jetzt von dem Nachbar auf einige Zeit zu leihen; dann aber muß er sich bei unsern Ausdehnungen und der häufigen schlechten Witterung selbst mit allem Nöthigen versehen. Dies sind die hauptsächlichsten, materiellen Misstände bei der Aufhebung des Gemeindeeigenthums; und wie viele andere nicht so fühlbare, aber nichtsdestoweniger wesentliche gibt es noch? Jetzt wird das ganze Dorf von einem einzigen Starost und zwei oder drei Richtern ohne Mühe und Anstrengung verwaltet; dann aber muß die ganze Einrichtung der Rechtspflege und der Verwaltung anders geordnet werden. Jetzt versammeln sich die Bauern an den Winter- und Sommerabenden, um miteinander zu plaudern, zu singen, Tänze aufzuführen u. s. w., während dann der ganze gesellschaftliche Theil ihres Lebens vollkommen verändert werden muß. Jetzt kennen die Bauern einander, denn sie sind früh und spät beisammen, während dann, wenn jeder Bauer auf seinen Besitztheil angewiesen ist, jede genauere Bekanntschaft unter ihnen aufhören wird. Jetzt sind die Verwandtschaftsbande infolge des Zusammenlebens in einem und demselben Dorfe besonders stark, während dieselben dann durch das seltene Begegnen sich bedeutend abschwächen. Jetzt muß einem Unbemittelten geholfen werden, denn er lebt ja in demselben Dorfe und ist den andern beständig vor den Augen; dann aber müssen die Bauern nothwendigerweise sich gegenseitig entfremdet werden. — Wenn uns unsere Bauern durch ihre treffenden Antworten, ihre vernünftigen Aeußerungen und ihre bedeutungsvollen Sprichwörter in Erstaunen u. s. w.

setzen, so ist hieran hauptsächlich die Erziehung schuld, welche ihnen durch das Gemeindeleben zu Theil wird. Wodurch soll dies ersetzt werden? Durch die Errichtung von Schulen? Aber auch diese sind in den Dörfern viel zweckmäßiger als bei der Zerstreuung der Wohnsitze.[1]) Kurz, je mehr wir über die Verhältnisse nachdenken, desto mehr überzeugen wir uns von der völligen Unmöglichkeit einer solchen Umwandelung und desto fester halten wir an der in dieser Beziehung bestehenden Ordnung der Dinge.

3) wünschen wir deshalb die Beibehaltung des Gemeindegrundbesitzes, weil derselbe eine feste und regelmäßige Einrichtung des Bauernstandes in Rußland verspricht. Wenn dieser Stand allenthalben von Wichtigkeit ist, so ist derselbe ganz besonders in einem Staate wichtig, welcher bei allen als ein vorzugsweise ackerbautreibender gilt. Können aber die Bauern ohne Grundbesitz eine dauerhafte und vernünftige Einrichtung erhalten? Der Bauer ohne Grund und Boden ist ein Fisch ohne Wasser. Wir sehen, daß in verschiedenen Ländern Europas und insbesondere in England dieser Stand vollkommen zu Grunde gegangen, weil er der Theilnahme am Grundbesitz beraubt ist. Es gibt dort gar keine Bauern im wahren Sinn des Worts: es gibt nur Grundbesitzer, Pächter und Tagelöhner; allein diese letztern haben gar kein Domicil, sie sind den Flecken und Dörfern einverleibt und werden nur zufällig, nur im Miethverhältnisse zu Bauern. In allen westeuropäischen Staaten vermehrt sich die Zahl der Bauern beständig, während in England die Abnahme derselben ganz erstaunlich ist. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts belief sich ihre

1) Bei einem meiner Güter liegt die Kirche mehr als eine Werst von dem Kirchdorfe und zwei Werst von dem hierzu gehörigen Filialdorfe. Die Schule befindet sich auf dem Kirchengrunde. Oft können die Jungen im Winter bei großer Kälte und heftigem Schneegestöber nicht zur Schule kommen.

Zahl auf sechs Millionen, während jetzt trotz der allgemeinen Zunahme der Bevölkerung die Zahl derselben nur wenig über vier Millionen beträgt. Ist diese Erscheinung etwa erfreulich? Die einen antworten mit Ja, die andern mit Nein! Wir können uns nicht entschließen, diese Frage unbedingt zu entscheiden (diesem ist nur die Wissenschaft des Herrn Bernadski gewachsen, welche nicht einmal einen Zweifel an dem wohlthätigen Einfluß dieser Erscheinung gestattet), sondern wir sind der Meinung, daß Rußland trachten muß, seinem Bauernstand eine dauerhafte und selbständige Einrichtung zu geben; für Rußland paßt es allerdings nicht (und es hat dies auch niemals gethan), dem Wunsch und den Neigungen des einzelnen entgegenzuwirken und ihm den Austritt aus diesem Stande zu verschließen, allein es ziemt sich auch nicht, die Leute mit Gewalt hinauszustoßen. Der Ackerbau ist kein Gewerbe, für welches man die Leute nur so nehmen, von welchem man sich lossagen und zu welchem man so leicht wieder zurückkehren kann. Der Ackerbau ist eine sehr harte, äußerst unangenehme und nichts weniger als hinlänglich lohnende Arbeit. Der Landmann müht sich im Regen und Schmuz, in der Kälte und in der Hitze ab. Wenn er im Tagelohn arbeitet, wird er beständig trachten, zu einer andern, weniger harten Beschäftigung überzugehen; wer aber einmal die Bauernarbeit aufgegeben, wird nur selten wieder zu ihr zurückkehren; nur die Theilnahme an dem Besitz bindet den Landmann an den Grund und Boden, gibt ihm die Kraft, Beschwerden, Misjahre und andere mit der Landwirthschaft unzertrennliche Unfälle zu ertragen. Wenn es wünschenswerth ist, einen dauerhaft geordneten Bauernstand zu haben, so ist die Erfüllung dieser Bedingungen unbedingt nothwendig. Deutschland, welches später als die übrigen westlichen Länder zur Organisation des Bauernstandes schritt, ist von dieser Ansicht tief durchdrungen und ist jetzt in diesem Sinne auch

in der Beendigung seiner Umgestaltung begriffen. Bei uns ist bereits durch die Gewohnheit jener Zustand eingeführt, welchem jetzt viele Staaten Europas entgegenstreben. Warum sollen wir also unsere Bauern spornstreichs in Lohnarbeiter und Tagelöhner umwandeln? Ich glaube nicht, daß diese Umgestaltung für die gegenwärtigen bevorzugten Gutsbesitzer von Vortheil sein würde, sondern sie müßte sich unvermeidlich ebenso verderblich für die Bauern als schädlich für das ganze Reich erweisen. Die Bauern bilden bei uns den mächtigsten Stand und dies nicht allein durch ihre Zahl, sondern auch durch ihre unverdorbenen, moralischen und physischen Kräfte. In andern Ländern machen die Bauern ein Viertheil, ein Drittheil, zwei Fünftheile der Bevölkerung aus, während bei uns mehr als zwei Drittheile aller Einwohner Bauern sind; es wäre wirklich eine unvernünftige Maßregel, durch welche diese ungeheuere Mehrheit zu nomadisirenden, heimat- und besitzlosen Leuten umgeschaffen würde. In Bezug auf die Ueberlegenheit dieses Standes in moralischer Beziehung können die Meinungen noch verschieden sein; allein man kann gewiß nicht umhin, die Selbständigkeit des Bauernstands, seine Macht und seine Zähigkeit anzuerkennen. Und diesen Stand, die Hauptgrundlage unserer massiven Größe, will man des Grundes und Bodens berauben und ihn zu einem Stande von Tagelöhnern herabdrücken! Nein, dies ist eine reine Unmöglichkeit! Eher geht das Wasser gegen seinen gewöhnlichen Lauf, als daß der russische Bauer dem Grund und Boden entrissen werden kann, den er mit seinem Schweiße getränkt hat. Das einzige Mittel, ihn für immer zu beruhigen, ihn an die allgemeine Ordnung und an den Landbau zu fesseln ist — ihm Theilnahme am Grundeigenthum zu gestatten. Und bei uns wird dies keine Neuerung sein, sondern nur eine gesetzliche Heiligung dessen, was seit lange schon existirt. Allein in Frankreich gehen viele Misstände aus dem bäuerlichen

Grundbesitz hervor; wie können wir denselben entgehen? Der Gemeindegrundbesitz schützt uns gegen alles Misgeschick jenes Grundbesitzes, welcher sich in Frankreich als so unbequem erweist. Wir haben bereits oben dargethan, daß es sehr leicht ist, eine allzu große Zersplitterung der Grundstücke zu vermeiden, daß der Gemeindegrundbesitz den Verbesserungen und Reformen durchaus nicht entgegen ist, daß eine allzu große Gebundenheit des Bauern an seine Scholle u. s. w. bei uns durchaus nicht vorhanden ist. Ueberdies bietet der Gemeindegrundbesitz auch darin einen großen Vortheil, daß derselbe auf lange Zeit, vielleicht selbst für immer die Möglichkeit des Proletariats, dieses großen Uebels der europäischen Staaten, fern hält.[1]) Wir werden uns über dieses hier nicht weiter aussprechen; allein die nützliche Wirkung des Gemeindebesitzes in dieser Beziehung wird gewiß nicht einmal von dessen Gegnern bestritten, obgleich sie allerdings zu verstehen geben, daß bei dieser Art von Besitz fast alle Gemeindeangehörigen so ziemlich Proletarier seien. Nach allem von uns Gesagten halten wir es für überflüssig, uns bei dieser Anspielung aufaufzuhalten, und erwarten, um dieselbe vollkommen widerlegen zu können, daß die Beschuldigung klarer und bestimmter ausgesprochen werde.

4) vertheidigen wir den Gemeindegrundbesitz auch noch deshalb, weil derselbe vorzugsweise zu der Zähigkeit unsers Reichs beiträgt. Allerdings besteht die Stärke unsers Reichs nicht in diesem oder jenem Stande, sondern in der Vereinigung

---

1) Herr Vernadski behauptet zwar, daß es selbst in England in dem Bauernstande keine Proletarier gebe; dies ist keineswegs zu verwundern, weil es dort gar keinen Bauernstand gibt. Aller Grund und Boden gehört Privatleuten; und wer möchte wol Lust haben, Arme auf seinen Gütern zu halten; deshalb concentriren sich dieselben auch in Flecken und Städten, wo Millionen Pfund Sterling auf deren Unterhalt verwendet werden.

aller Stände, in dem ganzen Volke; aber man muß doch zugeben, daß der Bauernstand sehr viel hierzu beiträgt. Wir verstehen darunter nicht allein den Umstand, daß die Bauern die meisten Krieger stellen, die meisten Abgaben bezahlen, die meisten Pflichten auf sich haben u. s. w., sondern insbesondere den, daß dieselben vorzugsweise die Repräsentanten unserer Volksthümlichkeit sind. Alle Stände sind mehr oder weniger von fremden Ansichten, Sitten und Gewohnheiten eingenommen; der Bauernstand war weniger als die übrigen fremden Einflüssen ausgesetzt und bewahrte uns jene Principien des russischen Lebens, welche wir jetzt studiren, welche wir zu erforschen suchen, zu welchen wir in jeder gemeinsamen Drangsal unsere Zuflucht nehmen, und welche allein unserm Lande Macht und Ruhe versprechen. Ich weiß, daß einige dies als Chinesenthum, als ein ewiges Stehenbleiben u. s. w. bezeichnen; allein wir können diesen sogenannten Fortschritt um jeden Preis nicht als solchen anerkennen; so manches Streben nach vorwärts ist schlechter als das Stehenbleiben an Ort und Stelle; gar manche Bewegung nach vorwärts führt nicht zum Ziel, sondern vom Ziel ab. Uebrigens sind wir weder in individueller, noch in allgemeiner, noch in staatlicher Beziehung für die Unbeweglichkeit und ist dieselbe auch gar nicht in dem russischen Geiste vorhanden. Wenn sich dieselbe unsern Blicken auch darzubieten scheint, so kommt dies blos daher, weil unsere Augen sowol in physischer als geistiger Beziehung an fremde Bildung und fremdes Wesen gewöhnt sind und weil der Bauernstand vorgezogen hat, lieber eine Zeit lang still zu stehen, als auf (sowol ihm als uns allen) nicht eigenthümlichen Wegen umherzuirren. In Bezug auf die Landwirthschaft — jenen Theil der menschlichen Thätigkeit, welcher vorzugsweise zum Stillstande geneigt ist, haben wir diesen Mangel nicht bei den Russen gefunden, was wir auf den vorausgehenden Seiten wenn auch nicht gerade be-

wiesen, aber worauf wir doch wenigstens verwiesen haben. Wir glauben, daß der unparteiische Leser in den verschiedenen Aufsätzen unserer vorjährigen und diesjährigen Ausgabe bereits viele Beweise dafür gefunden hat, daß das russische Volk auch in den übrigen Beziehungen einem vernünftigen Fortschritte geneigt ist. Wenn dem so ist, sind wir dann nicht dem Gemeindewesen, folglich dem Gemeindegrundbesitz insbesondere, welcher ganz vorzugsweise die Grundlage unsers Bauernwesens bildet, für die Zähigkeit unsers Landes zum Dank verpflichtet? Was würde aus unsern Bauern, was würde aus uns allen werden, wenn erstere in unserm ungeheuer ausgedehnten Lande herumirrend, heute da, morgen dort sich als Tagelöhner verdingen müßten, oder jedes Eigenthums bar, in voller Abhängigkeit ihrer Herren sich befänden? Zum Glücke ist das, was nicht durch das Gesetz bestimmt festgesetzt wurde, durch die Gewohnheit entstanden; die Befestigung desselben aber muß der aufrichtigste und innigste Wunsch eines jeden Russen sein.

Dies sind die Hauptursachen, welche uns bewogen haben, mit aller Kraft für die Erhaltung des Gemeindegrundbesitzes einzustehen; wir könnten jedoch noch viele untergeordnete, aber dennoch sehr bedeutungsvolle Beweisgründe zu Gunsten unserer Meinung anführen. Diese Art des Besitzes verbindet die Glieder der Gemeinde sowol unter sich als auch alle zu einer untheilbaren Einheit. Ist dies nicht von großer Wichtigkeit? oder schließt dieß irgendeinen Misstand, eine Gefahr in sich? Wir sehen unsererseits hierin nur einen Vortheil für den Staat und das Volk. Wenn man uns beweist, daß der Zweck jeder Gesellschaft das Gegentheil von Vereinigung ist und daß hierin allein deren Rettung liegt, dann, aber nicht früher, werden wir von unserer Meinung abstehen.

Der Gemeindegrundbesitz, welcher die dauernde Grundlage für die einheitliche Thätigkeit der Gemeinde bildet, bietet eben

dadurch dem Staate die Möglichkeit, die Verantwortlichkeit für die Bezahlung der Steuern, für die Stellung von Rekruten und andere Dinge der ganzen Gemeinde aufzulegen, was sowol für den Staat als für die einzelnen Individuen viel bequemer ist, als wenn ersterer mit den einzelnen Personen und letztere wieder im einzelnen mit dem Staate zu thun hätten. Diese Art des Besitzes macht auch die gegenseitige moralische Aufsicht der Bauern untereinander möglich; außerdem gründet dieselbe auch die Wohlthätigkeit auf vernünftige, billige und zweckentsprechende Principien. Uebrigens ist das von uns Gesagte gewiß genügend, um jeden unparteiischen Leser von der Nothwendigkeit und den Vortheilen der Beibehaltung des bei uns vorhandenen Gemeindegrundbesitzes zu überzeugen; doch behalten wir uns vor, in der Folge noch einmal diese mit unserm Wesen enge verwachsene Sache zu besprechen und alle ihre wohlthätigen Wirkungen für uns in Rußland mit größerer Genauigkeit zu entwickeln.

Wir lassen hier nur noch eine Bemerkung folgen und zwar auf Veranlassung jener unserer Nationalökonomen, welche die russische Gemeinde von dem Standpunkte der französischen Socialisten vertheidigen und lieben. Wir finden die französische Association wesentlich verschieden von unserer Gemeinde und selbst von unsern Handwerkergemeinden und finden diesen Unterschied in dem Umstande, daß die westeuropäischen Völker unter dem Einflusse des Princips herangebildet sind, sich zu einer gemeinschaftlichen Arbeit oder einem gemeinschaftlichen Ziele nur durch einen Vertrag vereinigen zu können, dessen sämmtliche Punkte von denselben freiwillig festgesetzt und genau bestimmt werden, und zwar nur in dem Maße, als dies für die Erreichung des Associationszwecks unumgänglich nothwendig ist. Unsere Gemeinde ist durch das Gesetz der Nothwendigkeit vereint: wer in einem gewissen Dorfe geboren ist, ist schon dadurch ein Glied der Bauerngemeinde.

Allerdings treten die Leute freiwillig in diese Gemeinde ein und treten ebenso wieder aus derselben aus, allein der Charakter der Gemeinde wird dadurch nicht verändert. Unsere Handwerkergemeinden haben diese Eigenthümlichkeiten beibehalten: zwanzig, dreißig Menschen kommen nach Petersburg oder an irgendeinen andern Ort — sie verabreden mit den ältern Mitgliedern keine umständlichen Bedingungen in Form eines gemeinsamen Vertrags, sondern sie treten einfach der Arbeitergemeinde bei, nehmen deren Gebräuche an und werden gerade so vollständige Mitglieder wie die ältern. Und dies kommt nur daher, weil alle Leute schon in ihrer Heimat durch das Gemeindeprincip erzogen sind. Die Westeuropäer vereinigen sich nur insoweit, als dies nothwendig ist; die Russen aber werden als Angehörige einer Gemeinde geboren und gehören nur insoweit nicht der Gemeinde an, als dies zur Wahrung ihrer eigenen Individualität und ihres Familienlebens nothwendig ist. Es ist für erstere deshalb das Gemeindeprincip eine Ausnahme, welcher dieselben nur gezwungen folgen. Dort ist die Association ein künstliches Erzeugniß, welches nach der Zeit und nach seiner eigenen Bestimmung beschränkt ist; hier ist die Gemeinde etwas Lebendiges, eine beständige Erscheinung, sie ist ein Mittel zur Erreichung aller menschlichen Zwecke. Wir glauben, daß das Princip der Association im Westen immer mehr und mehr an Kraft und Ausdehnung gewinnt, allein wir wagen uns nicht der Hoffnung hinzugeben, daß das Gemeindeprincip dort eingeführt werden könne, wo dasselbe nicht bereits vorhanden und wo das persönliche Eigenthum allen oder doch fast allen Grund und Boden innehat. Hierzu würde ein solcher Umschwung, eine solche Erschütterung erforderlich sein, wie sie die Welt noch nie gesehen und worüber selbst die Vermuthung sich nicht einmal auszusprechen vermag. Diese ungeschickten Vertheidiger der russischen Gemeinde sind offenbar nur durch

ihre leidenschaftliche Zuneigung zu den westlichen Associationen, für die Liebe zur russischen Gemeinde gewonnen worden; sie sind voll Bewunderung über die dortige Vereinigung der Menschen zu gemeinschaftlicher Arbeit und haben mit Entzücken eine ähnliche Erscheinung in ihrer Heimat gesehen; allein sie wollen unsere Bauerngemeinde bilden; ihr bestimmte Gesetze geben, ihre Mängel verbessern und ihr das Ziel zeigen, wonach sie streben soll. Mit großer Sorgfalt suchen sie die Fehler unserer Gemeinde zu rechtfertigen, allein indem sie ihr schmeicheln, bewahren sie gegen dieselbe immer ihre Würde als civilisirte Europäer. So bitten sie, derselben die alljährliche Vertheilung des Grundes und Bodens nicht als Schuld anzurechnen, in der Ueberzeugung, daß sie bereit ist, derselben zu entsagen, indem sie zugleich den Vorschlag machen, dieselbe unbedingt zu verbieten. Wir dagegen betrachten unsere Gemeinde mit ganz andern Augen: obgleich wir sehr viele ihrer Unvollkommenheiten anerkennen, so sind wir dennoch überzeugt, daß sie nur allein dieselben verbessern könne, und zwar ohne Benachtheiligung ihrer Einheit und Selbstständigkeit. Rathschläge verständiger und aufgeklärter Leute ist sie bereit mit Dank und Anerkennung anzuhören, allein diese Rathschläge zu befolgen oder von sich zu weisen, muß ihre eigene Sache bleiben. Sie selbst ist durchaus nicht so unbeweglich und den nothwendigen Verbesserungen so abhold, als selbst einige ihrer Freunde glauben. Die Vertheilungen des Ackerlandes sind bei uns in dem größten Theile des Gouvernements abgeschafft und zwar nicht sowol infolge einer Verfügung von außen als nach dem eigenen Dafürhalten der Gemeinden. In den gesegneten Gegenden des östlichen und südlichen Strichs des europäischen Rußland sind dieselben noch im Gebrauche; denn sie sind dort nicht nur nicht unzweckmäßig, sondern sogar sehr gerecht und nützlich. Dort braucht der Boden keinen Dünger und ist derselbe außerdem sehr un-

gleichartig; folglich kann sich derjenige, welchem in diesem Jahre ein schlechtes Los zugefallen, wieder erholen, wenn er bald ein anderes, besseres Grundstück erhält. Was jedoch die Wiesengründe betrifft, so werden dieselben fast überall alljährlich vertheilt, weil die Nothwendigkeit, dieselben zu verbessern, bei uns noch so wenig erkannt ist, und weil bisjetzt nur sehr wenige Privateigenthümer dazu geschritten sind. Dasselbe ist auch über die Verkleinerung der Parcellen, und über deren Erhaltung bei einer und der nämlichen Zahl zu bemerken. Die Gemeinde ist in dieser Sache die beste Richterin. Reicht der Grund und Boden aus, so vermehrt sie die Zahl der Grundstücke, im entgegengesetzten Falle überläßt sie es den überflüssigen Leuten, ihren Verdienst anderswo zu suchen. Durch ein Gesetz das Minimum des Antheils zu bestimmen, ist rein unmöglich; an einem Orte ist eine einzige Dessiatine von jedem Felde ein gutes Grundstück, an einem andern sind anderthalb und selbst zwei Dessiatinen zur Ernährung einer Bauernfamilie nicht hinreichend. In diesen wie in andern ähnlichen Fällen muß man es lediglich der Gemeinde überlassen, nach ihrem Gutdünken zu verfügen, und dies ist um so bequemer, als dieselbe hierin weiser als die Weisen zu Werke geht. Ich will hier nur zum Beispiel eine Thatsache anführen. Die jährliche Vertheilung dort, wo der Boden des Düngens bedarf, für unzweckmäßig erkennend, haben unsere Gelehrten vorgeschlagen, einen bestimmten Termin, ungefähr zehn bis funfzehn Jahre, zu bestimmen. Die Gemeinden aber entschieden in allen Fällen, wo sie sich allein überlassen waren, die Sache ganz anders: sie theilten den Boden auf unbestimmte Zeit zu. Hierdurch erreichten sie, daß die Bauern ihre Felder bis zum Momente einer neuen Vertheilung fortdüngen, während alle festgesetzten Termine, bei ihrem Ablaufe, in kurzdauernde, fast alljährliche Vertheilung verwandelt wurden, wobei jede Düngung unmöglich ist. Die Ge-

meinden haben zur Entschädigung jener Leute, welche ihre Felder erst vor kurzem gedüngt, die Gewohnheit angenommen, bei neuen Vertheilungen den frühern Wirthen jene Grundstücke zu belassen, von welchen dieselben wegen der Düngung noch keine doppelte Ernte erhalten haben. Man sieht, wie weise unsere Gemeinde zu Werke geht! Wir dürfen uns deshalb nur mit der äußersten Vorsicht in ihre Einrichtungen mischen.

A. Koschelew.

Anmerkung.

Unter einigen stehen gebliebenen Fehlern des Uebersetzers muß ich einen sinnentstellenden nachträglich hervorheben:

S. 64, in der letzten Zeile, ist zu lesen, statt: „es ist mir öfter als einmal begegnet": — es ist mir niemals begegnet.

Im Texte selbst befinden sich einige kleine Widersprüche und Unrichtigkeiten. So widerspricht z. B. in der Anmerkung S. 68 der zweite Absatz dem ersten, und unrichtig ist S. 125 die Bemerkung, daß in den Landgemeinden Englands die Armensteuer geringer sei als in den Städten.

Schließlich verweise ich diejenigen Leser, welche sich über die Geschichte der Leibeigenschaft in Rußland näher unterrichten wollen, auf den von dem moskauer Professor Tschitscherin geschriebenen, ganz vortrefflichen Artikel „Leibeigenschaft in R." im „Staatswörterbuch" von Bluntschli und Brater.

F. B.

Historische Fragmente

von

A. S. Chomjakow.

(Iwan Aksakow, der Herausgeber der „Ruskaja Besséda", leitet die hier mitgetheilte Arbeit aus dem Nachlasse seines erst vor kurzem gestorbenen Freundes durch folgende Zeilen ein.)

Indem wir das erste Fragment aus einem unter den Papieren des verstorbenen Alexéi Stepanowitsch Chomjakow aufgefundenen Manuscript in unsere Zeitschrift aufnehmen, müssen wir einige erläuternde Worte über die Entstehung und den Charakter der Arbeit vorausschicken, aus welcher dasselbe entlehnt ist. Wir halten dies für um so nothwendiger, als diese Arbeit sich nicht nur durch die innere Eigenthümlichkeit der in ihr durchgeführten Anschauung, sondern auch durch die Originalität ihrer äußern Form auszeichnet, sodaß es, ohne sich von derselben einen vorläufigen Begriff gemacht zu haben, dem Leser schwer fiele, sich auf den gehörigen Standpunkt zu stellen, um ihren Werth zu beurtheilen und sich darüber klar zu werden, was man von ihr erwarten könne und was man von ihr fordern müsse.

Vor zwanzig Jahren, als die historische Zukunft der slawisch-orthodoxen Welt aus dem Bereiche dunkler Ahnungen und poetischer Vorgefühle in ein bestimmtes Bewußtsein überzugehen begann, entstand natürlicherweise der Gedanke, in der Vergangenheit die Geschichte ihrer Bildung zu erforschen und

sozusagen deren halbvergessene Genealogie wiederherzustellen. Vor allem mußte man die Slawen und die lebendigen Spuren der orthodoxen Glaubenslehre aufsuchen, welche durch die spätern Lagerungen mehr oder weniger verwischt wurden, man mußte aus den verschiedenen Zusätzen die nationalen und religiösen Elemente absondern und dieselben mit ihrem Namen bezeichnen. Allein die Aufgabe konnte sich nicht auf eine äußere, die Seiten historischer Thatsachen nur berührende Definition beschränken. Es erhoben sich neue Fragen: Wozu ist dieser so lange nicht anerkannte Stamm bestimmt, welcher scheinbar zu irgendeiner passiven Rolle in der Geschichte verurtheilt ist? Wodurch erklärt sich seine Isolirung und die unbegreifliche Gliederung seines Lebens, welches auch nicht zu einer der durch die Wissenschaft anerkannten Formeln der socialen und politischen Entwickelung paßt: etwa durch den Umstand, daß er von Natur aus keiner selbständigen Entwickelung fähig und nur bestimmt ist, als Reservematerial für die Restauration der herabgekommenen Kräfte der an der Spitze stehenden Nationen zu dienen, oder den Umstand, daß in ihm die Keime einer neuen Civilisation enthalten sind, deren Zeit erst nach der gänzlichen Erschöpfung der jetzt von der Menschheit verbrauchten Principien anbricht? Was bedeutet jene räthselhafte Kirche, welche scheinbar in ihrer Entwickelung aufgehalten, sich gleichsam von der Geschichte fern hielt, seit das Christenthum im Westen in zwei sich widerstreitende Pole zerfiel? Endlich, welches geheimnißvolle Band verbindet diese Kirche mit diesem Stamme, welcher nur in ihr allein frei athmen und sich frei bewegen kann, und außer ihr unvermeidlich einer sklavischen Nachahmung anheimfällt und in den innersten Grundlagen seines Wesens verunstaltet wird? Offenbar sind auf diese Fragen keine fertigen Antworten in den Werken der westeuropäischen Gelehrten zu finden. Wollten wir die Resultate der Wissenschaft, welche in Deutschland, Frankreich

und England zu Tage gefördert worden sind, auf Treue und Glauben und ohne Vorbehalt annehmen, so würden wir dadurch unbewußt unser eigenes Urtheil unterschreiben und uns, wenn auch gerade nicht zum Tode, so doch zu einer historischen Nullität, zu einem ewigen Folgen fremder Fußtapfen verdammen. Jedes Volk beschränkt sich bei der Auffassung eines fremden Lebens unwillkürlich auf die Grenzen seiner eigenen Anschauung; es eignet sich die innere Idee jener Erscheinungen an, in welchen sich seine eigene Individualität ausspricht, in welchen es sich selbst oder wenigstens die Individualitäten anderer Völker wiedererkennt, welche mit ihm durch die Einheit der geistigen Bestrebungen verbunden sind; alles, was außerhalb dieses Kreises liegt, erscheint ihm natürlicherweise als seine negative Seite und wird von ihm nach dem sich ihm fühlbar machenden Mangel jener Principien bestimmt, in welchen sein Ziel und Ideal der menschlichen Entwickelung enthalten ist. Auf diese Weise bildet es, indem es die vergangenen Schicksale der Menschheit reproducirt, aus dem ganzen von ihm gesammelten historischen Material unwillkürlich gleichsam ein Piedestal für sich selbst.

In seinen Unterhaltungen mit jungen Männern, mit Zöglingen der moskauer Universität, die sich um ihn gesammelt, wies Alexéi Stepanowitsch Chomjakow häufig auf diese unvermeidliche Einseitigkeit fertiger Resultate hin, welche von uns ohne die nothwendige Kritik aus der fremden Literatur entlehnt werden; allein er wußte, daß man die Resultate der Wissenschaft nur im Namen der Wissenschaft selbst umstoßen kann, indem man die vollständigere Kenntniß der unvollständigen oder oberflächlichen Kenntniß gegenüberhält, und deshalb bestand er auf der Nothwendigkeit, sich an die Quellen zu wenden und nach ihnen alle historischen Ansichten und Urtheile, welche wir den fremden Stimmen nachgesprochen, zu prüfen. Unter seiner Leitung wurde damals der Gedanke

zur Herausgabe eines ausgedehnten Werkes gefaßt, welches den Forschungen über die vergangenen Geschicke und die gegenwärtige Lage der slawisch-orthodoxen Welt gewidmet sein sollte. Der erste Band desselben erschien unter dem Namen „Der slawische Sammler“[1]), und vieles Material war bereits für die Herausgabe der folgenden Bände vorbereitet; allein der frühe Tod des Hauptleiters der Arbeiten, des verstorbenen Walujew, an dem die russische Wissenschaft einen nicht unbedeutenden Factor verlor, machte diesem Unternehmen ein Ende. Der enge Kreis, welcher sich zu dem gemeinsamen Werke gebildet hatte, zerstreute sich allmählich nach verschiedenen Gegenden, und Chomjakow übernahm allein aus den Händen Walujew's die Erbschaft des von ihm ebenfalls angeregten Werks.

Ueber den Gang seiner Arbeiten selbst konnten wir noch keine genauen und ins einzelne gehenden Nachrichten erhalten. Wie es scheint, begann er mit dem Studium der religiösen Sekten, welche den orthodoxen Osten in den ersten Jahrhunderten des Christenthums beunruhigten, in Verbindung mit der Bewegung der Völker, welche von verschiedenen Seiten über die Grenzen des römischen Reichs hereinbrachen; ferner vertiefte er sich, nachdem er auch auf die lebendige Spur der orientalischen Religionen gerathen, in das Alterthum, ging von Griechenland nach Indien und Aegypten über, aus dem Bereiche der Theologie und Geschichte, in des Wortes engerer Bedeutung, auf das Reich der Ethnographie und Philologie. Der Kreis seiner Forschungen erweiterte sich allmählich und umfaßte endlich die ganze alte Welt bis zu den frühesten Erinnerungen des Menschengeschlechts. Ohne den Gegenstand seiner Beschäftigungen vorher abgegrenzt und ohne sich die Abfassung eines Buches zum Ziele gesetzt zu haben, vertiefte

1) Словенскій Сборникъ.

er sich immer mehr und mehr in die Arbeit, welche, ohne daß er es selbst bemerkte, nach und nach zu ungeheuern Dimensionen heranwuchs.

Wenn er auf das Land zog, nahm er gewöhnlich eine ganze Bibliothek von Chroniken, Wörterbüchern und neuern Forschungen und Reisebeschreibungen mit sich; in einem Jahre ließ er sich um zehntausend Rubel Bücher aus dem Auslande verschreiben. Bei seiner ungewöhnlichen Geisteskraft überwältigte er dieses ganz rohe Material im Laufe des Sommers und Herbstes und im Anfange des Winters, und trug dann, obgleich nie zu Excerpten seine Zuflucht nehmend, sondern sich auf sein gewaltiges Gedächtniß verlassend, die Resultate, die er aus allem, was er gelesen, geschöpft, in besondere Hefte und zwar in sehr gedrängter Form zusammen. Auf diese Weise sammelten sich bei ihm im Verlaufe von ungefähr zehn Jahren zwei starke, aus 21 sehr klein geschriebenen Heften bestehende Bände an, welche die Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zu jener Epoche behandeln, wo der skandinavische Norden nach dem halbmythischen Könige Harald Hildetand, der in der Bravallaschlacht fiel, in verschiedene Völkergruppen zerfiel.

Der Autor selbst hat seiner Arbeit keinen Titel gegeben, weshalb wir uns entschlossen haben, dieselben „Skizzen über die allgemeine Geschichte" zu nennen. Dieselben sind uns in ihrem Entwurfe, in ihrer ursprünglichen Form zugekommen, in welcher dieselben allmählich unter seiner Idee heranwuchsen. Um ihren äußern Charakter zu verstehen, muß man nothwendig vor Augen haben, daß Alexéi Stepanowitsch Chomjakow diese Skizzen nicht für das Publikum, sondern für sich selbst schrieb, deshalb nahm er in dieselben auch bei weitem nicht alles auf, was dem Leser zu genauem Verständnisse seiner Ideen zu wissen nothwendig gewesen wäre, sondern nur dasjenige, was in seiner eigenen Vorstellung schließlich in ein

volles Ganze zusammenfloß, oder das, worin er von der Meinung des Schriftstellers, den er las, abwich, oder endlich neue abgerissene Gedanken, die ihm gerade in den Sinn kamen, hier und da einfache Andeutungen, Vergleichungen, ja sogar Fragen und Voraussetzungen, welche einer weitern Prüfung bedurften.

Kaum dürfte eine zweite Arbeit gefunden werden, welche in einem so hohen Grade zwei sich scheinbar entgegenstehende Eigenschaften in sich vereint: eine tiefe innere Einheit des Grundgedankens, neben dem Mangel an jeder ersichtlichen Einheit, an jeder systematischen Ordnung in der Aufstellung der einzelnen Theile, und neben einer Buntschecklgkeit des Inhalts, welche den Leser anfänglich zurückstößt. Der Kampf der Religion der sittlichen Freiheit, der schließlich in ihrer Totalität ins Leben getretenen göttlichen Offenbarung, welche in der orthodoxen Kirche niedergelegt ist, mit der Religion der materiellen oder logischen Nothwendigkeit oder der pantheistischen Lehre, welche ihren letzten und vollständigen Ausdruck in den neuesten philosophischen Schulen Deutschlands gefunden hat, dieser Kampf, welcher sich in den Glaubenslehren und in dem historischen Geschicke der an der Spitze sich befindenden Völker der Menschheit personificirt — ist das Grundthema, welches die unter sich getrennten Forschungen in ein organisches Ganze vereinigt. Dabei finden wir in dem einen und dem andern Hefte die vollständige Uebersicht irgendeines Ereignisses oder einer Lehre, welche beinahe ohne alle weitere Umarbeitung in einer vollendeten Arbeit ihre Stelle finden könnte; gleich daneben ganze Seiten philologischer Wurzeln und sehr eingehender Forschungen über die Vermischung der Dialekte, über die Verdrehung der Wörter und Begriffe bei ihrem Uebergange von einem Volke zu dem andern; endlich abgerissene Bemerkungen, Anschauungen, welche nebenbei hingeworfen werden, und welche

infolge irgendeiner unerwartet auftauchenden Vergleichung manchmal weit in einen andern historischen Mittelpunkt vorauslaufen. Alles dieses folgt nacheinander in einer ununterbrochenen Reihe, ohne Eintheilung in Abschnitte oder Perioden, ohne alle Citate und Hinweisungen auf die Quellen, ohne kurze Wiederholungen des Vorhergesagten, ohne vorbereitende Einleitungen, und im allgemeinen ohne jenes allgemein angenommene Verfahren und ohne jene Bedingung, wodurch das Studium einer für das Publikum bestimmten Arbeit erleichtert wird. Der Grund hiervon liegt darin, daß der Autor nie daran dachte, seine Skizzen zu veröffentlichen; er betrachtete dieselben als einen unerschöpflichen Vorrath von zum Theil schon überarbeiteten Materialien, welcher für einige Bände oder eine ganze Serie von Aufsätzen hingereicht hätte, und aus welchem er in freier Zeit einzelne Theile für den Druck herauszuziehen beabsichtigte, nachdem er dieselben einer vorläufigen Durchsicht und vollständigen Bearbeitung unterworfen. So dienten ihm die Forschungen über die Häresien in der orthodoxen Kirche zu polemisch-theologischen Broschüren, welche er im Auslande in französischer Sprache herausgab, die aber bisjetzt unter unserm Publikum noch wenig bekannt geworden; ein anderes Fragment über die Dynastie der Merovinger wollte er in Form eines besondern Aufsatzes für die „Russischen Unterhaltungen" bearbeiten; doch war seine Aufmerksamkeit in den letzten Jahren auf andere Gegenstände gerichtet; es war ihm nicht vergönnt, das große von ihm entworfene Werk zu Ende zu führen, ja nicht einmal dasjenige konnte er benutzen, was bereits von ihm vollendet worden; was aber ihm nicht zu vollenden gelang, das wird wol kein anderer auf sich nehmen. Wir können der Nachwelt nur die reiche Hinterlassenschaft seines Geistes in der Form bewahren, in welcher dieselbe auf uns gekommen ist.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß in einer so

ausgedehnten, vielgegliederten und keiner endgültigen Prüfung unterworfenen Arbeit, wie die Skizzen Chomjakow's sind, sich viele Versehen, Fehler, Widersprüche und unwillkürliche, aber noch häufiger ungerechtfertigte Hypothesen finden; Specialisten, welche genau mit den Quellen bekannt sind, werden auf dieselben hinweisen und sie verbessern; zu gleicher Zeit aber werden sie — daran zweifeln wir nicht — dennoch die große, gelehrte Arbeit des verstorbenen Autors nach ihrem vollen Werthe schätzen; die Altmeister in der Wissenschaft werden sich, wenn sie an seiner Arbeit nicht den Zunftstempel wahrnehmen, mit Geringschätzung von derselben abwenden; schon der Mangel einer Eintheilung in Kapitel und Rubriken wird der selbstgefälligen Kritik vielen Stoff bieten: wir überlassen ihr diesen leichten Triumph über eine Arbeit, welche ihr in dieser Beziehung wehrlos gegenübersteht. Die Mehrzahl der Leser wird in ihr eine Lectüre finden, die allerdings nicht leicht ist, die aber jede Anstrengung des Gedankens mit reichlichen Zinsen belohnen wird. Letzteres können wir verbürgen.

In nicht allzu langer Zeit hoffen die Freunde des seligen Chomjakow zur Herausgabe aller seiner Werke zu schreiten. Die zwei geschriebenen Bände Skizzen über die Universalgeschichte bilden vier bis fünf gedruckte Bände. Das in diesem Werke abgedruckte Fragment ist dem 16. und 17. Hefte entnommen und nimmt im Original den Raum von nicht ganz 20 Seiten ein.

So weit der russische Herausgeber. Meine eigene Ansicht über den Werth dieser historischen Skizzen, welche von derjenigen meines Freundes Aksakow wesentlich abweicht, findet der Leser am Schlusse des folgenden Aufsatzes.

F. B.

Der Verfall des römischen Reichs. — Die Bewegung der germanischen und slawischen Völker. — Religiöse Streitigkeiten im Orient.

Als Theodosius das Reich theilte, kamen beide Theile, der östliche wie der westliche, in Hände, welche der Gewalt auf gleiche Weise unwürdig waren; allein die Nichtigkeit des Honorius wurde durch die kräftigen Persönlichkeiten eines Stilicho und Aëtius unterstützt. An dem Hofe des Arcadius zeigte sich auch nicht ein Mann, welcher sich ein historisches Andenken erworben hätte. Schon die Lage des östlichen Reichs selbst war gefährlicher. Auf dieses stürzte sich das ganze Gewicht der gothischen Völker und Stämme, welche von dem slawischen Boden vertrieben worden waren. Alle, die Alanen, Gepiden, Vandalen, Sueven, Burgunder, Taiphalen und Heruler, versuchten der Reihe nach ihre Kraft an seinen fast schutzlosen Grenzen. Auf dieses sollte das erste Gewitter der Hunnen hereinbrechen, doch hielt sich dasselbe noch fern, weil es die Freundschaft und den Tribut einem zweifelhaften Kampfe vorzog.

Bekannt ist die Antwort des byzantinischen Kaisers an den stolzen Attila: „Geld habe ich für Freunde, für Feinde aber Eisen.“

Unterdessen war die lange beinahe schutzlose Grenze am Euphrat dem gewaltigen Andrange Persiens, die südliche den

Einfällen der Araber, die nordöstliche den Verheerungen der kaukasischen Stämme ausgesetzt. Gleich nach den Hunnen brausten die Wellen des ganzen slawischen Meeres daher, welche von den Avaren aufgerüttelt und auf Byzanz geworfen wurden, und dieser Andrang war den Kräften ganz Germaniens gleich. Nach dem Falle Persiens, gerade als das Reich sich kaum des avaroslawischen Bündnisses, welches Byzanz von Westen belagerte, sowie der Scharen des Eroberers Chosroes erwehren konnte, welcher dasselbe zu gleicher Zeit von Osten her bedrängte, als es ihm noch nicht gelungen, seine Kräfte zu dem neuen Kampfe zu sammeln — erhob sich ein neues Ungewitter, viel gewaltiger als alle vorhergehenden, erhob sich ein Sturm, welcher mit seiner letzten entfernten und abgeschwächten Welle Spanien, das südliche Italien und einen bedeutenden Theil von Gallien überflutete und nur mit Mühe durch die vereinigten Scharen der Franken und die kräftige Hand Karl Martell's zurückgeschlagen werden konnte. Es war dies der Islam in seiner ersten Periode; allein das Reich erholte sich wieder und begann allmählich seine Grenzen gegen die ermattenden Sarazenen zu erweitern. Jetzt ergoß sich aus dem innern Asien der Strom der kriegerischen unwiderstehlichen Horden der Türken, deren Kraft in verschiedenen Zeiträumen alle Reiche Asiens und den ganzen Osten Europas über den Haufen warf; da eilten vom Westen die Scharen der an den Kampf gewöhnten und vom Kopf bis zur Zehe mit Stahl gepanzerten Germanen herbei. Die Hauptstadt fiel in die Gewalt des Feindes; das Reich verschwand gleichsam, aber von neuem erhob es sich wieder zu einem harten und letzten Kampfe, in welchem es — geschwächt, zerrissen und von allen verlassen — endlich unter den Streichen der mittelasiatischen Eroberer zu Grunde ging. Dies war sein vielhundertjähriger Kampf, dies waren seine tausendjährigen Anstrengungen nach Theodosius, trotz der Schutzlosigkeit

seiner langen Grenzen von Illyrien bis Arabien, trotz der Verderbniß des Volks, trotz der todesähnlichen Erstarrung der von der Alten Welt ererbten Staatsformen, trotz der geringen Bevölkerung, welche einigemal beinahe durch die Pestseuche oder durch das Schwert des Feindes vernichtet worden, und endlich trotz des armseligen Zustandes, in welchem es bereits Theodosius nach den Unglücksfällen hinterlassen hatte, welche dasselbe zu den Zeiten des Decius und Valens betroffen. Allein von dieser Anstrengung hat die Geschichte keine Notiz genommen.

Anders war das Schicksal des abendländischen Reichs. Dasselbe war beinahe auf allen Seiten von weiten Meeren oder dem freien Ocean umgeben, welcher sich der römischen Herrschaft zwar nie unterworfen hatte, aber das römische Reich schützte. Die Binnengrenze war von der steilen Mauer der Alpen umgeben und nur das nicht sehr breite Bett des Rhein eröffnete dem Feinde einen leichten Zugang zu den Grenzen Galliens. Mit Ausnahme des nördlichen Italien, welches mehrmals litt, und der Ufergegenden des Rhein, welche die Germanen verwüsteten, waren die Provinzen von den barbarischen Völkern verschont geblieben. Die wenig bedeutenden Einfälle der Picten und Scoten boten für Britannien keine bedeutende Gefahr dar. Ein großer Theil Galliens sah keinen Feind. Spanien blühte weit entfernt von den nordischen Feinden. Die Seeräubereien der Sachsen und Franken oder der afrikanischen Mauren konnten die an der Küste gelegenen Dörfer einäschern; allein sie vermochten das Reich nicht zu erschüttern, viel weniger es zu bedrohen. Dies war die Lage des abendländischen Reichs nach Theodosius. Seine Feinde waren dieselben germanischen oder sarmatischen Stämme, welche erfolglos über den Osten hergefallen, und diese Stämme hatten einen großen Theil ihrer Kräfte in dem Kampfe mit Byzanz oder in dem Andrange der siegreichen

Hunnen verloren. Allzu viele Feinde hatte Rom nicht — mit Ausnahme der Franken und Alemannen, deren Stärke kaum derjenigen Persiens allein gleichkam, und welche im Vergleiche zu dem Andrange der Slavo-Avaren unbedeutend, vollends unbedeutend aber im Vergleiche zu dem Islam in seiner ersten Epoche waren. Und trotz alledem trieb das innere Gefühl die Barbaren nach Westen. Die näher liegenden, schutzlosen und reichen Provinzen des Ostens im Stiche lassend, warfen sie sich auf das durch unzugängliche Gebirge geschützte Italien, auf das durch seine Entfernung, seine Wälder, seine Sümpfe und durch germanische Stämme vertheidigte Gallien, nach dem von dem Meere und den Pyrenäen umschlossenen Spanien, auf Afrika, ein Land, welches gleichsam einer andern Welt angehört und dem Bewohner des Nordens kaum zugänglich ist. Das innere Gefühl des Eroberers wurde durch die Schnelligkeit der Eroberung gerechtfertigt. Noch war kein Jahrhundert nach dem großen Theodosius verflossen und das römische Reich war nicht mehr. So war dessen Schicksal, so sein Untergang beschaffen, der ihm offenbar nicht durch äußere Feinde, sondern durch seine innere Kraftlosigkeit bereitet wurde. Seine Schwäche sprach sich besonders scharf in dem Geschicke Spaniens aus, eines von außen beinahe unzugänglichen Landes; im Innern nach allen Richtungen von hemmenden Gebirgen durchzogen, wurde dasselbe im Verlaufe einiger Jahre durch wenige Tausende von Barbaren erobert, die nach langen erfolglosen Hin- und Herzügen im übrigen Europa mit heiler Haut davongekommen waren. Die Ursachen dieser Schwäche liegen in der frühern Geschichte des römischen Abendlandes, nicht aber in der politischen, sondern in der geistigen Geschichte.

Die Kritik, welche bisjetzt die große Frage über die Verschiedenheit des Schicksals des westlichen und östlichen Reichs entweder ihrer Aufmerksamkeit nicht würdigte oder dieselbe

gar nicht bemerkte, würde in äußern Ursachen, in geographischen Verschiedenheiten u. s. w., umsonst nach Aufklärungen suchen. Die geographische Lage des römischen Reichs war vortheilhafter als die des byzantinischen; die physischen Eigenschaften der Bewohner vorzüglicher, die Mittel zur Vertheidigung zahlreicher und sicherer. Allerdings war der Osten handeltreibender und reicher; allein war das üppige Afrika oder das gesegnete jenseit der Pyrenäen gelegene Land, oder das getreidereiche Britannien, oder Gallien vom Mittelländischen Meere bis zur Nordsee von der Natur vernachlässigt, oder gänzlich ohne Handel, oder vom Feinde verwüstet? Allerdings war die Lage Roms nicht so vortheilhaft als die Lage von Byzanz; aber es verstand, die Welt zu erobern und sie lange zu beherrschen. Allein Rom war bereits von den Kaisern verlassen, welche größtentheils in Ravenna (und manchmal in Mailand) residirten; Byzanz hingegen war keine zufällige Erscheinung, sondern das Resultat des Lebens, und gerade ein solches Leben hätte eine neue Hauptstadt in dem Mittelpunkte des abendländischen Reichs, an den Ufern der Rhone, oder im südlichen Gallien, nahe am Rhein, zur Abwehr gegen den Feind, und am Mittelländischen Meere — zur Vereinigung der Legionen gegründet. Als das Reich in zwei Hälften getheilt wurde, erschienen beide Hälften offenbar als gleich mächtig in den Augen Diocletian's und später in denen des Theodosius; in den innern Kämpfen verblieb der Sieg gewöhnlich dem Westen; allein diese westliche Hälfte war unfähig zu einem selbständigen Leben. Der Unterschied, welcher durch die spätere Geschichte dargethan wurde, konnte nicht von den Zeitgenossen nach seinem Werthe erkannt werden, weil er rein geistig und das Resultat des frühern, geistigen Lebens war; denn der Mensch erkennt das Geheimniß der geistigen Kraft oder der geistigen Kraftlosigkeit erst dann, wenn sich dieselbe in historischen Erscheinungen ausgesprochen hat.

Der Osten war von alters her reich an geistiger, selbständiger Thätigkeit. Jahrhunderte vererbten auf Jahrhunderte den Schatz der Idee, der Wissenschaft oder der Kunst. Der Anstrengung vieler Jahrhunderte war von Hellas die Krone aufgesetzt worden, welches die Idee von Aegypten und Phönizien und von dem jenseit des Euphrat gelegenen Lande erhalten und dieselbe in ein hohes Ideal menschlicher Vollkommenheit, in einen Siegeshymnus der menschlichen Individualität verschmolzen hatte. Die Lehrer von Hellas wurden zu Schülern derselben und nahmen das neue Princip des Lebens, das Streben nach Entwickelung aller Fähigkeiten der menschlichen Seele, seines ganzen innern Wesens in sich auf. In dem hellenischen Osten waren die Reiche schwach und nichtig; die Menschen dagegen kräftig und innerlich reich. Der Westen war von dem rohen und einseitigen Staatsthume Roms gegründet. Deshalb war Rom, als Staat betrachtet, groß; die Menschen dagegen, in seiner ertödtenden Umarmung liegend, waren innerlich arm und nichtig. Die menschliche Seele wurde unter der römischen Herrschaft nicht veredelt; der Geist wurde nicht durch das Streben nach einem höhern Ziele bereichert und nährte, indem er die Vervollkommnung des materiellen Lebens annahm, in sich nicht die stolze Liebe zur Bildung. Der Gallier, der britannische Kymre und der Celto-Iberier blieben wie ehedem Barbaren, welche theils von der römischen Polizei eingeschlossen, theils unfreiwillig innerhalb der Grenzen der römischen Staatsordnung festgehalten wurden. Der Osten bereicherte sich, nachdem er unter römische Herrschaft gekommen, durch eine neue Kenntniß, die Frucht der alten Bildung, durch die Kenntniß des Rechts, und nahm dieselbe in seine geistige Schatzkammer nicht als einen todten Buchstaben, sondern als eine lebendige und eine weiterer Entwickelung entgegenharrende Idee auf: leblos im Westen,

lebte die Rechtswissenschaft im Osten fort und belebte denselben.

Die Laufbahn der alten Welt endigte mit dem Selbstmorde ihrer ermatteten Principien (der Wissenschaft in Hellas, der äußern Wahrheit in Rom). Eine neue Welt strahlte der Menschheit entgegen; ein neues belebendes Princip ergoß sich in die Seele des Menschen; allein die große Erscheinung hatte für den Osten und Westen nicht die gleichen Folgen. Die hellenische Hälfte des Reichs füllte sich schnell mit eifrigen Christen, bereit ihren Glauben vor der ganzen Welt zu bekennen und für die Wahrheit zu leiden, bereit zu einem tiefen Studium der Wahrheit, welche das Wissen mit dem Leben aussöhnte. Das Christenthum war für Hellas die letzte göttliche That seiner persönlichen Entwickelung, eine von außen angenommene, aber in das Tiefinnerste seines Geistes aufgenommene Lehre. Die römische Hälfte des Reichs nahm das Christenthum später und langsamer an. Dasselbe hatte auch im Westen seine, wenn auch nicht sehr zahlreichen Märtyrer, seine Jünger (wovon jedoch die vorzüglichsten entweder Ankömmlinge aus dem Osten oder deren erste Schüler waren); allein seine Wirkung war beschränkt, seine Forderungen nicht allumfassend. Das Christenthum im Abendlande hatte, gerade wie die armselige Bildung des Abendlandes den Charakter der Aeußerlichkeit, indem es wol das Leben beruhigte und veredelte, allein die schlummernden Kräfte des menschlichen Geistes nicht weckte. Selbst der Kreis seiner Thätigkeit war enger als im Osten; er umfaßte blos die Städte, welche bereits von dem römischen Princip durchdrungen waren, und welche von den Eroberern nicht nur Gesetze, sondern auch einen Theil ihrer Bewohner und die Sprache empfangen hatten. Die Dörfer blieben dem christlichen Bekenntnisse lange fremd und behielten ihre Sprache, ihre Sitten und ihren Götzendienst bei.

Dies beweist schon der Name pagani, welchen man den Götzendienern gab, sowie der Mangel an christlichen Denkmälern in den Volksdialekten.

Auf diese Weise verblieb die Individualität des Menschen in ihrer frühern Erniedrigung und der Glaube nahm den Charakter einer allgemeinen Religion an, indem er den Charakter der Idee und des lebendigen Wissens verlor. Als endlich das Christenthum sich über die ganze Ausdehnung des Reichs erstreckte, begann es allmählich auch in die entfernten Dörfer, in die Einöden und in das allgemeine Leben einzudringen. Allein es konnte, wie es war, nicht völlig zu den Dorfbewohnern hinabsteigen. Der Lebensproceß, welcher in dem ganzen westlichen Reiche vor sich ging, bestand in der allmählichen Romanisirung der einzelnen Provinzen, in dem allmählichen Ersterben der lokalen Sprachen und des lokalen Wesens und in der allmählichen Ausbreitung der Principien, welche Italien entsprungen waren. Bei einem solchen Schwanken und einem solchen Uebergangszustande verblieb die Geistlichkeit bei jener Sprache, bei jenen Principien, welche mehr Kraft und Dauerhaftigkeit in sich bargen, d. h. bei den römischen. Es schloß sich deshalb in eine administrative Sphäre ein und blieb, indem es den bereits begonnenen Proceß der Romanisirung der Provinzen beschleunigte, dem Volke und den das Volk bildenden Personen fremd. Das Christenthum verwandelte sich in ein Institut. Das ganze Verdienst der abendländischen Geistlichkeit beschränkte sich (mit wenigen den Gebieten der alten Bildung angehörenden Ausnahmen) nicht auf die Entwickelung der bürgerlichen Verhältnisse (denn auf diesen lastete die Form des Römischen Rechts), sondern der geistlichen Rechtspflege (z. B. der Verordnung über die Appellationen und dergleichen) und des Verwaltungswesens in kirchlichen Dingen. Dies war die Lebensaufgabe aller bessern Bischöfe im Abendlande; dies das Streben des abendländischen

Christenthums, welches sich in dem Edicte Gratian's über den Pontifex Maximus, in den Verordnungen vieler Synoden und in der Bestimmung des Theodosius (eines Abendländers) über den Katholicismus und das Christenthum im Sinne einer Staatsreligion aussprach. Allein all dieses Streben blieb erfolglos. Das höchste Gebiet des bürgerlichen und staatlichen Rechts blieb unberührt. Dasselbe gehörte immer noch der alten Welt und dem Bunde der römischen Bildung an. Der Osten fuhr mit der persönlichen Entwickelung des Menschen fort und kämpfte in der Sphäre der Idee siegreich mit dem geistigen Einflusse des frühern Hellenismus. Das Abendland entzog sich, nachdem es das Erbe des Römischen Rechts angenommen und gesegnet, jener Wirkungssphäre, welche allein ihm zugänglich war. In ihm ward das Christenthum, wie der Staat selbst, eine todte Form. So ist das Zeugniß aller Zeitgenossen.

Die innere Leitung des Staats und dessen ganzes bürgerliches Leben hatte schon lange den höchsten Grad von Unordnung und Entwürdigung erreicht. Das ganze Reich von den Wasserfällen des Nil bis zu den Grenzen des gebirgigen Caledonien, bot eine endlose Reihe gesetzlicher Bedrückungen, administrativer Täuschungen und legaler Verletzungen jedes menschlichen Rechts, ja häufig sogar roher Beraubungen dar. Im Osten dagegen war das provinzielle Leben nicht vernichtet worden.

Die Spöttereien der Antiochier über Julian, die häufigen Empörungen und andere mehr oder weniger unordentliche Erscheinungen der städtischen oder provinziellen Macht beweisen, daß selbst die Herrscher (wir sprechen nicht von den lokalen Autoritäten) zu einem vorsichtigen Verhalten gegen die Völker gezwungen waren, welche durchaus nicht ihren historischen Ruhm vergessen hatten.

Die Individualität hatte nicht alle ihre Rechte verloren.

Es war eine alte Bildung und ein stolzes Bewußtsein der Bildung vorhanden; es gab Gewohnheiten und Traditionen; es existirte eine geistige Thätigkeit, welche den Regenten Achtung einflößte und der Unumschränktheit des Absolutismus Schranken setzte. Die Leiden des Volks stiegen manchmal auf das Aeußerste; aber die Misbräuche der Gewalt erfuhren oft einen gefährlichen Widerstand oder eine strenge Ahndung. Das lebendige Blut war in den Adern des Staatskörpers noch nicht erkaltet. Anders war es in dem finstern Abendlande. Dort gab es weder Gewohnheiten, noch Stolz, noch Traditionen, noch individuelle Bildung. Die Misbräuche lokaler Gewalt stießen auf keinen Widerstand; die Thorheit des administrativen Eigennutzes, welcher den Schweiß und das Blut der Unterthanen zur vorübergehenden Bereicherung des kaiserlichen Schatzes aussog, kannte keine Schonung. Die Kraftlosigkeit des Volks wagte sich nicht zu widersetzen; der Stumpfsinn des Volks verstand nicht die Schäden zu heilen, welche ihm von einer blinden Regierung beigebracht wurden. Die Reichthümer der Natur blieben unverarbeitet im Schose der Erde liegen; die Reichthümer, welche von der industriellen Thätigkeit vergangener Jahrhunderte als Erbe hinterlassen wurden, mußten unrettbar verloren gehen. Man mußte die Bürger durch Androhung von Strafen vom Entweichen in die Dörfer und Einöden zurückhalten. Man mußte die Landbewohner durch Strafen hindern, zu den Barbaren zu entfliehen. Es war weder der Geist noch das Verständniß zum eigenen Schutze vorhanden; es gab keine Schätze, um auswärtige Vertheidiger zu miethen. Das entseelte Reich war eine reife Beute für den nächsten besten bewaffneten Fremdling.

Dies waren die Ursachen des Unterschieds in den Schicksalen der beiden Hälften der römischen Welt. Sie waren rein geistiger Natur und entsprangen der geistigen Geschichte

der Völker. Im Abendlande wollten und konnten sich die halbbarbarischen Unterthanen des Reichs nicht gegen Barbaren vertheidigen, denen sie durch ihre eigene Uncultur nahe standen; im Osten kämpfte jede Provinz bis zum letzten Blutstropfen, jeder Zoll Landes wurde von dem Eroberer theuer erkauft, jeder Bürger, ein Nachkomme des Bildung verbreitenden Hellenen, oder des weltbeherrschenden Römers, ja selbst des Syrers, war stolz auf seine alte Tradition, zog den Tod dem Joche des Barbaren vor. Der Staat war schwach und konnte nicht erstarken, weil er bereits mit dem Namen des Glaubens den Segen über die todten Formen gesprochen, die er von dem Alterthum ererbt hatte, und weil es vielleicht historischen Nationen unmöglich ist, auf ihre ganze Geschichte und ihren ganzen Ruhm zu verzichten und sich in einem rein menschlichen Leben wieder zu verjüngen. Allein die Menschen waren kräftig; sie konnten, wollten und verstanden für ihre Bildung und für ihren Nationalstolz zu kämpfen. Deshalb vermochte das Häuflein Griechen noch lange über die Scharen der Feinde zu siegen, und das schmale Ufer Palästinas oder kleine gebirgige Bezirke bewahrten noch ganze Jahrhunderte hindurch ihre Unabhängigkeit mitten unter der Ueberschwemmung der muselmanischen Eroberer, während Spanien (mit Ausnahme der südlichen Küste) beinahe ohne Kampf von einem Häuflein Barbaren unterjocht wurde, die über ihren eigenen Sieg erstaunen mußten. Die lokale Freiheit oder der römische Name erhielt sich blos in den Ländern der alten Bildung, wie z. B. in dem südlichen Italien und Sicilien, oder in jenen Gebieten, welche ihre Nationalität und ihre Tradition nicht völlig aufgegeben hatten, wie z. B. in Armorika oder in den Schluchten des kymrischen Wallis, oder vielleicht in den Gebirgen des iberischen Cantabrien.

Die Schlußbedeutung der Völkerwanderung in Europa zur Zeit des Sturzes des römischen Reichs ist die Verpflanzung

der germanischen Aristokratie aus den westslawischen Gebieten in das romanisirte Gebiet der Celten und Iberier. Während die slawischen Gebiete, von ihrem östlichen Kosackenthum (den Hunnen) befreit, Leben oder doch wenigstens die Anfänge eines selbständigen, seit alters her bald von den Celten, bald von den Sarmato-Alanen, bald von den Germanen bedrängten Lebens erhielten, verlor das abendländische Europa auf immer seine alte Selbständigkeit und ward zu einem langen Kampfe verurtheilt, welcher nicht mit der Befreiung der frühern Elemente, sondern mit der organischen Verschmelzung des Einheimischen und Fremden zu neuen organischen, socialen oder staatlichen Körpern endete. Die ganze Bewegung der Germanen war von alters her eine Bewegung des Heerbannes. Seit undenklichen Zeiten kehrten die einzelnen Theile dieses Heerbannes, welche sich in Einöden niedergelassen, häufig zu einem Gemeindewesen oder zu einem gemischten Wesen zurück, in welchem viele Principien der wirklichen Gemeinde mit den bedingten Principien des Heerbannes zusammenfloßen, welches sich von dem reinen Gemeindewesen durch die starke Entwickelung der Individualität und deren egoistischer Rechte unterschied. Allein die hundertjährige Erziehung unrechtmäßiger Gewalt hatte den Germanen ihr unauslöschliches Siegel aufgedrückt. Sie waren eine regierende und gewaltthätige Aristokratie (wie jede Aristokratie nach ihrem Princip) in den slawischen Ländern. Sie konnten und wollten nicht in den Verlust ihrer hohen Bedeutung und in das Eintreten in das nationale und rein menschliche Leben einwilligen. Die Slawen erschienen in ihrer Bewegung nach ihrer Befreiung häufig als Eroberer (es war dies die nothwendige Folge der durch Gewalt zurückgeschlagenen Gewalt); allein sie suchten größtentheils verödete, ja sozusagen erstorbene Länder auf, um sie dem Leben und der Menschheit wieder zurückzugeben.

Hierdurch erklärt sich der beständige Drang der Slawen zu den Ländern des östlichen Reichs, und zwar auf Einladung der byzantinischen Kaiser. Ueberhaupt ist das tiefe Gefühl des Slawen für die Natur merkwürdig. Er versteht dieselbe, er spricht mit ihr, er erkennt sie als lebendig, aber dort, wo das höhere Leben des Menschen fehlt, als nicht vollständig an.

Die Germanen waren nicht für verödete Gebiete eingenommen, deren es im Westen Europas in Menge gab, nachdem dasselbe einen bedeutenden Theil seiner Bevölkerung verloren hatte. Sie suchten Völker auf, über welche sie möglicherweise herrschen, Menschen, welche sie möglicherweise zu ihren Werkzeugen und Sklaven machen konnten. Die Geschichte der frühern Jahrhunderte bestimmte sie, Aristokraten zu sein.

Am Ende des 5. Jahrhunderts fiel das abendländische Reich; die Eroberer Italiens, die wilden Auswanderer aus den litauischen Wäldern, die Heruler wurden bald von den Ostgothen besiegt, den Gründern eines momentan starken, aber nicht lange währenden Reichs. Der Unterschied zwischen den Westgothen und den übrigen Stämmen, welche über das römische Rom hereinbrachen, tritt sehr stark hervor; noch schlagender ist die Ueberlegenheit der Ostgothen. Ihr Heerführer, Theodorich, in seiner Jugend abwechselnd der Diener und der Feind des byzantinischen Reichs, später der Besieger der Heruler und Rugier, der Erretter des westgothischen Reichs in Gallien vor dem Andrange der Franken, der Beschützer und beinahe der Beherrscher des südlichen Deutschland, bietet eine erquickende Erscheinung in dem entsittlichten und verwilderten Jahrhundert dar. Sein milder Charakter, seine Liebe für Bildung und Wahrheit, seine Herablassung gegen die Besiegten und seine Achtung vor den Verdiensten auf der Bahn des Geistes und des Wissens stellen ihn in einen scharfen Gegensatz zu dem gottlosen Franken Chlodwig

und dem wilden Longobarden Alboin. Der Sieg krönte allenthalben seine kriegerischen Unternehmungen; die damaligen Völker erblickten in ihm einen Friedensstifter und einen gerechten Lenker ihrer Schicksale; die Annalen nannten ihn den Großen, und die Volkstradition, deren Urtheil oft wahrer ist als das Urtheil der Zeitgenossen und Chronisten, hat sein Andenken mit unauslöschlichen Strahlen der Dichtkunst umgeben.

Dennoch muß man bemerken, daß sich in den Traditionen des östlichen halbslawischen Deutschland ein Theodorich (Dietrich von Bern) feindseliges Gefühl ausspricht. In vielen Gegenden nennt man ihn mit dem Namen eines gespensterischen Schreckbildes, eines wilden Jägers, eines Geistes des Sturmes und der Zerstörung. Der nowgorodsche Chronist, gewiß frei von byzantinischem Einfluß und ein Vermittler zwischen Rußland und dem Westen, ist ihm ebenfalls nicht gewogen. Dieses feindselige Gefühl ist, wie es scheint, den Rugiern und andern halbslawischen Stämmen zuzuschreiben, welche von den Ostgothen entweder besiegt oder aus den südlichen Provinzen vertrieben wurden.

Dies war der erste König der Ostgothen in Italien, und seine Gefährten waren in vieler Beziehung ihres Führers würdig. Es zeigte sich in ihnen eine Bereitwilligkeit, die Sitten eines gebildeten Lebens anzunehmen, ihre persönliche Willkür dem Gesetze zu unterwerfen, den Eingeborenen ihre Theilnahme zu bezeugen, der Barbarei des Kriegslebens zu entsagen und den Frieden nicht nur in ihrem eigenen Lande, sondern auch in den Nachbarländern zu befestigen. Edle Kühnheit, Aufrichtigkeit und Ruhmesliebe zeigen sich in dem Charakter vieler Fürsten der nur allzu kurzen Dynastie Theodorich's. Die moralische Ueberlegenheit der Gothen zeigt sich zur Genüge in der frühen Annahme des Christenthums und in dem langen Verweilen in den Ländern des civilisirten Ostens; die Ueberlegenheit ihres östlichen Zweiges läßt sich

durch nichts anderes erklären als durch den langen Aufenthalt in dem Lande eines ansässigen, sanften und handelsbeflissenen Volks, bei den am Dniepr wohnenden Poljanen.

Die Westgothen besaßen den wilden Heldenmuth der Drewljanen.

Von der hunnischen Ueberflutung ergriffen, von deren unwiderstehlichen Gewalt fortgerissen und dem innern nur für eine kurze Zeit erwachten Leben der slawischen Welt unterworfen, verwilderten die Ostgothen nicht: sie veredelten sich, erhoben sich an Geist und Verstand und verloren die rauhe Schärfe eines rein germanischen Stammes.

Selbst in der Verrätherei der Ostgothen, welche sich zuerst von allen den Hunnen unterwarfen, länger als alle andern unter deren Botmäßigkeit verblieben und an dem ganzen Kampfe der slawischen Befreiung von den Ufern des Dniepr bis zu den Ufern der Loire theilnahmen, erblicken wir den Charakter des hunnischen Bündnisses. Anderer Art wäre der Einfluß der mittelasiatischen Barbaren gewesen.

Wir haben ein Zeugniß des Jornandes über die Annahme hunnischer Namen von seiten der Ostgothen, und die vernünftige Kritik kann nicht annehmen, daß die Entlehnung sich blos auf Namen beschränkte und nicht auch in den Sitten und der Sprache ihren Widerhall fand. In der That spricht sich der slawische Charakter in der Uebersetzung des Ulphilas fast ebenso stark aus als der germanische und zeigt in der gothischen Sprache einen Uebergangsdialekt zwischen dem ost- und westiranischen Zweige. Allein die Aehnlichkeit der gothischen Sprache mit der slawischen kann nicht für eine vollkommen ursprüngliche gehalten werden: sie entsprang aus dem Einflusse der Slawen auf die Gothen, ihre Besieger und später ihre Vasallen. Dies geht deutlich aus allen spätern Thatsachen hervor und stimmt mit den aprioristischen Beweisen

überein. Ein solcher Einfluß würde sich aller Wahrscheinlichkeit nach auch in den Dialekten anderer Stämme bemerkbar machen, welche einst über die slawischen Länder herrschten, wenn sich Denkmäler der damaligen Sprache bei uns erhalten hätten; auch erklärt sich dadurch die schnelle Verbreitung des Arianismus durch die Gothen über das ganze System der östlichen, d. h. der gemischten Germanen; unterdessen erreichte er, soviel er auch gehemmt wurde, ebenso schnell die Gebiete rein germanischer oder nicht slawisirter, folglich eine andere Sprache redender Stämme. Ganz derselbe Einfluß ist in vielen Einzelheiten der Gesetzgebung bemerkbar, vielleicht auch in dem Zeugnisse des Jornandes selbst, daß die alten gothischen Gesetze Gesetze der Geten waren und im Alterthume „Bellagines" (vielleicht das slawische Wort положенie) genannt wurden. (S. d. Anm. am Schlusse des Aufsatzes.)

Man darf den ewigen Pedantismus des halbgelehrten Jornandes nicht vergessen, welcher sich nicht erlaubte, die Worte und Namen aus barbarischen Dialekten in ihrer Reinheit und Richtigkeit wiederzugeben.

Endlich ist auch derselbe Einfluß des poetischen und die Literatur hoch schätzenden Volks in der Erhebung der ostgothischen Helden zur Bedeutung epischer Heroen ersichtlich. Dieser Ruhm gehört nur zwei germanischen Stämmen (den Ostgothen und den Burgundern) an, welche unter den vorzüglichsten Repräsentanten des Slawenthums, im Lande der an der baltischen Küste wohnenden Städtebewohner und der Ackerbauern der euxinischen Küste gelebt hatten. Die Heerführer der Burgunder und die Gothen Ermanarich und Dietrich haben sich allein in einem herrlichen Liede im Gedächtnisse des Volks erhalten, nachdem diesem schon lange der ganze Ruhm und sämmtliche Namen der westgermanischen Eroberer entschwunden sind.

Offenbar hat sich in dieser Erscheinung bei der Berührung zweier Welten, der slawischen und germanischen, die Thatsache wiederholt, welche sich schon in der geistigen Geschichte Griechenlands bemerkbar machte, dessen Dichter und poetische Traditionen mit Tròja oder den thrazischen Gebieten verknüpft waren. Im allgemeinen muß man bemerken, daß die Wissenschaft, welche die gothische Sprache für die ursprüngliche Form der germanischen hält, von einer ganz willkürlichen und falschen Voraussetzung ausgeht. Je weiter wir in das Alterthum, in die historischen Jahrhunderte zurückgehen, desto verschiedenartiger erscheinen die Dialekte und desto schärfer tritt deren Abhängigkeit von der Individualität der einzelnen Stämme hervor. Die gemeinschaftlich germanische Form gehört einer ungleich spätern Epoche an. Die slawischen Dialekte bieten einen umgekehrten Lauf dar. Je älter, desto näher stehen sie sich sowie den in der großrussischen Sprache vorherrschenden Formen, welche am wenigsten fremde Zusätze angenommen hat.

Glänzend begann die historische Laufbahn der Ostgothen, welche zuerst unter allen germanischen Stämmen die Principien menschlicher Bildung annahmen; allein ihre Bahn war von kurzer Dauer. Italien bewahrte noch zu viele Erinnerungen an das Alterthum, um sich den Halbbarbaren ohne Murren zu unterwerfen. Der Arianismus (ein Christenthum, welches in seinen Grundlagen verfälscht war) trennte den fremden Sieger zu scharf von dem besiegten Eingeborenen und enthielt in sich zu wenig Kräfte und Keime logischer Entwickelung; endlich war Byzanz zu nahe, welches seine Kraft noch nicht völlig verloren und seine Ansprüche auf das römische Erbe bewahrt hatte. Es vergingen nicht hundert Jahre und die Ostgothen wurden gerade so wie die Vandalen in

Afrika durch byzantinische Heere vernichtet. Die Germanen schlugen sich mit einer ihres kriegerischen Stammes würdigen Tapferkeit, die Herrscher verdunkelten den Ruhm nicht, welchen sie von dem Gründer des Reichs, Theodorich dem Großen, ererbt hatten; allein die Abneigung des Volks gegen die nordischen Eroberer, die Kriegskunst der Byzantiner und die militärischen Talente eines Belisar und Narses trugen den Sieg davon. Die ruhmreichen Ostgothen und die schrecklichen Vandalen verschwanden spurlos.

Aber noch kürzer war der Triumph der alten Bildung über die Kraft der von Norden herbeiströmenden barbarischen Völker. Kaum waren die Gothen zu Grunde gegangen, als das nördliche Italien durch die wilden Longobarden der Gewalt der Byzantiner von neuem entrissen wurde. Die neuen Eroberer waren in allen Beziehungen schlimmer als ihre Vorgänger; allein sie waren glücklicher. Ihre Geschichte beginnt mit einem widerlichen Gemisch von Mordthaten und Ausschweifungen, welches den merovingischen Chroniken wenig nachgibt und auch nicht eine einzige Lichtseite enthält; allein ihre Sitten unterwarfen sich bald dem wohlthätigen Einflusse des einst gebildeten Landes, während Byzanz, durch die schrecklichen Kämpfe mit den Avaro-Slawen, mit Persien und dem Islam geschwächt, gegen die neuen westlichen Eroberer keinen Schlag mehr führen konnte. Trotz alledem bereitete die innere Schwäche des Arianismus, der geistige Hader zwischen den Herrschern und den Unterthanen, die Kraft des päpstlichen Stuhls, welcher die Lehre der Synode repräsentirte, und die ungefügige Zähigkeit Italiens den Longobarden ihren Sturz. Es waren kaum zwei Jahrhunderte vergangen, als ihr Reich unter den Streichen der Franken zu Grunde ging, welche durch das Haus Pipin's und das Schwert Karl's des Großen sich zu einer hohen Stufe von Macht erhoben. Der gothische Zweig der Germanen, welcher auf seiner Flucht

vor den Hunnen das westliche Reich zertrümmert und den ganzen germanischen Stamm mit fortgerissen hatte, verschwand allenthalben, ausgenommen auf der entfernten Pyrenäischen Halbinsel.

Es war einem andern Volke vorbehalten, die Geschicke Europas zu lenken. Die Bewohner des westlichen Germanien befanden sich lange unter einem abwechselnden Joche, unter einer beständigen Abhängigkeit von Rom. Die römischen Heere waren zu wiederholten malen östlich vom Rhein oder südlich von der obern Donau bis an die Elbe vorgedrungen; römische Festungen lagen an den Ufern der Weser. Die Heldenthat des Arminius, welcher vielleicht die vollkommene Eroberung des westlichen Deutschland verhindert, hatte dasselbe nicht aus dem Zustande der Vasallenschaft zu retten vermocht. Die Stämme, welche zunächst dem Rhein wohnten, waren nach und nach in ein völliges Unterthanenverhältniß gerathen und hatten an dem allgemeinen Leben des Reichs theilgenommen. Sie hatten sich an Arbeit gewöhnt, welche ihren trägen Vorfahren Widerwillen eingeflößt hatte, an das Zusammenleben in größern Dörfern und endlich an ein Städtewesen, unter Gesetzen, die den römischen Municipien entnommen waren, sie hatten aber weder ihre Sprache noch ihre germanische Physiognomie verloren. Von den Städten, in welche sie zuerst gegen ihren Willen durch die römische Gewalt eingeschlossen waren, und an welche sie sich allmählich gewöhnt hatten, hatten sie den Namen Burgunder erhalten, ganz in derselben Weise, wie andere Germanen einen ähnlichen Namen im Osten Deutschlands von den slawischen Städten erhielten. Der Einfluß gesetzlicher Gewohnheiten und der Bildung war für die rheinischen Burgunder nicht erfolglos geblieben; sie hatten sich viele gute, die Seele des Menschen veredelnde Principien eingeprägt und von den gallischen Glaubensboten früh das Christenthum angenommen.

Verderblicher war der Einfluß Roms für die übrigen kriegerischen Stämme des westlichen Deutschland. Zu weit von dem Rhein entfernt und zu kräftig, um völlig unter das römische Joch zu gerathen, sich gegenseitig zu nahe und zu uneinig, um sich von demselben völlig zu befreien, hatten dieselben in dem ewigen Kampfe und dem ewigen Kriegsdienste die ganze Wildheit ihres kriegerischen Charakters, alle ungezügelten Laster träger Barbaren entwickelt und denselben die ganze Sittenverderbniß der alten Civilisation, die ganze grobe Selbstliebe und die Begierde nach Gewinn beigefügt, wodurch sich das cäsarische Rom und die Kaiserepoche kennzeichneten. Die Nothwendigkeit der Vertheidigung gegen den gemeinsamen Feind, das Bewußtsein gemeinsamer Vortheile, zum Theil auch die Stammesverwandtschaft hatte sie zu einem mächtigen Bündnisse vereinigt. Als Rom erschlaffte und, nicht mehr an Eroberungen denkend, kaum Kraft genug in sich fand zur eigenen Vertheidigung, befreite sich der Bund der an der Weser wohnenden Deutschen, die einst halbe Sklaven gewesen: die Freude über die wiedererlangte Freiheit sprach er dadurch aus, daß er seinen Angehörigen den Namen „freie Leute — Franken" gab.

Neuere Kritiker haben im Schweiße ihres Angesichts viele verschiedene Erklärungen für das Wort „Franke" gesucht. Es ist dies eine ganz vergebliche Mühe. Die frühere Definition (freie Leute) ist unstreitig die richtige, und erscheint nicht nur durch die historische Wahrscheinlichkeit, sondern auch durch die Philologie gerechtfertigt: frei, frech, frank sind unstreitig Sprößlinge Einer Wurzel und der Bedeutung nach verwandt. — Ihr Unterschied ist entweder eine Folge verschmolzener Dialekte oder verschiedener Schattirungen Eines Grundgedankens. Dies wird sogar durch das Sprichwort: „frei und frank" bestätigt. Die Kritiker setzen immer eine Wurzelverschiedenheit zwi-

schen diesen beiden Wörtern voraus, indem sie einen Pleonasmus fürchten. Wenn dieselben mit dem gemeinsamen Charakter des Volkssprichworts vertraut wären, so würden sie ohne Zweifel den Halbpleonasmus begreifen, durch welchen der Ausdruck des Grundgedankens verstärkt wird. Die Wurzel selbst der Worte frei, frech und frank ist, wie es scheint, aus den deutschen Dialekten verschwunden, hat sich jedoch in dem slawischen пря (война, Krieg, englisch fray) erhalten. Die Idee des Kriegs mußte für einen kriegerischen Barbaren, der von einer friedlichen, menschlichen Freiheit keinen Begriff hatte, in die Idee der Freiheit übergehen. (S. d. Anm. am Schlusse des Aufsatzes.)

Die Mündung des Rhein und das nordwestliche Gallien gingen allmählich in die Hände der Franken über, deren aggressive Bewegung sich immer weiter gegen Westen fortsetzte.

Das südwestliche Deutschland, die Ufer des obern Rhein und die obere Donau, welche lange einen Theil des Reichs gebildet, wurden die Beute eines östlichen germanischen Stammes, der Sueven. Das alte Slawenland (der großen Wenden, Vindilizien), welches von Rom unter Augustus unterworfen worden, war in eine militärische Colonie verwandelt und von Auswanderern verschiedener Gebiete (vorzüglich aus Gallien) angefüllt worden, welche durch einen immerwährenden Kriegsdienst die von dem Staate erhaltenen Ländereien bezahlen mußten. Der neue vermischte Stamm, mit vorwiegenden celtischen Elementen, verdrängte die Slawen, deren geringe Ueberreste, welche entweder von dem Sieger verschont geblieben waren oder sich in waldigen und gebirgigen Districten erhielten, noch lange von dem Stamme der frühern Eingeborenen Zeugniß gaben.

Die deutsche Gelehrsamkeit hat sich nicht wenig hierüber gewundert und wird nicht aufhören, sich hierüber zu

wundern, solange sie nicht die gemeinsame Colonisirung von ganz Mitteleuropa durch den ostiranischen, in der Folge von den Westiranern verdrängten Zweig begreift.

Die Militärcolonien wichen wiederum ihrerseits dem Andrange der Germanen, der erobernden Sueven, welche, nachdem sie den (bisjetzt noch nicht erklärten) Namen Alemannen angenommen, einen unaufhörlichen Kampf nicht nur mit dem Reiche, sondern auch mit dessen Eroberern begannen.

Dies war die Gruppe der germanischen Völker, welche sich an den Ufern des Rhein zusammengedrängt hatten und sich um den künftigen Besitz Galliens stritten. Sie unterschieden sich in vielen Beziehungen von den Auswanderern des gothischen Zweigs durch Sprache, Sitten und Charakter. Sie unterwarfen sich weder dem milden Einflusse der slawischen Völker, noch dem veredelnden Einflusse der hellenischen Bildung, noch dem höhern Einflusse des Christenthums (mit Ausnahme der Burgunder). Den Gothen in geistiger Beziehung nachstehend, übertrafen sie jedoch dieselben bei weitem in den Bedingungen natürlicher Kraft und natürlichen Erfolges. Die Franken und Alemannen hatten noch das unveränderliche Kriegerthum bewahrt, welches den Krieg zum einzigen Zwecke des Lebens machte; sie hatten die Frische ihrer Wildheit und die siegende Spannung eines einseitigen Bestrebens bewahrt. Endlich standen sie alle, selbst die Burgunder nicht ausgenommen, auf eigenem Boden, ihren Brüdern nahe; sie zogen unablässig neue Kräfte aus dem Innern des überrheinischen Deutschland heran und erschienen nach zeitweiligen Niederlagen mit verstärkten Kräften. Die Gothen waren Flüchtlinge, welche sich von den blutsverwandten Völkern losgerissen hatten; sie waren ein Heerhaufen, der, rastlos auf ewiger Wanderschaft begriffen, durch seine eigenen Siege sich schwächte und bei Niederlagen zu Grunde ging. Aber nicht für alle Rheinbewohner war eine gleiche Wahrscheinlichkeit des Erfolgs

vorhanden. Die Burgunder, welche mehr als die andern von den Hunnen gelitten hatten, standen ihren Nebenbuhlern in numerischer Stärke nach, trotz ihrer unzweifelhaften Vereinigung mit den Ostburgundern, deren Name aus dem Reiche und der Erzählung der Chronisten über die Völkerwanderung verschwindet.

Ganz dasselbe wird auch durch die Spuren des Arianismus und die Spuren slawischer Namen dargethan. Sogar der Zusammenfluß erklärt sich durch die natürliche Aehnlichkeit der Sitten unter Stämmen, welche sich an städtische Wohnsitze gewöhnt hatten, sich durch das Hin- und Herwandern beengt fühlten und vielleicht auch, durch die Zufälligkeit der Gleichnamigkeit getäuscht, an eine gegenseitige Verwandtschaft und Stammesidentität glaubten.

Die Burgunder waren ihrer Lage nach von der Quelle der Heerbannskraft, von Deutschland, entfernt; noch mehr aber fehlte ihnen die Sympathie der Barbaren wegen ihrer halbcivilisirten Sitten, sowie das Bündniß mit den Götzendienern wegen ihres hundertjährigen Christenthums. Sie mußten wegen ihrer zweifachen Richtung und der Schwäche der Principien in dem Kampfe unterliegen.

Gleicher waren die Kräfte der Alemannen und Franken: gleiche Vortheile der örtlichen Lage, gleiche Kriegstüchtigkeit, gleiche Beziehungen zu dem innern Deutschland; allein es war dies nur eine Gleichheit im Sinne des Widerstandes, nicht der Eroberung. Die Alemannen befanden sich noch vollständig in der Epoche der Volksthümlichkeit. Das Heer war ein Volksheer, folglich nicht stabil. Die Franken dagegen gingen in die Epoche des Staatsthums über. Das Volksheer diente dem fürstlichen Heere nur zur Stütze. Dies ist deutlich aus der Vergleichung der salischen und alemannischen Gesetze ersichtlich. Eine andere bisjetzt noch wenig bekannte Ursache verschaffte den Franken ein noch größeres Ueber-

gewicht. Schon lange hatten ihre Kämpfe die Grenzen ihres Vaterlandes überschritten. Das Land der frühern Batavér, ein Theil von Belgien, von Celto-Kymren (Beolgern) bewohnt, und die Küsten des Oceans, das Land der slawischen Pomorjanen (der Moriner, das heutige Seeland) waren bereits durch Auswanderer aus dem fränkischen Gebiete in Besitz genommen. Allein diese Eroberung war kein Werk des Volks. Kühne Führer mit ihren Scharen, welche aus ihren Stammesgenossen gewählt, in erstern eine noch nicht durch die Gesetze der Gemeinde beengte Gewalt anerkannten, machten sich zu Beherrschern des einst reichen und noch nicht ganz verwilderten Landes. Die zahlreichen Unterthanen oder Vasallen bildeten für die neuen Eroberer eine von dem überrheinischen Bündnisse getrennte Kraft.

Die Bedeutsamkeit des celtischen Princips zeigt sich in den Spuren des celtischen Dialekts in den Anmerkungen zu dem Salischen Gesetze. Obgleich ersichtlich ist, daß in diesen Anmerkungen viele Wörter (wie z. B. Barag, барагъ, Chereg, херегъ u. s. w.) den slawischen Wurzeln (боровъ, хрякъ u. s. w.) sehr nahe stehen, so kann doch die vernünftige Kritik nicht an der rein celtischen Grundlage des rheinischen Dialekts zweifeln. Auf der andern Seite kann die vernünftige Kritik ebenso wenig an der rein slawischen (ostiranischen) Bevölkerung des Küstenlandes und der Mündungen des Rhein zweifeln. Die Ueberreste der Körper, welche nach slawischer Sitte auf den alten Begräbnißplätzen verbrannt wurden, bestätigen die Wahrheit, durch welche ohnehin schon die beständige Verbindung der Menapier und Moriner mit den Venetern dargethan wird, wie durch die Gemeinschaftlichkeit des Seewesens, durch die Ueberreste der slawischen Sprache in dem utrechter Dialekte, durch die Namen vieler Flüsse, am meisten aber durch das unzweifelhafte Zeugniß aller lokalen Traditionen über die Wilzen

(Вильши — ein allgemeiner Beiname der Wenden), über den Namen der Slawen, ihre Kämpfe mit den Römern und Sachsen, und den Gott Bela, dessen silbernes Götzenbild durch seine blendend weiße Farbe glänzte (offenbar Бѣлъ-богъ). Allein auch die Slawen, welche einst weit hinauf am Rhein und an der Schelde gewohnt, waren schon lange bis an die Mündungen der Flüsse zurückgedrängt worden und hatten schwerlich einen Einfluß auf die Entwickelung der Franken. Ihr Einfluß sprach sich später, in der schnellen Entwickelung des Handels aus.

Von den Fürsten, welche das am Rhein gelegene Gebiet beherrschten, erhielt eine Familie eine besondere Bedeutung. Bekanntlich gab die Gelegenheit Veranlassung zu den ersten Seethaten der Franken; ihre Ausbreitung an der Meeresküste und in dem Lande eines seefahrenden Volks wendete ihr Streben vorübergehend der Seeräuberei zu. Die Ufer Galliens, Britanniens und des entfernten Spanien wurden zu wiederholten malen von ihren raubgierigen Scharen verwüstet; die römischen Flotten, welche in den Häfen des Oceans ausgerüstet wurden, vermochten das römische Gebiet nicht hinlänglich zu schützen und machten erfolglos auf die leichten Kähne der germanischen Räuber Jagd.

Allein die Seefahrt, eine vom Zufalle abhängige Beschäftigung, entsprach nicht der Leidenschaft der Franken: sie wichen bald der seemännischen Ueberlegenheit der Sachsen und richteten ihre Kraft auf festländische Eroberungen und auf das schutzlose Gallien. Zudem gaben die Reichthümer, welche in frühern Raubzügen an den Küsten des Oceans gesammelt worden, und wahrscheinlich der Handel, welcher in dem pomorischen (am Meere gelegenen) Lande nie ganz erloschen war, den dasselbe beherrschenden Fürsten ein ungeheueres Uebergewicht über alle andern. Dies war zweifelsohne die Ursache des schnellen Emporkommens des Frankengeschlechts,

welches das Land Pomorie, oder Meruve beherrschte, und von diesem den Geschlechtsbeinamen Merovinger (die am Meere Wohnenden) erhielt. Zum ersten mal erscheint mit ihnen die ganze Geschichte einer Fürstendynastie bei den am Rhein wohnenden Germanen, und spricht sich jene Verschiedenheit in dem Entwickelungsgange der Franken und Alemannen aus, welche in den Denkmälern ihrer Gesetzgebung bemerkbar ist und die Verschiedenheit ihrer Schicksale erklärt.

Die Merovinger begriffen bald ihr Verhältniß zu den übrigen, schwächern Fürsten, zu dem überrheinischen Bunde und zu den das Schicksal der Welt beherrschenden Nationen. Die Fürsten machten sie zu ihren Vasallen, dem Bunde stellten sie sich als dessen Beschützer und als dessen Vorhut dar; die Anerkennung ihrer Rechte erlangten sie durch eine vorübergehende Unterwürfigkeit, sowol von Rom als von den an der Wolga wohnenden Slawen, den Hunnen, dem damaligen Schrecken ganz Europas.

Die Bitten der Merovinger an die hunnischen Heerführer um Bestätigung ihrer fürstlichen Gewalt sind ein Beweis der Treue, mit welcher die Beziehungen sämmtlicher Germanen zu Etzel (Attila) in dem Nibelungenliede dargestellt werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die weite Entfernung der Franken und die natürliche Stärke ihres Gebiets sie in eine geringere Abhängigkeit brachten als ihre südlichern Stammesgenossen. Deswegen standen sie auch, nachdem sie die durch die Hunnen erfolgte Vernichtung der burgundischen Macht benutzt, auf den Catalaunischen Feldern in den Reihen des Heeres des Aetius.

In dem schließlichen Kampfe mit Attila erscheint bereits nicht mehr ein Heerbann der Franken, sondern ein eigentlich merovingisches Heer. Bald nach dem Tode Attila's und dem gänzlichen Verfalle des abendländischen Reichs entwickelte sich die Macht des Fürstenhauses der pomorischen (am Meere

wohnenden) Franken noch mehr und erreichte zuletzt unter Chlodwig, dem Eroberer des ganzen nördlichen Gallien, eine welthistorische Bedeutung. —

Kriegerisch und kaltblütig grausam, unendlich sittenlos und von einer unersättlichen Habgier erfüllt, schlau und in so hohem Grade falsch, daß sie nach den Worten eines Zeitgenossen die Lüge für eine einfache Redeform hielten, und nach den Worten eines andern den Eid liebten, um sich an dem Meineid zu ergötzen, so waren die Franken am Ende des fünften und am Anfange des sechsten Jahrhunderts. Dies war die Erziehung, welche Rom seinen gemietheten Barbaren gegeben. Als einzige Tugend war ihnen nur die Gastfreundschaft geblieben, welche sich von alten Zeiten her erhalten hatte. So waren die Franken, so ihr Heerführer Chlodwig, ein würdiger Repräsentant seines Volks, eine gewaltige Seele, von großen Planen erfüllt, bewundernswerth wegen ihrer ungewöhnlichen Kraft, aber verabscheuungswürdig wegen des gänzlichen Mangels aller menschlichen Gefühle. Seine Erfolge waren durch die Umstände vorbereitet worden; aber auch er verstand alle Umstände zu seinen Erfolgen zu benutzen.

Die Bewegung der Völker hatte die Burgunder gegen Süden gedrängt. Das römische Reich war selbst in Italien vernichtet worden: die Westgothen beschränkten ihre Eroberungen auf die gesegneten um die Pyrenäen und am Mittelmeere gelegenen Länder; die gefährlichen Nebenbuhler der Franken, die Sachsen, wendeten ihre Waffen gegen Britannien; das halb römische, halb celtische Land im nördlichen Gallien, schwach und nicht gewohnt, an seine eigene Kraft zu glauben, wartete noch eines Eroberers. Gegen dieses richtete sich der erste Streich Chlodwig's, und die letzte römische Provinz, welche sich noch erhalten, wurde nach kurzem Widerstande unterworfen. Bald begann der Kampf mit den Alemannen, welcher durch eine einzige glückliche Schlacht entschieden ward. Der Sieger

betrachtete sich als den unbestrittenen Gebieter Galliens: er begriff die Nothwendigkeit eines Bündnisses mit der einzigen noch lebenden Volksgewalt, der Geistlichkeit, und ließ sich taufen. Aeußere Gründe und Berechnungen, aber nicht die innere Ueberzeugung beugten das Knie des Herrschers vor dem christlichen Heiligthume, und die Religion blieb für ihn eine äußere Ceremonie ohne jedes geistige Resultat. Und Chlodwig und seine gottlosen Söhne und ihre fernen Nachkommen, der ganze Stamm der Franken blieben noch lange, lange dieselben Barbaren, als welche sie über den Rhein gekommen, um Rom durch Mord und Plünderung die von ihm erhaltene Sittenlosigkeit zu vergelten. Allein die abendländische Geistlichkeit und ihr Oberhaupt, der römische Bischof, reichten dem neuen Verbündeten die rettende Hand: Friede predigend zogen sie vor den fränkischen Heerhaufen einher, indem sie das Volk zum Gehorsam aufforderten, zu neuen Eroberungen den Weg bahnten und zugleich mit den blutdürstigen Scharen des Merovingers ungesetzliche Triumphe feierten. Die von Chlodwig besiegten Burgunder konnten nur mit Mühe in dem südwestlichen Gallien ihre Unabhängigkeit bewahren, und sich gegen das Meer und die Pyrenäen zurückziehen; die Westgothen baten, trotz ihrer Vereinigung mit neuen ihnen verwandten, von Osten kommenden Scharen (den Gepiden u. s. w.) um Frieden und wurden nur durch die Vermittelung des großen Ostgothen-Heerführers vom Untergange errettet. Das fränkische Reich nahm die erste Stelle unter allen westlichen Reichen Europas ein. Allein die dräuende Heerschar, welche aus den Wäldern Deutschlands gekommen, war bereits stärker als ihr Vaterland und wendete nun gegen dieses ihre sieggewohnten Waffen. Das Land der Alemannen und ihre zerstreute Gemeinde konnten der vereinigten Kraft der merovingischen Scharen nicht widerstehen: der nördliche Theil unterwarf sich und nahm den Namen des fränkischen Landes

an; der südliche bewahrte nur kurze Zeit einen Schatten von Unabhängigkeit unter der kräftigen Hand Theodorich's, des Königs des ostgothischen Italien. Durch eine ganze Reihe von Ueberlistungen und Schandthaten wurden die fürstlichen Häuser in dem Gebiete der am Rhein wohnenden Franken vernichtet. Die Gemeinden, erschreckt oder geblendet durch die kriegerische Größe Chlodwig's, begaben sich unter seine Obergewalt: Deutschland, welches Rom widerstanden, wurde von seinen eigenen Söhnen unterjocht und verlor auf immer die Möglichkeit einer freien Entwickelung. Der Triumph Chlodwig's war ein Triumph des persönlichen Heeres über die Heere des Volks. Sein Leben erfüllt uns mit Abscheu; seine Thaten aber sind von ungeheuerer Größe.

Das Christenthum nahm in dem ganzen Abendlande, selbst in dem geliebten Rom, den Charakter der Aeußerlichkeit an: dieser Charakter trat noch deutlicher in seiner Berührung mit den germanischen Stämmen hervor. Die Geistlichkeit, roh, ungebildet, nicht einmal die Religion kennend, welcher sie diente, begleitete die umherziehenden Kriegsscharen in demselben Sinne, mit derselben Bedeutung, wie die alten geisterbannenden Priester. Dies ist das Zeugniß der Zeitgenossen. — Höher als sie, und zwar in allen Beziehungen, stand die einheimische halbrömische Geistlichkeit, besonders die Bischöfe, deren viele in den nicht ganz verwilderten Provinzen des Südens geboren und erzogen waren. In dieser Geistlichkeit erhielten sich fast die einzigen Ueberreste der Volksgewalt und des Volkslebens. An sie lehnten sich die Führer der erobernden Scharen an und überhäuften sie mit Gnadenbezeigungen und Geschenken. Dieselbe war auch nicht undankbar. Sie schloß sich enge an die Führer an, um gegen die Kriegsscharen einen sichern Schutz für sich und für ihre Heerde — die besiegten Romano-Gallier zu finden. Sie duldete die blutigen Verräthereien Chlodwig's, die Mordthaten Chlotar's, die wilde

Sittenlosigkeit Childerich's, alle Schändlichkeiten, alle Missethaten der Merovinger, und verlangte nur äußere Andacht, nur Verehrung für die Heiligthümer, und Schutz für die Diener der Kirche, indem sie die Herrscher, von welchen die Geschichte nur mit Abscheu sprechen kann, beschützte, lobte und beinahe auf die Stufe der Heiligen erhob. — Das Bündniß der Geistlichkeit mit den fränkischen Königen beschränkte sich nicht auf das fränkische Gebiet. Der erste Bischof des Abendlandes, der Besitzer des Thrones, zu welchem als dem Mittelpunkte des Glaubens sich alle geistlichen Gewalten der von Germano-Arianern oder von Heiden eroberten Provinzen unwillkürlich hingezogen fühlten, der römische Papst, sah in den Nachfolgern Chlodwig's seine zuverlässigsten Beschützer, und er pries, sich auf die künftige, noch nicht zur Entwickelung gelangte Größe vorbereitend, die kriegerische Gewalt, die ihm ihr Schwert und ihren Schild gegen den Gothen, den Longobarden und Sachsen anbot. In der Folge trennte sich die Geistlichkeit vollständig von dem Volke und schuf, indem sie dem fränkischen Könige zugleich mit dem Heere den Eid der Treue (den Diensteseid, leodecamium) leistete, diesem eine von dem Heere selbst unabhängige Gewalt. Auf diese Weise erklärt sich die ungeheuere Bedeutung des Führers und der vollständige Gehorsam des unbotmäßigen Germanen in der ersten Epoche der Merovinger. Die Trennung des Königs von dem Heere drückt sich auch darin aus, daß das Recht auf das eroberte Gallien, das durch das germanische Schwert eroberte Recht seine Bestätigung von dem legitimen Beherrscher der ganzen römischen Welt, von dem byzantinischen Kaiser verlangt: und Chlodwig erhält mit dem Range eines Patriciers eine von dem Willen seiner Krieger und Waffengefährten unabhängige Bedeutung. Der König trennte sich von seinem Heere; allein er schuf sich keine Gewalt außerhalb desselben, und es kam nach Verlauf einiger Jahrhunderte die

Zeit, wo sich das Heer von dem Könige trennte und der entthronte Merovinger seinen Thron einem unerkorenen Heerführer, dem siegreichen Gründer der karolingischen Dynastie abtrat.

Die Eroberer Galliens waren kein Volksheer: sie waren das Heer eines Fürstengeschlechts, sie waren Diener, welche ein Recht auf Belohnung, aber auch die Pflicht des Gehorsams hatten. Die Provinzen, welche bereits durch andere Germanen oder selbst von einzelnen Abtheilungen der Franken erobert worden, wurden durch Chlodwig mit dem Schwerte genommen und dem allgemeinen Gesetze einer neuen Eintheilung unterworfen. Aber das Heer selbst bestand aus zwei Elementen: aus einheimischen oder besoldeten Dienern des Fürsten und aus Verbündeten, aus Deutschen, welche seinen Fahnen zuströmten und ihr Schicksal seinem Kriegsglück anvertrauten. Die unterjochten Länder wurden nach einem gewissen Gesetze unter die Sieger vertheilt. Der Fürst erhielt seinen Antheil, über den er nach Gutdünken verfügte, und dieser Antheil war der bedeutendste. Er belohnte damit seine Diener, bestritt damit die Ausgaben für seine Privatunternehmungen gegen seine persönlichen Feinde. Der andere Theil fiel dem Heerbann mit erblichen Rechten zu, unter der Bedingung einer gewissen Dienstesleistung bei einem allgemeinen Kriege. Die Antheile der einzelnen Krieger waren verschieden, die Rechte dagegen gleich, und der Besitzer erkannte über sich kein anderes Urtheil an als das Urtheil des Heerbannes, keine andere Gewalt als die Gewalt des Fürsten innerhalb bestimmter Grenzen. Dies war der Anfang des Allodialsystems. Es existirte in demselben nur der Staat, das Heer und der König, der Heerführer. Eine Gemeinde gab es nicht. Die Freiheit gerade so wie die Abhängigkeit war persönlich. Anders war es mit der Organisation des germanischen Lebens jenseit des Rhein. Es gab dort eine Geschlechtsgemeinde, obgleich absolut aristokratisch, denn unter der Gewalt des herrschenden

Germanen lebten und litten noch allenthalben besiegte Stämme, Slawen oder Celten oder sogar andere unterjochte Germanen. Alle Rechte gehörten dem Geschlechte oder der Gemeinde — den Personen dagegen nur als Gliedern der Geschlechter und der Gemeinden.

So konnte sich z. B. an vielen Orten, ohne Einwilligung nicht nur der Gemeinde, sondern auch aller Glieder derselben ohne Ausnahme, ein Fremder weder ansiedeln noch ein unbewegliches Eigerthum erwerben. So gab es eine gegenseitige Haftbarkeit der Nachbarn füreinander, welche durch spätere Gesetze in den von Volksheeren eroberten Provinzen abgeschafft wurden, wie wir dies bei den Westgothen und andern sehen.

In dieser Abhängigkeit bestand die höchste Freiheit: in der Freiheit des Franken, welcher seinen Antheil aùs der fürstlichen Eroberung erhalten hatte, war schon eine Abhängigkeit vorhanden, welche sich in der Folge in ein vollständiges Unterthanenverhältniß verwandelte. Die Gewalt Chlodwig's, seine Kriege jenseit des Rhein, die zunehmende Schwäche der überrheinischen Gemeinden, welche den größten Theil ihrer Wagehälse in den Dienst des Merovingers entsendet hatten, die Verbreitung des Christenthums im Verein mit den neuen in Gallien bereits aufgestellten Begriffen und endlich die einem jeden vorherrschenden Princip innewohnende Kraft, vernichteten allmählich das ganze frühere Volkswesen; durch die Gärungen der folgenden Jahrhunderte wurden sogar die Spuren desselben verwischt. Es konnte dies auch nicht anders sein, weder bei den von Chlodwig besiegten Alemannen noch bei den an der Weser wohnenden und von seinen Nachkommen unterworfenen Thüringern. Das verhältnißmäßig unbedeutende Gebiet, das Vaterland der Franken, nach und nach theils von den Thüringern, theils von den Sachsen unterjocht, und von neuem durch die merovingischen Könige befreit, unterlag dem

gemeinsamen Schicksale. Die Sache war von Chlodwig begonnen: er zwang alle am Rhein wohnenden Franken, seine Oberherrschaft anzuerkennen; er unterwarf sich alle Zweige des großen Bündnisses, anfänglich die ihm näher stehenden und stammverwandten Salier, deren Name unzweifelhaft von Sala (Wohnort freier Männer) herkommt, einem mit dem slawischen село (von сѣдло, die Wurzel сидѣть, sitzen) gleichbedeutenden Worte, später die dem Stammesursprung nach entferntern und schwächern Ripuarier (d. h. Uferbewohner). Das von Chlodwig Begonnene wurde von seinen Nachfolgern allmählich beendet.

So verschwand die alte Organisation der germanischen Familie. Geringe Ueberreste derselben erhielten sich noch lange und der große Hohenstaufe stieß noch in einer spätern Epoche auf eine stolze Descendenz der alten freien Männer, auf den Sonnenlehn, welcher sich für seine Freiheit und sein Vermögen gegen niemand für verpflichtet erachtete als gegen Gott allein.

In dem Ausdruck Sonnenlehn lebte wahrscheinlich noch eine Erinnerung an den heidnischen Götterdienst.

Die Epoche der vollen Freiheit (Sonnenlehnthum) war die Epoche der germanischen Gemeinde, der Heerbanngemeinde. Sie endete mit der Eroberung Deutschlands durch die Franken und machte der Allodialepoche Platz, in welcher die Landgemeinde spurlos verschwand, und es blieb nur das Heer und dessen Oberhaupt, der König. Eine weitere Veränderung des Allodialsystems brachte die Feudalepoche hervor, in welcher die Idee des Heeres, der Idee der persönlichen Herrschaft, des persönlichen Unterthanenthums, Platz machte, jener Epoche, in welcher die Menschen aufhörten Menschen zu sein und nur zu Repräsentanten des beherrschten Landes wurden, während die Idee des Staats und des Königs in die Idee eines allgemeinen Besitzers überging.

Uebrigens darf man die germanische Gemeinde nicht mit der slawischen Gemeinde verwechseln; es besteht zwischen beiden ein unendlicher Unterschied. Die eine ist die Gemeinde einer natürlichen Verbrüderung, die andere einer bedingten, in dem Heerbann bestehenden Verbrüderung. Deshalb sind auch bei den Germanen die Rechte der Weiber völlig werthlos, während die Rechte des Mannes von seiner kriegerischen Bedeutung (als eines Waffentragenden, Wehrhaften) abhängen. Deswegen zeigt auch das Wort, welches den Begriff von Volk ausdrückt, bei den Slawen auf eine natürliche Abstammung (народъ), während bei den Germanen das Wort Volk eine Wurzel hat, welches auf eine bedingte Waffengemeinschaft hinweist. Es entspricht dem slawischen полкъ und steht mit der Wurzel fällen, soll in Verbindung, gerade so wie полкъ mit der Wurzel полнить. Dieser Wurzelunterschied spiegelt sich in allen Einzelheiten der Entwickelung ab. In dem einen ist ein rein menschliches Princip vorhanden, in dem andern ein aristokratisches, erobernde s. Man darf deshalb auch keine scharfe Scheidung der Zeit zwischen der Epoche des Sonnenlehnthums und des Allodialverhältnisses suchen. Die Feudalepoche fließt ebenfalls mit der Allodialepoche zusammen, sie spricht sich jedoch etwas deutlicher aus, weshalb die Normannen in England und Italien, sowie die Kreuzfahrer in Palästina den Versuch eines reinen Feudalismus in der ganzen Strenge seiner logischen Bedeutung darstellten.

Während die Franken die vorherrschende Macht im Oberlande wurden, erstarkte ein anderer Stamm im Norden und Nordosten Deutschlands und legte den Grund zu einem Staate, der gegenwärtig in allen Welttheilen seine Herrschaft aufgeschlagen. Die letzten Auswanderer Skandinaviens, die Sachsen, eine schwache Waffengemeinschaft in ihren Anfängen, wie alle Waffengemeinschaften, welche aus der nördlichen

Halbinsel auswanderten, wurden die Grundlage eines großen Bündnisses, in welchem die germanischen und slawischen Elemente zusammenflossen. Die numerische Stärke war unstreitig auf seiten der Germanen; allein das slawische Princip hatte unstreitig, wenn nicht einen größern, doch einen gleich großen Antheil an der geistigen Entwickelung des Volks.

So leiteten sich z. B. die Königsdynastien in England bald von Wodan (Odin) ab, bald hielten sie denselben nur für einen Sprößling ihres Geschlechts; allein das ganze Volk verehrte die slawischen Götter, Tschorno-bog und Siba, ja nach spätern Zeugnissen verehrte man in Deutschland auch den Biäl-bog. Das religiöse Uebergewicht mußte mit dem ungeheuern Einflusse auf das ganze Wesen des Lebens, auf die Bildung und Richtung des Verstandes nothwendigerweise eng verknüpft sein. Der Einfluß der Slawen selbst auf die Sprache der alten Angelsachen wird nicht vollständig nach seinem Werthe anerkannt; doch tritt derselbe sogar bei dem oberflächlichsten Studium in einer Menge von Wörtern zu Tage. So z. B. вашъ in dem Anfange des Worts Wassail, сѣдло (Wohnung) in setl, сей in se, огромный in rumne; опять in eft, лада (Frau) in lady; любовъ (Liebe) in lufu; самый in same; вѣкъ, вѣчный in ece, ecan; сутъ, сущій in sooth, sothan; хлѣбъ in hlaf; владыка (dessen Wurzel sich in въ und ладить, уладитель, d. h. Friedensstifter findet, nicht aber in волѣ und дѣять) in dem sächsischen vledyk u. s. w. Doch liefern die Namen der Götter allein schon einen Beweis, der keines weitern Zusatzes bedarf.

Das sächsische Bündniß begann in dem Maße zu erstarken, als viele frühern Zweige (z. B. die Gothen, Vandalen, Burgunder ꝛc.) nach dem Südosten auszuwandern oder wie die Franken gegen Westen zu wandern anfingen. Bald wurde das allmählich erschlaffende römische Reich mit Schrecken der

Sachsen gewahr. Hier und da gelangten ihre Scharen, zu Lande durch die starken, am Rhein wohnenden Stämme sich einen Weg bahnend, bis an die Grenze Galliens; allein noch viel häufiger eilten ihre Schiffe an seine schutzlosen Küsten. Gegen die Sachsen waren die römischen Flotten machtlos; bald erwies sich auch die neueingerichtete Küstenwache als ohnmächtig. Ein neues Ungewitter stieg für das abendländische Reich aus den Tiefen des Oceans empor, der bisher seine Grenzen geschützt hatte; die Franken, um ihre einträgliche Seeräuberei gebracht, sahen mit Schrecken die im Abendlande anwachsende Macht der Sachsen. Die nördliche und westliche Küste Galliens trug bereits den Namen einer sächsischen Küste, und die Eroberer drangen immer tiefer in das römische Gebiet ein, sich offenbar zur Gründung eines mächtigen Reichs anschickend. Die gemeinsame Gefahr und die gemeinsame Feindschaft vereinigte Römer und Franken. Ihre vereinten Anstrengungen setzten den Erfolgen der Sachsen ein Ziel; allein das Ungewitter verzog sich nicht; das Schicksal führte es nach Norden und eröffnete dem Ruhme und der Eroberung der Seehelden eine neue Bahn.

Britannien (d. h. England und Schottland) war mit Ausnahme seiner äußersten nördlichen Gegenden lange den römischen Gesetzen unterworfen. Die wenig zahlreichen Eingeborenen, größtentheils Celten und Celto-Kymrer oder Beolger, mit einer Beimischung von Iberern im Südwesten und Slawen (Menapier, Moriner und hier und da westliche Veneter), wurden nach ruhmloser Gegenwehr unterworfen. Die Provinz ward wie Gallien romanisirt und erhielt ein neues Leben der Bildung, der Städteerbauung und gesetzlicher Ordnung. Aber auch in Britannien wie überall blieb dieses Leben der polizeilichen Ordnung, der Ruhe und selbst des Luxus erfolglos; es schuf Städte, Thürme und Schlösser; allein es schuf keinen Geist und keine Kraft. Als die Macht

des weltbeherrschenden Roms erschlaffte, begannen die Söldnerscharen der germanischen Barbaren die über dem Meere gelegene Provinz sich zu sichern, schlugen andere nordische Barbaren zurück, unterdrückten die Einwohner und erhoben zuweilen auf den momentan erledigten Thron zeitweilige Imperatoren, deren Ansprüche sich auf das nahe gelegene Gallien erstreckten. Britannien wiederholte auf seiner geringen Ausdehnung jene betrübenden Erscheinungen, welche das ganze damalige Abendland darbot; es kam die Zeit des Sturzes Roms, seine Provinzen wurden von germanischen Stämmen überflutet; der Kampf mit den Hunnen versetzte ihm den Todesstoß. Damals erhoben die Ueberreste der Legionen und der Streitkräfte in Britannien einen tapfern und unternehmenden Mann zur Kaiserwürde. Er hätte aller Wahrscheinlichkeit nach den Untergang der Provinz noch lange aufhalten können. Der thörichte Wunsch nach einem ausgedehnten Reiche, vielleicht auch die thörichte Hoffnung, das abendländische Reich zu retten, zogen ihn nach Süden. Alle Streitkräfte Britanniens folgten ihm und kamen nicht wieder zurück. Die weitentfernte Insel wurde ihrer eigenen Kraftlosigkeit überlassen. Nicht groß waren die Gefahren, welche ihr drohten. Die Franken und Sachsen waren mit Gallien beschäftigt; die nördlichen Bergbewohner (die Picten und Scoten oder Caledonier) waren so unbedeutend, daß eine einzige Legion zu ihrer Bewältigung genügt hätte. Die einzige, aber unabwendbare Gefahr war die innere Lebensunfähigkeit.

Das Christenthum war seit langem von Gallien aus in Britannien eingedrungen, aber wahrscheinlich nur aus Gallien allein; denn seine Entwickelung war in vielen Beziehungen reicher und fruchtbringender bei den britannischen als bei den südlichen Celten. Es drang auch über die Grenzen des Reichs hinaus, auf die Grüne Insel, welche durch den Ocean vor dem römischen Schwerte geschützt war. Dort beschränkte sich

die Verkündigung des Evangeliums nicht auf die Städte allein; das Volk war noch unvermischt, es sprach eine und dieselbe Sprache, es lebte ein und dasselbe Leben; die Geistlichkeit war mit dem Volke und aus dem Volke; sie verbreitete nicht das Idiom der Römer, sondern die Lehre der Juden.

Dort war das Christenthum nicht mit der Gewalt und der bürgerlichen Ordnung des strengen Römischen Rechts verbunden; es war und konnte nicht ein Institut sein; es ging vom Menschen zum Menschen, von der Idee zu der Idee und bewahrte seinen Charakter des Glaubens und der Idee. Endlich wurde es von den Lehrern der abendländischen Welt nicht allein verkündet. Rom kannte keinen Handel; aber eine starke Handelsbewegung ging in den römischen Provinzen ohne Zuthun der Behörden und Autoritäten vor sich. Die Häfen Irlands (wir haben hierfür ein Zeugniß aus damaliger Zeit) waren häufiger und mehr von Seefahrern besucht als die Häfen Britanniens und des nördlichen Gallien; und es unterliegt keinem Zweifel, daß viele von diesen Schiffen aus jenem entfernten Gebiete der kühnen Semiten kamen, welche einst die Wogen aller Meere durchfurcht und nie ihren frühern Ruhm und ihr früheres Erbe vergessen konnten, bis ihnen von dem mittelasiatischen Sturme ihr endlicher Fall bereitet wurde. Dies sind die Traditionen der Grünen Insel und des westlichen Britannien, welches mit ersterer in beständigen Beziehungen verblieb. Deshalb erhielt auch das Christenthum auf derselben einen dem ganzen Abendlande vollkommen fremden und dem Orient völlig ähnlichen Charakter; deshalb erschien dort das geistige Leben in seiner persönlichen Erhabenheit und nicht in einem äußern Zwange; deshalb erleuchtete Irland die westliche Hälfte von Mitteleuropa mit dem Lichte seines warmen und lebendigen Glaubens und erwarb sich von der unwillkürlichen Bewunderung der Zeitgenossen den erhabenen Beinamen: Insel der Heiligen.

Die unparteiische Würdigung des geistigen Zustandes von Irland (wenn auch nicht vollkommen zu dem neuen Glauben bekehrt, so doch tief von demselben durchdrungen) vermag allein die Geschichte Britanniens nach der Entfernung der römischen und theilweise provinziellen Heeresmacht zu erklären. Das östliche und westliche Britannien hatte alle Selbständigkeit des Volkslebens verloren und sich die ganze Aeußerlichkeit und die ganze innere Verwesung der römischen Welt angeeignet. Die Sitten waren römisch, die Sprache und ein großer Theil der Bevölkerung der von den Römern gegründeten Städte war römisch. Als sich der Schutz der Legionen und das nach dem allgemeinen Muster des Reichs gebildete Heer entfernt hatte, zeigte sich Britannien kraftlos gegen seine unbedeutenden Feinde, gegen die barbarischen Einwohner Caledoniens. Städte und Dörfer gingen in Flammen auf; das Blut floß in Strömen von einem Ende der unglücklichen Provinz zum andern. Die auf das höchste gesteigerte Verzweiflung rief eine momentane Energie hervor. Die Barbaren wurden besiegt und verjagt; allein einem langen Kampfe waren die Kräfte des Volks nicht gewachsen, welches sich gewöhnt hatte, unter fremdem Schutze und nach fremdem Sinn zu leben. Es rief Vertheidiger von außen herbei, die seine künftigen Herrscher wurden. Es machte sich jetzt die Gegenwirkung geltend.

Das Christenthum umfaßte nicht blos das östliche und südliche, den Römern vollkommen unterworfene Britannien; es hatte auch auf dem halb unabhängigen Westen und dem vollkommen unabhängigen Bezirke des gebirgigen Nordwestens Fuß gefaßt. Allein der Charakter desselben war infolge der Verschiedenheit der Beziehungen der Eingeborenen zu Rom verschieden. Das romanisirte Gebiet glich in allem Gallien, nur mit dem Unterschiede, daß die Nähe Erins und der unabhängigen Bezirke, welche das Christenthum angenommen hatten, der kirchlichen Lehre ein mehr geistiges und inneres

Streben, ein von dem politischen Einflusse der Universalmacht freieres Leben mittheilte. In Irland entwickelte sich das von römischen Beimischungen vollkommen freie Christenthum im Einklange mit dem Charakter des Volks, und vermischte sich häufig mit den geheimnißvollen Lehren der alten lokalen Religion, die erhaben und abstract, aber dunkel und mystisch war, wie alle Religionen, welche den Stempel der palästinischen oder phönizischen Kuschiten an sich trugen.

Die Jahrhunderte und die Entwickelung der Lehre läuterten in vielen Beziehungen das Christenthum Irlands, ehe dessen wiederholte Corruption eintrat; allein alle Zeugnisse über die Kuldier, sowol in Irland als in Schottland, über viele Heiligen und über Patrick selbst, weisen hin auf den Uebergang von dem Druidenthum zum Christenthum und auf das Vorherrschen des mystischen Princips, welches sich bisweilen, wenn auch in geringerm Grade (wegen der Nachbarschaft des iranischen Hellas), in den Erzählungen von dem Leben der Einsiedler oder den Lehren des kuschitischen Gebiets, d. h. Aegyptens und des südlichen Syrien bemerkbar macht.

Der Einfluß Irlands auf Britannien war in vielen Beziehungen von Nutzen: von hier ging die höhere Erkenntniß, die geistige Rede in der Volkssprache und der Wunsch aus, in den Sinn des Glaubens einzudringen, indem man sich nicht mit einer Ceremonie und einem Institut begnügte. Britannien und das Land der irischen Schotten richteten viele Jahrhunderte hindurch ihre Blicke nach Osten, als auf die Urquelle der Bildung, und vernachlässigten das finstere Abendland. Der individuelle Gedanke, lange durch das exclusive Staatsthum Roms unterdrückt, erwachte und strebte nach neuen Pfaden des Wissens; allein der erwachte Gedanke gab in dem äußersten Abendlande, gerade so wie im Orient, Veranlassung zu Uneinigkeiten in der christlichen Welt. Pela-

gius und seine Jünger gründeten die Lehre von der Freiheit des Willens, welche die Kirche lange in Aufregung versetzte. Sie ward verworfen: sie stand im Widerspruch mit der Fundamentalbedingung des Christenthums, über die Nothwendigkeit, die menschliche Individualität zu opfern, um eine höhere im Schose der Gottheit zu gewinnen; allein sie ist wichtig als ein Zeugniß des außerordentlichen geistigen Lebens in dem celtischen Norden, gegenüber dem romanisirten Abendlande; noch wichtiger aber ist sie als ein Beweis der juridischen Richtung des Dogmas selbst in der Welt, welche mehr oder weniger die ersten Keime der Bildung von dem rein juridischen Rom erhalten hatte. Die römischen Patriarchen verfolgten den Pelagianismus: sie sendeten ihre Jünger zum geistigen Kampfe aus in die jenseit des Oceans gelegenen Gebiete (z. B. Palladius, der in der Folge und zwar nicht ohne Absicht mit dem ältern Patrick verwechselt wurde); sie siegten, indem sie den Pelagianismus scheinbar vertilgten, — allein es kam ein Jahrhundert, in welchem der römische Katholicismus Satzungen verkündete, in welchen sich der Charakter der pelagischen Lehre wiederfindet.

Zu untersuchen, inwieweit der Osten recht hat, wenn er das Abendland eines halben Pelagianismus beschuldigt, ist Sache der Theologen, nicht der Historiker; allein der Historiker ist verpflichtet zu bemerken, daß der Pelagianismus das Streben repräsentirt, die gegenseitigen juridischen Beziehungen Gottes und des Menschen festzustellen, und daß die spätere Lehre Roms auf dieselbe Satzung gerichtet ist, streng und unveränderlich an der Individualität des Menschen festhaltend, indem sie dieselbe als selbständig handelnd und die Rechte als außerhalb der Gnade oder wenigstens neben der göttlichen Barmherzigkeit empfangend betrachtet (acta meritoria, merita Sanctorum u. s. w.). Der Historiker ist verpflichtet dieses zu bemerken, um die

Geschichte zu verstehen: denn die Entwickelung der Schicksale der Menschheit bleibt für denjenigen dunkel, der die geistige Entwickelung derselben nicht begreift.

Ein anderer Einfluß Erins, als des Mittelpunkts des unabhängigen celtischen Lebens, machte sich in den gebirgigen Districten des westlichen Britannien geltend. Das Christenthum der Walliser und Scoten, welche bereits einen Theil der Irland gegenüberliegenden Küsten besetzt hatten, nahm eine seinen Principien vollkommen fremde Richtung. Es gelangte in den Besitz der Druiden, der Geisterbeschwörer und Sänger, und ging in eine mystische Lehre über, welche in vielen Beziehungen der finstern und leidenschaftlichen Welt der alten Mythologie angehörte. Dort ward die Energie des Willens und der That in hohem Grade rege, dort ertönte der gewaltige Gesang, dessen sich die Celten als des ältesten Denkmals der nordischen Literatur rühmen können; dort erscholl die Stimme eines A n e u r i n, L l y w a r c h - H e n und T a l i e s i n und schuf eine ganze Märchenwelt der Phantasie, aus welcher das gesammte Europa schöpfte, eine üppige Welt, wunderbare Lieder, die ersten Blätter jenes poetischen Kranzes, welcher den britischen Inseln bestimmt war. Diese geheimnißvolle Poesie mit ihrem blutdürstigen Entzücken, diese wilde Kraft des Willens und dieses Streben nach einem kriegerischen Leben waren dem Christenthum ebenso fremd wie dem romanisirten Osten Britanniens; sie erschienen als eine Reaction, in jener Epoche, als die Bewohner der Provinz, an süße Ruhe und Frieden gewöhnt, sich in dem Kampfe mit den Barbaren erschöpften und andere viel gefährlichere Barbaren zu ihrem Schutze herbeiriefen.

Der Charakter der kymrischen Bewegung zur Zeit des Einfalls der Sachsen spricht sich deutlich in den damaligen Gesängen aus, welche voll symbolischer Andeutungen und Beschwörungsformeln sind, sowie in den mystischen Persön-

lichkeiten des Zauberers Merlin (oder Merddhin) und besonders Arthur's, welchen die Geschichte bisjetzt trotz der Chronisten weder annehmen, noch trotz der Poeten und Traditionen verwerfen kann. Die unparteiische Kritik erkennt in der Sprache der Dichtungen ebenso wie in Merlin, in Arthur und seiner Tafelrunde (dem Sinnbilde der Sonne oder der Welt), in den Erzählungen von der heiligen Lanze, von der Schale des heiligen Graal, von dem Kampfe mit den Drachen u. s. w. jene Sprache der alten Mysterien, in welcher nichts genannt, sondern alles in symbolische Darstellungen gekleidet wird (wie z. B. Arthur — das Symbol der Kymrer, Merddhin — das Symbol der Druiden selbst), jene blinde Weisheit der Priesterkasten, welche in die tägliche, historische Welt ihren willkürlichen Sinn hineinlegt, der nur den Eingeweihten verständlich ist, und jene misgestaltete Verbindung des Christenthums mit dem Druidenthume, welche sich in jenem entfernten Gebiete entwickeln mußte, das sein nationales Druidenleben nicht völlig verloren hatte und der wohlthätigen Bevormundung der übrigen christlichen Gemeinschaft entrückt war. Das aufmerksame Studium der Denkmäler zeigt, und zwar mit vieler Wahrscheinlichkeit, in der Mythologie des Arthur'schen Liedercyklus einen großen Zusatz aus andern Mythologien, welche sich in den ersten Jahrhunderten des Christenthums über das ganze Reich verbreitet hatten (z. B. Spuren der Mysterien des Mithrasdienstes); aber noch jetzt kann man den Einfluß der römischen Gewalt auf die Begriffe über den Heerführer als Imperator sowie in vielen andern Einzelheiten wahrnehmen. Ebenso deutlich kann man die Verbreitung dieser geheimnißvollen Lehren des kymrischen Wallis nach Armorika wahrnehmen (wie aus den Traditionen der Stadt Tours ersichtlich ist), sowie die Sympathie für dieselben von seiten des am Ocean liegen-

den Venetien, welches durch die Anwesenheit des Fürsten Peredur aus dem Stamme der Veneter (der westlichen Slawen) in dem Ritterkreise des mythischen Helden von Wallis bezeugt wird.

Die Sachsen, welche von den verweichlichten Einwohnern des östlichen Britannien zum Schutze herbeigerufen worden, bedingten sich den Besitz einiger an der Küste gelegenen Bezirke und kleiner Inseln aus; sie dienten mit Erfolg den celto-romanischen Fürsten gegen die Picten und Scoten und befreiten die Provinz von den Einfällen von Norden; allein sie dienten denselben auch (wie aus den Chroniken ersichtlich) in ihren innern Streitigkeiten mit den unabhängigen Fürsten des gebirgigen Westens: von den Halbrömern anfänglich als Werkzeug gegen äußere Feinde und gegen ein rein nationales Princip gebraucht, lernten sie bald die ganze Kraft und Schwäche der Eingeborenen kennen und machten sich zu deren Eroberern. Ein Schiff nach dem andern landete an den Küsten Britanniens, eine bewaffnete Schar nach der andern betrat die unglückliche Provinz, alles mit Feuer und Schwert verwüstend. Zu spät kamen die halbrömischen Eingeborenen zur Besinnung; sie lieferten den germanischen Fremdlingen eine Schlacht und wurden besiegt. Nun erhoben sich die freiheitsliebenden Bergbewohner von Wallis und Cornwallis und des nordwestlichen Kymrien in der ganzen Kraft ihrer Nationalität. Voll Enthusiasmus, furchtlos, stolz auf ihre nationalen Erinnerungen und auf ihre nie völlig verlorene Freiheit, begannen sie einen Jahrhunderte dauernden, unglücklichen, aber ruhmvollen Kampf mit dem Eroberer. Oft ergriffen die festen Reihen der Sachsen vor dem ungestümen Anlaufe der kymrischen Scharen die Flucht, oft besangen die wallisischen Dichter die nahe Befreiung des Vaterlandes und die Hoffnung eines baldigen Triumphes. Allein ein Schiff nach dem andern landete an den Küsten Britanniens, Scha-

ren auf Scharen kamen aus Gallien, aus dem sächsischen Küstenlande und dem unerschöpflichen Deutschland herangefahren; bei den Kymren aber herrschten Streitigkeiten zwischen den kleinern Gebietern, in ihrem halb christlichen, halb druidischen Glauben herrschte innere Entzweiung, während die sächsischen Scharen immer bereit waren, sich unter dem Oberbefehle eines gemeinsamen Führers gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen; allein die Walliser waren aus religiösen Gründen der halbrömischen Bevölkerung Britanniens ebenso verhaßt wie die sächsischen Eroberer. Der Untergang war unausbleiblich.

Die feindseligen Beziehungen zwischen dem Dichter, dem Erben der Druiden und der Geistlichkeit, zwischen dem Celto-Kymrer, welcher größtentheils seine Nationalität bewahrt hatte, und jenem Celten, welcher romanisirt worden, tritt bei der Vergleichung gleichzeitiger in lateinischer Sprache geschriebenen Chroniken, z. B. des Gildas und Nennius und der Legenden der Heiligen mit den Gedichten des Llywarch-Hen oder Taliesin sehr scharf hervor. Diese Feindschaft darf man nicht mit einer andern Feindschaft verwechseln, welche einer spätern Epoche angehört. Das Christenthum überwand allmählich das heidnische Princip (obgleich es dasselbe nicht ganz vertilgte), während der Streit des celtischen und römischen Elements erst mit dem Untergange des ganzen romanisirten (südöstlichen) Gebiets endigte. Es begann damals eine neue Feindschaft des Celten und seiner einheimischen Geistlichkeit gegen die neuangekommene Geistlichkeit, welche eine neue, im Verlaufe des 6. und 7. Jahrhunderts in Italien gegründete Lehre mitbrachte. Aber in der Chronik des Gildas, in vielen Legenden und in den ältesten Dichtungen ist der Widerhall des ersten Kampfes zweier in Beziehung auf Nationalität und geistige Entwickelung entgegengesetzter Principien vernehmbar. Das

Ende des 5. und der Anfang des 6. Jahrhunderts, die Heldenepoche von Wallis und seines Systems des Stämmebündnisses, stellen die Erhebung alles Nationalen gegen alles Fremde dar; und aus der innern Zwietracht erklärt sich die Gleichgültigkeit des östlichen, halbrömischen, städtischen, rein christlichen (im abendländischen Sinne genommenen) Theils von Britannien gegen die edeln Anstrengungen des westlichen Theils, welcher sich in dem System der Clans eng zusammengeschlossen hatte, und ebenso die Befreiung des Vaterlandes von den Sachsen, als die Vernichtung aller römischen Elemente sowol in der Sprache als im Leben anstrebte. Einige neuere Kritiker erblicken in den kymrischen Traditionen Spuren von einer Sympathie mit den Hunnen und eine unklare Erwartung der Freiheit von den Siegen Attila's. Ihr Beweis ist zu schwach; allein ihre Annahme scheint demjenigen wahrscheinlich, welcher die antirömische Bedeutung der kymrischen Bewegung im 5. und 6. Jahrhundert sowie die offene Feindschaft der Hunnen gegen die Germanen, und folglich die Gemeinschaftlichkeit der Ziele zwischen den großen Eroberern des Ostens und den kleinen Stämmen versteht, welche ihre Freiheit in den Gebirgen des äußersten Nordwestens vertheidigten. Das offene Bündniß mit den westlichen Venetern, welches durch traditionelle Erzählungen dargethan wird, und aus der Anwesenheit wendischer, morinischer und menapischer Handelscolonien nicht nur auf der Westküste Britanniens, sondern auch auf der Ostküste Irlands leicht begreiflich wird, dient ebenfalls als Erklärung der geheimen Sympathie des Volks mit den Hunnen.

Fruchtlos waren alle Anstrengungen der tapfern Celto-Kymrer gegen den unaufhörlich sich vergrößernden Andrang der Sachsen und gegen die Gleichgültigkeit oder die Feind-

schaft ihrer östlichen Brüder. Die germanischen Ankömmlinge hatten festen Fuß in Britannien gefaßt und drängten die Eingeborenen in die westlichen Gebirge zurück, wo sie ihre Freiheit bis auf die Zeiten der Normannen, ihre Nationalität dagegen theilweise bis auf den heutigen Tag zu bewahren wußten.

Die Sachsen, welche in der ganzen Ausdehnung der östlichen und südöstlichen Küste in Britannien eingedrungen waren, gingen mit festem Schritte vorwärts und begnügten sich nie mit räuberischen Einfällen, sondern gründeten immer kleine Staaten, welche unter sich nur durch die gemeinsame Verpflichtung des Schutzes gegen den gemeinsamen Feind verbunden waren. Jeder Staat, welcher von einer bewaffneten Schar gegründet wurde, erkannte die Erbrechte der Nachkommen seines obersten Führers an. Ein jeder war unabhängig von dem andern, aber alle erkannten zugleich das Recht irgendeines der kleinen Fürsten auf die Führerschaft des gesammten Volksheerbannes in einem Kriege gegen die Kymrer an. Folglich trug das ganze System den Charakter der Föderation oder der bedingten Gemeinde an sich. Die innere Organisation der Fürstenthümer und die ganze Harmonie des von den Sachsen eingeführten Lebens unterschied sich ebenfalls sehr stark von der Organisation und dem Wesen der übrigen Staaten, welche von andern germanischen Stämmen in dem abendländischen Europa gegründet wurden. Die einheimische Bevölkerung war wenig zahlreich; allein dennoch unterwarf sie sich nicht so bald. Ueberall schlug sie sich lange und mit Tapferkeit gegen ihre Eroberer. Besiegt, starb sie, oder floh in die freien Gebirge, oder fiel unter das Joch vollkommener Knechtschaft. Auf diese Weise verblieb in Britannien kein dem Heere unterworfenes Volk; es verblieben nicht jene beiden Schichten, deren Kämpfe in der ganzen Geschichte des Abendlandes widerhallten. Die Städte, selbst mit Sturm ge-

nommen, verwüstet und geplündert, verloren größtentheils ihre Einwohner und füllten sich mit neuen Bewohnern aus dem Stamme der Eroberer. Zudem gingen nicht alle Bewohner der Städte zu Grunde. In den Mauern der alten römischen Colonien erhielten sich die Ueberreste der alten gemischten Bevölkerung mit einer halbrömischen Sprache und mit der Erinnerung an das frühere, halbcivilisirte Leben. Sie nahmen wahrscheinlich an der spätern Entwickelung des Handels theil, betheiligten sich aber wenig an dem allgemeinen nationalen Leben; durch ihre Gleichgültigkeit erklärt sich theilweise der schwache Widerstand zur Zeit des normannischen Einbruchs sowie jenes starke römische Element in der englischen Sprache, welches wol schwerlich den zu wenig zahlreichen Normannen allein zugeschrieben werden kann.

Britannien veränderte seinen Namen: es wurde nach einem seiner erobernden Stämme England genannt.

Es ist schwer zu sagen, welche Stämme in dem sächsischen Bündnisse der germanischen, welche der slawischen Welt angehörten: aller Wahrscheinlichkeit nach bestand der größte Theil aus gemischten Stämmen. Die Sachsen selbst, unstreitig wenig zahlreiche Ankömmlinge aus dem Norden, trugen einen von ihrer Waffe hergenommenen germanischen Namen. Die Jüten führten den Schreckensnamen eines kymrischen Stammes, welcher in dem langen Kampfe mit den Asen, den Sarmaten berühmt geworden. Die Namen der Angeln und Warilen sind zweifelhaft; allein ihre häufige Verbindung in Deutschland mit den Thüringern (Thüring oder häufig Düring) läßt in den Angeln und Thüringern ein slawisches Princip vermuthen, welches durch die Veränderung des Lautes w in einen Hauchlaut, und die Zerlegung der Buchstaben u in den Nasenlaut an verdeckt wird; namentlich sind es die Namen Uglitsch und Tweritsch, welche nicht selten unter den slawischen Fami-

lien vorkommen. Uebrigens zeigen die Namen noch nicht auf die Stammeszusammensetzung der Nationen; die Eroberer nahmen häufig einen neuen Namen von den eroberten Gebieten an. (S. d. Anm. am Schlusse des Aufsatzes.)

Die Religion der Sachsen verräth offenbar Merkmale slawischer Beimischung; dieselben Merkmale sind in der Sprache, aber noch mehr in der Geschichte und in dem Wesen derselben erkennbar. Von den Slawen, den einzigen alten Seefahrern des Nordens, kam die schnelle Entwickelung der Schiffahrt, von den Slawen die Gemeindeorganisation (obgleich nicht in ihrer vollständigen Entwickelung), von ihnen die auf die Volksversammlung gegründete Regierung und das Geschworenengericht, welches Einstimmigkeit verlangt, wie alles Organische unbedingte Einheit erfordert.

Man suchte das Geschworenengericht bei den Germanen, und fand es nicht; bei den Celten und Kymren — aber ebenfalls erfolglos. Neuere Gelehrte begannen endlich auf den Gedanken zu kommen, daß dasselbe den Slawen entlehnt sein könne. Es wäre dies längst an der Zeit gewesen; allein die Richtigkeit neuerer Resultate, welche häufig durch das Unerwartete ihrer Erscheinung die Schriftsteller selbst in Erstaunen setzen, bleibt immer noch zweifelhaft für die gebildete Welt. Es ist dies die Folge hochmüthiger Geringschätzung gegen einen Stamm, welcher gegenwärtig den Osten Europas innehat und einst ganz Mitteleuropa bewohnte. Ohne Kenntniß des slawischen Wesens und der slawischen Sprache muß vieles in der Geschichte der Sachsen, von ihrer Religion angefangen, unverständlich bleiben.

Die Sachsen kamen nach Britannien in einzelnen bewaffneten Scharen und erkannten die Rechte jener Geschlechter an, um welche sich die ersten Scharen gesammelt hatten. Dieser Charakter ist ihnen für immer geblieben. Aber zu

gleicher Zeit bildeten alle zusammen ein Volksheer, nicht aber ein Heer eines einzelnen Fürsten, und forderten deshalb Volksfreiheit. Sie kamen aus einem Lande, in welchem sich die Einfachheit des Gemeindewesens erhalten hatte: sie hatten noch kein aristokratisches Gepräge angenommen; sie forderten Ländereien, um leben zu können, nicht aber ein Volk, um dasselbe zu Sklaven zu machen. Als Ackerbauer und Arbeiter ließen sie sich auf den Gebieten nieder, die sie sich durch Kampf erobert hatten. Das Land war ein gemeinschaftliches; der Bezirk stellte sich als ein lebendiges und organisches Individuum dar. Dies war ihre ursprüngliche Organisation. In der spätern Zeit begann sich offenbar der Reichthum in den Händen vornehmer Geschlechter zu concentriren, und die Gemeinden begannen zu verarmen; vieles auf das reine Princip des Heerbannes Bezügliche wurde von den Dänen eingeführt, welche, anfänglich Eroberer, sich später mit den Sachsen verbrüderten; allein der Sieg des normannischen Wilhelm ließ weder eine vollständige Verunstaltung noch eine Rückkehr zu längstverschwundenen Zeiten zu. Eins ist jedoch gewiß: alles Herrliche, dessen sich das heutige England rühmt, ist auf dasselbe durch die Ankömmlinge aus dem slawisch-germanischen Lande vererbt worden.

Stürmisch und blutig, aber nicht ruhmlos war die beinahe sechshundertjährige Herrschaft der Angelsachsen in England. Durch Zähigkeit und ausdauernde Tapferkeit überwanden sie den ungestümen Angriff der Celto-Kymrer und schlossen sich innerhalb der Grenzen der gebirgigen Districte ein; durch einen langen und erbitterten Kampf erwarben sie sich ein neues Vaterland und breiteten ihre Macht über die Grenzen Englands bis an den Fuß der Bergwälle Schottlands aus; neben diesen glänzenden Heldenthaten vertheidigten sie ihre Freiheit gegen die Dänen und Normannen, den Schrecken des damaligen Europa, und zeigten, als sie einen

vollen Tag gegen das ungleich zahlreichere Heer Wilhelm's des Eroberers auf den verhängnißvollen Feldern von Hastings kämpften, selbst noch in ihrem Falle ihr Uebergewicht über den Sieger und verbürgten dadurch die zukünftigen Triumphe, welche England nicht durch das Schwert seiner normannischen Ritter, sondern durch die eiserne Kraft seiner sächsischen Bogenschützen, der Yeomanry, erlangte. Die angelsächsischen Herrscher, würdige Repräsentanten eines edeln Volks, und unerschrocken im Kampfe, erwarben sich noch einen andern und höhern Ruhm durch Gerechtigkeitsliebe und Begünstigung der Wissenschaft.

Selbst der wilde, alte Penda, der blutdürstige Verfolger des Christenthums spricht: „Ich züchtige sie nicht deshalb, weil sie Christen sind, sondern weil sie das Christenthum verkündigen, aber dessen Gesetze nicht erfüllen.“ Und in ihm war dies nicht die Sprache der Heuchelei, sondern der Ausdruck innerer strenger Wahrheit.

Die Namen Alfred's des Großen und des siegreichen Adelstan, des (sagenhaften) Erziehers dreier Herrscher (Alanu's, Ludwig's d'outre mer, und Hakon's) glänzen in dem milden Glanze einer menschlichen Größe, welche in den Annalen anderer gleichzeitiger Völker völlig unbekannt ist. Die angelsächsische Sprache diente als gefügiges Werkzeug des Gedankens, als Ausdruck geistiger Betrachtung und als Stimme begeisterter Dichtkunst. Das Leben entwickelte sich in seiner vollen Reinheit und Kraft, trotz der innern Unruhen und der beständigen Drangsale, welche die Einfälle fremder Völker im Gefolge hatten.

Langsam entwickelte sich das Christenthum unter den Anglosachsen. Sie kamen als eifrige Götzendiener nach Britannien, bekriegten die christlichen Eingeborenen und nährten lange eine Feindschaft gegen das Volk und seinen Glauben. Allein der hohe Verstand des germanischen Stammes ver-

mochte sich der erhabenen Lehre nicht zu widersetzen, welche in ihrer ganzen Einfachheit verkündet wurde. Die Apostel Irlands und sogar der wallisischen Lande bekehrten einen bedeutenden Theil der Sieger und brachten eine brüderliche Annäherung zwischen ihnen und den Besiegten zu Stande. Dieser langsamen, aber fruchtbaren Glaubensverkündigung gesellte sich bald noch eine andere bei, welche durch ihren schnellen Erfolg berühmt, und durch ihre schädlichen Folgen unvergeßlich geworden. Rom, welches sich noch nicht von dem Osten losgetrennt und die abendländische Kirche noch nicht in die Form einer Alleinherrschaft gepreßt hatte, dem noch nicht vollständig zum Bewußtsein gelangten Ziele jedoch rasch entgegenstrebte, schickte Apostel nach der entfernten und beinahe vergessenen Insel. Glanz und Pracht begleiteten die neuen Lehrer. Das stolze Bewußtsein der Kraft und das stolze Streben nach Macht bezeichneten ihre ersten Schritte. Die Worte des Friedens und der Liebe, welche sie aus der Ferne mitbrachten, wurden von den Angloſachsen mit Freude aufgenommen; allein die römischen Glaubensboten betrachteten die frühern Christen, welche die Gewalt des römischen Bischofs nicht anerkannten, als Feinde und bestrebten sich mit demselben Eifer, die frühere (nach ihrer Meinung ketzerische) Kirche auszurotten, als die Götzendiener zu bekehren. Der Boden Britanniens wurde mit dem Blute der Christen und Kleriker begossen, welche auf Befehl der machtliebenden Sendboten Roms hingeschlachtet wurden. Allmählich nahmen die Angloſachsen die neue Lehre an; sie nahmen sie nicht als eine äußere Einrichtung, sondern als einen innern Schatz des Geistes an. Könige beugten ihren Stolz und traten in den Mönchsorden, wallfahrteten nach weitentlegenen Heiligthümern und erwarben sich durch die Reinheit ihres Lebens den Ruf der Tugend und Heiligkeit. Auf der andern Seite wurde die Feindschaft zwischen den Sachsen und Celten, welche

wahrscheinlich unter dem Einflusse eines gemeinsamen religiösen Geistes erloschen wäre, durch die Feindschaft der römischen und celtischen Geistlichkeit erhöht, und die sächsische Kirche, welche sich unter der Leitung der Glaubensboten, welche aus Italien den Charakter einer administrativen Aeußerlichkeit mitgebracht, bildete, nahm allmählich denselben äußern Charakter an, welcher in dem ganzen Abendlande allgemein geworden; allein sie nahm ihn nicht vollständig an.

Das Christenthum war nicht durch politische Berechnungen der Herrscher, sondern durch das Beispiel anderer stammverwandten Völker oder durch das Zusammenleben mit den unterworfenen Christen auf die Sachsen übergegangen; aber als eine lebendige Idee, welche sich durch den menschlichen Verstand äußerte und durch denselben zum Bewußtsein gelangte. Es war in demselben bereits eine vollständige Civilisation vorhanden. Der materiellen Aeußerlichkeit des römischen Bekenntnisses wirkte die halbdruidische, aber von Poesie und Kraft erfüllte Lehre der Scoten und nördlichen Kymrer entgegen; noch mehr, es wirkte ihr beinahe die ursprüngliche Lehre der irländischen Kirche und der von den Irländern in dem Lande der Sachsen gegründeten Kirchen entgegen. Der Kampf der Principien hielt die Erhabenheit des Glaubens aufrecht und ließ denselben nicht in Ceremonien erstarren. Aus Irland ertönten Stimmen, welche alle Christen zur Eintracht, die Kirche zur Reinheit und zur Festhaltung an der Tradition, die Menschen zum Nachdenken und zur Betrachtung aufforderten. Die irischen Glaubensboten erhoben sich gegen die Anmaßungen des römischen Bischofs und erweckten, das ganze abendländische Europa bis zu den slawischen und byzantinischen Grenzen durchziehend, den menschlichen Geist aus der Betäubung der Unwissenheit und der religiösen Aeußerlichkeit. Die neubekehrten Anglosachsen, voll Eifer und unerschrockenen Muths, eroberten dem Christenthum das Land der überrhei-

nischen Germanen und theilten dem neuen Boden das den Celten entlehnte Glaubensfeuer und das den Römern entlehnte Streben nach einer monarchischen Gestaltung der Kirche mit. Ein überaus reges und geistiges Leben herrschte in dem nordwestlichen Ende Europas; allein der Kampf entbrannte von Tag zu Tag mit größerer Heftigkeit. Unaufhörlich wuchsen die Ansprüche Roms, unaufhörlich kamen seine Boten mit neuen Forderungen zu den Angloſachsen. Die Mönche des Benedictinerordens traten gegen die einheimische Geistlichkeit in die Schranken; das Reich wurde durch innere Parteikämpfe zerrissen, welche den verschiedenen Bekenntnissen entsprangen. Das Blut floß in dem religiösen Streite, das Volk und die Regierung standen einander feindlich gegenüber. Die leidenschaftliche und grausame Energie des Bischofs Odon und die tiefe Heuchelei Dunstan's, eines gottlosen Werkzeugs des gottlosen Johann XII., und die Verwilderung des von den Normannen überschwemmten Irland verschafften dem römischen Princip den Sieg über das einheimische. Das Reich erschlaffte, das Volksleben erlosch. Die Dänen eroberten vorübergehend das Erbe Alfred's des Großen und endlich verschwand die ganze Freiheit, der ganze Ruhm der erschlafften Angloſachsen unter dem Andrange der französischen Normannen; allein das geistige Leben ging nicht spurlos unter und die heutige Beherrscherin des Meeres erhielt von den slawo-germanischen Colonisten den Ideenreichthum zugleich mit dem Schatze des besten socialen Lebens als Erbe.

Fruchtlos für die Menschheit war die Eroberung Italiens durch die Longobarden, obgleich vieles in ihren Gesetzen eine ziemlich nahe Verwandtschaft mit den Sachsen verräth. Anfänglich grausam und sittenlos wie die Franken, aber ruhmliebend und tapfer, später (infolge des Einflusses der römischen und byzantinischen Sitten) verweichlicht und tückisch, haben

dieselben nicht ein einziges gutes oder großartiges Andenken an sich hinterlassen. Ein festes Regiment war unmöglich bei der Anarchie des Heeres, welches sich nur mit Widerwillen der königlichen Gewalt zur Bekämpfung äußerer Feinde unterwarf. Allein das Heer selbst war bei ihnen kein rein persönliches (wie bei den Merovingern), sondern ein vollkommen freies: denn schon von Anfang an erscheinen die Herzoge als unabhängige Regenten. Der innere, an und für sich schwache Zusammenhang erschlaffte noch mehr durch die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses, denn ein Theil der Longobarden, welche das Christenthum vor der Eroberung Italiens von gothischen Lehrern angenommen hatten, gehörte dem Arianismus an, während der andere Theil, welcher das Christenthum in Italien angenommen, dem Nizäischen Bekenntnisse angehörte. Die Kraftlosigkeit der Longobarden vermochte nicht das ganze jenseit der Alpen gelegene Gebiet zu unterjochen. Der Süden gehörte Byzanz und später theilweise den Sarazenen; Rom und Ravenna erkannten ebenfalls die Herrschaft des orientalischen Kaisers entweder factisch oder in den Regierungsacten an. Das germanische Heer fand an den bis auf das äußerste gedrückten Unterthanen Feinde (denn die Leibeigenen besaßen nicht einmal eine rechtsgültige Ehe), Feinde an der schlauen und herrschsüchtigen Geistlichkeit, an dem ränkevollen Byzanz, welches immer Zwistigkeiten in Italien zu nähren suchte und die Hoffnung auf dessen einstige Eroberung nicht aufgab; in der feinberechnenden Politik der römischen Bischöfe, welche, ihrer Kraft bewußt, darauf ausgingen, jedwede Regierungsgewalt in ihrer nächsten Nachbarschaft zu schwächen und eine besondere kirchlich-politische Macht zu gründen; in dem die ganze Erde bedrohenden Ungewitter der Sarazenen, und vor allem in dem eigenen Streben, sich in verschiedene Fürstenthümer aufzulösen (Toscana, Spoleto, Benevent). Ohne Ruhm, ohne Poesie, ohne Schrift-

sprache, ohne Wissenschaft vergingen die Longobarden, von der Gewalt der Franken erdrückt, und für Italien in dem Arianismus und dem abgesonderten Leben nur den Samen künftiger Zwistigkeiten zurücklassend. Eine andere wichtigere Folge der beinahe dreihundertjährigen longobardischen Herrschaft war die Abtrennung Roms von dem östlichen Reiche und die Gründung eines päpstlichen Fürstenthums, aus welchem das gewaltige abendländisch-kirchliche Reich entstand, voll äußerer Kraft und Größe, aber ohne innere Harmonie und ohne belebenden geistigen Organismus.

Aehnlich den Longobarden gingen auch die Westgothen in Spanien zu Grunde. Ihr Reich hatte jedoch Epochen kriegerischen Ruhms. Mit Waffengewalt besiegten sie ihre Nebenbuhler, die Sarmato-Alanen und Sueven, vertrieben die Byzantiner nach blutigem Kampfe aus den am Meere gelegenen Gebieten, eroberten einen Theil von Mauritanien, und überwanden zur See einigemal die arabischen Heere; allein einen bessern menschlichen Ruhm haben sie nicht erworben. Ihr langer Aufenthalt unter gesitteten oder gebildeten Völkern, und das Christenthum, welches sie schon im Orient angenommen, hatten theilweise ihre kriegerische Wildheit gemildert und sie in moralischer Beziehung weit über den grausamen Longobarden und den gewissenlosen Franken gestellt; allein das ewige Umherziehen in fremden Ländern, der Kriegsdienst unter einer fremden (byzantinischen) Macht, und die Vermischung mit fremden Elementen hatte ihnen einen Theil ihres frühern Charakters und ihrer frühern Energie, sowie einen Theil ihrer jungen Generation genommen. Von geringer Zahl waren die Scharen der Eroberer Spaniens; das Land aber war von großer Ausdehnung, es war reich und noch voll von Ueberresten der alten Ueppigkeit und der materiellen Bildung, welche Rom der besiegten Welt mitgetheilt hatte. Die schwache Nationalität der Gothen konnte keinen

Widerstand leisten. Vergessen wurden die alten germanischen Lieder; es verschwand die Sprache durch die grob-mechanische Vermischung ihrer Elemente mit dem einheimischen, halbrömischen Idiom, es erlosch das Streben nach Poesie, deren das seiner Sprache beraubte Volk nicht fähig war, es verschwand die Möglichkeit einer Entwickelung für die Wissenschaft, es ging jeder edlere und bessere Aufschwung der menschlichen Seele zu Grunde. In derselben Weise ging auch das ganze Volksleben unter. Die erobernden Scharen, auf der Fläche eines ausgedehnten und üppigen Gebiets zerstreut, unter sich getrennt, verwandelten sich, nachdem sie die blutsverwandtschaftlichen und sogar die herkömmlichen Bande der germanischen Waffengenossenschaften verloren, in eine kraftlose Aristokratie, die zwar stolz und reich, aber ebenso gleichgültig gegen ihres Herrscherthums, wie gegen den Ruhm des Volks war. Allein die Corruption des staatlichen und nationalen Lebens, die Verderbtheit der zu gleicher Zeit grausamen und verweichlichten Sitten, die Gleichgültigkeit gegen das Vaterland und die Fäulniß der Seele, alle jene tiefen und unheilbaren Schäden, welche den Sturz des Gothenreichs herbeiführten, waren unbedeutend im Vergleiche zu der Verunstaltung des kirchlichen Wesens und der christlichen Lehre. An den erstern ging das Reich zu Grunde, nicht die erste und nicht die letzte der untergegangenen Schöpfungen menschlicher Willkür; letztere dagegen richteten die Einheit der christlichen Gemeinde zu Grunde, indem sie das geistige Leben Europas und der Welt auf lange Jahrhunderte bis auf Herz und Mark vergifteten.

Die ersten gothischen Eroberer waren Arianer; das besiegte Volk hing dem Bekenntnisse des Nicäischen Conciliums an. Die innere Schwäche des Arianismus, die Unwissenheit seiner geistlichen Vorsteher, die große Zahl der Anhänger der altkirchlichen Traditionen, die geistige Verbindung derselben mit der übrigen Welt und die innere logische Kraft der

Idee, verschafften in Spanien der Lehre der Synoden den Sieg über das Glaubensbekenntniß der Eroberer. Nach und nach entsagte die ganze gothische Waffengenossenschaft dem Arianismus; allein der Sieg war nicht leicht und nicht unblutig. Der Arianismus vertheidigte sich nicht mit dem Worte, sondern mit dem Schwerte und forderte nicht den Gedanken, sondern die politisch bewaffnete Macht zum Kampfe heraus. Die zu dem synodalen Symbol neubekehrten Gothen verbanden sich enger mit dem Volke und insbesondere mit den einzigen Repräsentanten desselben, mit der Geistlichkeit. Die Kirchen und Klöster erwarben Reichthümer, die Macht der Bischöfe wuchs von Tag zu Tage, und zugleich wuchs auch die Bedeutung des ersten der abendländischen Bischöfe, des Bischofs von Rom heran, auf welchen die Augen und die Hoffnungen aller unter dem Joche des Arianismus seufzenden Völker gerichtet waren. Eine Synode nach der andern versammelte sich zur Entscheidung kirchlicher und bald auch staatlicher Angelegenheiten. Der engverbundene und unvermischte Stand des Klerus riß mit jedem Tage mehr und mehr die Rechte aller übrigen Stände an sich. Er entartete in der Erbitterung des Kampfes; er erschien fürchterlich am Tage des Triumphs. Die sitten- und kraftlose Aristokratie der germanischen Eroberer sah gleichgültig den größten Theil ihres Einflusses auf die Bischöfe übergehen. Sie erhoben und stürzten die Könige von ihren Thronen und zwangen sie durch die Furcht des Schwertes und des Aufruhrs zur Unterwerfung; sie erließen politische Gesetze, indem sie dieselben mit den kirchlichen verwechselten; sie entschieden über das Schicksal des Staats, — allein dieses ganze Leben, welches aus dem altrömischen, aus rohen Formen bestehenden staatlichen Leben hervorgegangen, war ein äußerliches Leben, ohne jeden innern lebendigen Gehalt. Nirgends hatte die abendländische Geistlichkeit eine solch un-

umschränkte Gewalt. Allein welches waren deren Früchte? An den blutigen Kampf gewöhnt, erließ sie nach errungenem Siege blutige Gesetze gegen Andersgläubige, fürchterliche und unmoralische Verfügungen, welche den spätern Satzungen der grausamen Inquisition in keiner Weise nachstanden. Unwissend und stolz auf ihre Bedeutung und auf die Kraft ihrer unaufhörlichen Synoden, vergaß sie die Liebe und Eintracht, sowie die Unabänderlichkeit der Traditionen und die Unantastbarkeit der allgemeinen (ökumenischen) Concilien, und veränderte eigenmächtig und ohne Zustimmung der übrigen Kirchen das Symbol des Glaubensbekenntnisses. Nicht auf einmal gab der Papst seine Einwilligung zu dieser Veränderung; allein er ward gezwungen, den Drohungen der stolzen Geistlichkeit nachzugeben und das veränderte Symbol zuzulassen. Die Nachfolger des schwachen Papstes gingen weiter; sie bestätigten das Symbol der Synode von Toledo, und die christliche Welt ward in zwei bisjetzt noch nicht versöhnte Hälften auseinander gerissen und die ganze Geschichte der Menschheit verändert, nachdem sie den neuen Samen der Uneinigkeit und Feindschaft aufgenommen. Dies war die That der spanischen Geistlichkeit, dies die That des gothischen Spanien. Dem verbrecherischen Triumphe folgte der Tag der Züchtigung. An den Ufern des Guadalete, bei den Hügeln von Xeres de la Frontera traf das kleine Heer der triumphirenden Araber, welches von gothischen Flüchtlingen herbeigerufen worden, mit den zahlreichen Scharen des siechen Reichs zusammen. Acht Tage lang währte die Schlacht; am neunten erhoben der Erzbischof und die Söhne des Königs Vestida mit ihren Scharen die Fahne des Verraths und fielen über die Christen und ihre stammverwandten Brüder her. Das Reich ging unter; in dem Schmuze eines Sumpfes ging sein letzter, üppiger und sittenloser König zu Grunde, der in prachtvollem Harnische, in goldener Rüstung und iu pnrpur-

nem Königsmantel auf dem Schlachtfelde erschienen war. Beinahe ohne Widerstand unterwarf sich das gothische Spanien den Gesetzen des Islam, gerade so wie sich dritthalb Jahrhunderte vorher das römische Spanien dem Schwerte der Gothen und Vandalen unterworfen hatte. Die Städte öffneten dem Sieger ihre Thore; die Einwohner beugten schweigend das Knie, und vor dem erobernden Heere zog der verrätherische Erzbischof einher, einst der Verfolger Andersgläubiger, jetzt der Glaubensbote des unbesiegbaren Islam. So traten die Westgothen von dem Schauplatz der Geschichte ab. Einige hundert tapferer Krieger entkamen in die Gebirge Aragoniens und in die Ausläufe der Pyrenäen, wo die steilen Schluchten und die innern Unruhen des mauro-arabischen Reichs sie vor dem Untergange und vor völliger Knechtschaft retteten. Und wiederum verflossen einige Jahrhunderte. Der Islam erschlaffte, das christliche Europa erstarkte zu neuer Kraft, und das neue Reich, jetzt nicht mehr gothisch, sondern romanisch, mit einer kleinen Beimischung gothischer und fränkischer Elemente, organisirte sich auf der Pyrenäischen Halbinsel und alles Frühere verschwand spurlos in diesem neuen staatlichen Leben. Allein der Same des Bösen wie der Same des Guten geht nicht verloren. Die Spaltung der Kirche, welche auf der Synode von Toledo begonnen, ward vollständig zu Stande gebracht, und der Geist unmoralischer Verfolgung, welchen das Volk von der Geistlichkeit der gothischen Epoche ererbt hatte, entwickelte sich in seiner ganzen Grausamkeit und zündete von einem Ende des abendländischen Europa bis zum andern die schmachbeladenen Scheiterhaufen der Inquisition an. Allein die Laufbahn Spaniens war noch nicht vollendet; der große Genuese entdeckte für dasselbe die Neue Welt, und es begoß diese Neue Welt mit dem Blute der Eingeborenen und erleuchtete sie durch die Flammen seiner Scheiterhaufen. Und wiederum vergingen

einige Jahrhunderte, und Spanien, welches den Glauben nur als eine äußerliche Religion und das Christenthum nur als eine Art neuen Brahmanenthums mit kuschitischen Beschwörungsformeln aufgefaßt, windet sich in den Krämpfen der Ohnmacht — ein halberstorbener Leichnam, den lebensfrischen Nationen Europas zur Schande hingeworfen.

Die Einheit des merovingischen Frankreich, gegründet durch eine friedliche Waffengemeinschaft und das beständige Bündniß mit der geistigen Gewalt und mit seinem obersten Repräsentanten im Abendlande, dem römischen Bischofe, gaben den Merovingern ein entschiedenes Uebergewicht über alle ihre Nebenbuhler. Die Eroberung des südwestlichen und westlichen Deutschland verschaffte den Nachfolgern Chlodwig's ein ungeheueres Gebiet und eine unerschöpfliche Quelle von Wehrkräften. Ihre Beziehungen zu den übrigen und östlichen germanischen Stämmen verschafften denselben zu gleicher Zeit ein leichtes Mittel zur größern Ausdehnung der Grenzen des Reichs unter der Form eines Protectorats. Die freigewordenen Slawen hatten noch nicht die ihnen von den Hunnen übermachte erobernde Richtung verloren. Sie eilten von Osten gegen die Grenzlande der germanischen Welt herbei und drohten immerwährend mit einem Einfalle. Einen neuen Stoß erhielten sie von den fremden Stämmen der Avaren, der Unterdrücker und zugleich der äußern Vereiniger der slawischen Welt. Slawische Scharen überschwemmten Hellas und vernichteten ihre westlichen Nachbarn; allein dieser Andrang, hinreichend zur Vernichtung oder Unterjochung kleiner germanischer Stämme, hatte nicht jene gewaltige Einheit, welche einst unter den Hunnen das ganze römische und germanische Europa erschütterte. Die Avaren waren Fremdlinge, andern Stammes und andern Blutes, welche die slawische Macht vorübergehend zu ihrem eigenen Vortheile vereinigten; die Hunnen waren selbst Slawen; sie waren stammverwandte

und gleichgesinnte Brüder. Die Franken, welche als Beschützer der schwachen östlichen Germanen erschienen, besiegten und verdrängten oder unterwarfen ihre slawischen Gegner und dehnten ihr Reich bis Pannonien, bis zu den Karpaten und Norischen Alpen aus. Aber zu gleicher Zeit unterjochten sie auch ihre Brüder, die befreiten Germanen, z. B. die Thüringer, und vertauschten das frühere Leben des Volksheeres mit dem französischen System des königlichen Heeres, indem sie dessen Organismus und natürliche Entwickelung durch die Uebermacht einer bedingten und staatlichen Organisation verunstalteten. Hartnäckiger war die Vertheidigung des nördlichen und nordwestlichen Deutschland. Die Sachsen setzten die Ausdehnung ihres Gebiets fort und erstarkten an kriegerischer Macht. Die am Meere wohnenden Friesen errangen die Freiheit ihres sumpfigen und undurchdringlichen Landes sogar bis zu den Mündungen des Rhein. Das Gemeindeleben des Volks erhielt sich noch in den Wäldern und zwischen den Seen Hollands, bei den slawischen Wilzen (offenbar Wenden — Wilzen oder die Großen — великіе) und Warnern, aller Wahrscheinlichkeit nach deren stammverwandte Brüder.

Selbst die Friesen gehören trotz ihres unstreitig germanischen Ursprungs, wie es scheint, nicht zu den rein deutschen Völkern und enthalten sehr viele slawische Beimischung. Diese Folgerung geht aus ihrem ganzen Wesen, theilweise aus ihrer Sprache, aus ihren Bündnissen mit den Wilzen und Warnern, aus ihrer Neigung zum Handel und zur Anlegung von Handelsstädten (wie z. B. Stavora, dessen Name vollständig slawisch und von Sagen und Mythen umgeben ist, welche ebenfalls einen slawischen Charakter an sich tragen, wie z. B. die Sage von der Volksstrafe für den Stolz des Reichthums und die Verachtung des Brotes). Das friesische Land war unstreitig ein slawisches Küstenland, welches durch den fortwährenden Zudrang der

benachbarten Deutschen allmählich germanisirt wurde, welch letztere, obgleich vielleicht Eroberer, dennoch das Wesen und den Charakter des frühern einheimischen Stammes annahmen. Dadurch erklärt sich auch der lange Widerstand der Friesen gegen die franco-germanische Herrschaft, der tiefe gegenseitige Haß zwischen ihnen und den Franco-Germanen, und das tragische Schicksal derselben im Mittelalter. Ueberhaupt kann man nicht umhin, die hartnäckige Kurzsichtigkeit in der Kritik zu bemerken, welche eine Identität der Volkselemente in den Wilzen oder Weletabern (величавый) und den Warnern entweder nicht wahrnehmen will oder nicht wahrnehmen kann. Ihre Wohnungen waren ganz dieselben, das politische Leben das nämliche. Selbst der Name Warner kommt von вѣра her, gleichbedeutend mit вара in dem Worte Gunnivar oder Wira (вира) d. h. Gemeinde, Eintracht oder Friede. Die Identität der Warner und Wilzen zeigt wiederum auf gemeinsame slawische Wurzeln bei den Friesen und Sachsen hin. Bei beiden herrscht wie bei den Slawen die Idee der Häuslichkeit, der Wirthschaft vor, welche sehr weit von der kriegerischen Grundlage der rein germanischen Gesellschaft entfernt ist. Die Benennung des Brotes angelsächsisch hlaf, nordisch hleifer (Laib, loaf) kommt offenbar von dem slawischen хлѣбъ her (Wurzel хлебать, das ihm im Neutrum entsprechende хлябать) und von diesem Worte leiten sich eine Menge anderer Wörter ab, welche die verschiedenen bürgerlichen Beziehungen in der friesisch-sächsischen Gesellschaft bezeichnen. Uebrigens scheint der Name des Hauswirths — Hlaford in dem Sinne von Brotgeber genommen, etwas zweifelhaft: es möchte etwa von dem Worte Glavar (Wurzel глава — Haupt) abgeleitet werden. In beiden Fällen gründet sich derselbe auf einen slawischen Begriff und auf ein slawisches Wurzelwort.

Allein trotz des hartnäckigen Widerstands der Friesen

trotz der wachsenden Macht der Sachsen, sowie der Nebenbuhlerschaft der Slawen im östlichen Deutschland und der häufigen Unglücksfälle (wie z. B. die durch die Slawen erlittene Niederlage des verbündeten Heeres der Franken, Baiern und Sachsen im Jahre 630) nahm das fränkische Reich dennoch immermehr an Ausdehnung und Kraft zu. Es umfaßte allmählich sämmtliche Kräfte des germanischen Stammes von den Karpaten bis zum Atlantischen Meere und schloß dieselben in die Einheit des königlichen Heeres und des Allodialsystems ein, welches fast ebenso für den Eroberungs- als für den Vertheidigungskrieg geeignet als der staatlichen Gesammtheit günstig war. Die weitere Entwickelung des fränkischen Reichs wurde durch innere Zwistigkeiten gehemmt, der natürlichen Folge des Begriffs von der Gleichheit der Rechte aller Nachkommen des Königs (des obersten Kriegsherrn) auf das Erbe desselben, sowol in Bezug auf dessen eigenen ungeheuern Antheil an den eroberten Gebieten als in Beziehung auf die Führerschaft des Heers. Frankreich, getheilt und in einzelne Theile zersplittert, entbehrte zeitweise der Kräfte zu äußerer Thätigkeit; allein allmählich triumphirte die Idee der staatlichen und militärischen Einheit, nach blutigen Zwistigkeiten, nach Greuelthaten, die in der Geschichte Europas wenig ihresgleichen finden und welche von dem tiefen Sittenverderbniß zeugen, welches Rom auf seine hundertjährigen Miethlinge und Sklaven vererbt hatte. Das Königshaus der Merovinger nahm neue Throngesetze an, welche die Ursache der frühern Zwistigkeiten entfernten. Es trat jetzt ein neues Princip hervor, welches bis dahin noch keinen bedeutenden Einfluß auf die Geschichte hatte und welches bis heute von der historischen Kritik nicht wahrgenommen wurde, welches aber in seiner Entwickelung die merovingische Dynastie ins Verderben stürzte und theilweise den Gang der französischen Geschichte auf die Dauer vieler Jahrhunderte bestimmte.

Chlodwig war der Anführer des Heers und trug dieses Recht auf seine Nachkommenschaft über; aber zugleich nahm er auch die Würde eines Patriciers (die eigentliche Krönung mit allen Ceremonien) sowie den Segen der Kirche an. Sowol das eine wie das andere bezog sich nicht auf das Heer, welches gegen den römischen Titel sehr gleichgültig und mehr als zur Hälfte dem Christenthum fremd war, sondern auf die Eingeborenen des eroberten Gallien. Und diese Bedeutung eines Königspatriciers und einer halbgeistlichen Person ging auf die regierenden Nachkömmlinge Chlodwig's über, und die römische Kirche fuhr fort sie ihre geliebten Söhne, Beschützer der Kirche zu nennen trotz der abscheuerregenden Sittenlosigkeit ihres blutbefleckten Lebens. Es kam die Zeit der Beruhigung und der königlichen Einheit für Frankreich; allein jetzt sprach sich der Dualismus der königlichen Würde, welche den Heerführer und den König in einer Person vereinigte, greller und lebhafter aus. Die hohe menschliche Wahrheit der moralischen Idee erhielt das Uebergewicht. Der Heerführer wich dem Könige. Der veredelte Nachkomme des grausamen und treulosen Merovingers erschien als ein König des Friedens und der geistigen Wahrheit; er vertauschte das Schlachtroß gegen das friedliche Gespann weißer Ochsen, und das Schwert des Kriegs gegen den Stab des Patriarchen. Seine Diener, die Verwaltung seines Hauswesens (Majores domus, wahrscheinlich dasselbe was Thuneinus, der Richter mit den Schlüsseln) führten seine Kriegsscharen in den Kampf und begannen das von dem Könige halbvergessene Heerwesen unter ihre Leitung zu nehmen. Die stolze Kraft des Heers ertrug diese Erniedrigung nicht; es erinnerte sich seines alten Rechts, sich den Führer selbst zu wählen, ein Recht, welches eigentlich den Volksheeren gehörte, das sich aber die persönlichen Heere infolge der Schwäche der Könige angeeignet hatten. Das Volk der Eroberer kehrte zu der Gewohnheit zurück, welche durch

den großen Historiker des seinem Verfall entgegengehenden Rom bezeugt wird, zu der Gewohnheit, den König nach der Geburt, den Heerführer nach seinen kriegerischen Tugenden zu wählen (Reges ex nobilitate, duces ex virtute). Die Hausmeier, die Erwählten des Heers, standen dem König, dem Repräsentanten des besiegten Volks und der Geistlichkeit frei und unumschränkt gegenüber, und erkannten nur noch scheinbar die Gewalt ihrer friedlichen Herrscher an. Frankreich theilte sich in seine beiden Elemente, in das Land der eroberten Römer, und in das der erobernden Germanen, in den Westen und in den Osten, in Neustrien und Austrasien. Jede Hälfte wählte ihren Hausmeier; zwischen den Hausmeiern aber erhoben sich Zwistigkeiten, wie früher zwischen den Herrschern, und die schwachen Könige segneten unfreiwillig die Sieger, und die moralische Person des Friedensrichters befand sich trotz der Majestät in der Sklaverei der triumphirenden Befehlshaber des Heers. Das germanische Land war stärker, als das gallisch-römische Austrasien siegte. Das große Geschlecht Pipin's von Heristal erhielt den Erbtitel eines Hausmeiers und unterdrückte fast vollständig das Haus der Merovinger. Das kraftlose Volk schwieg; allein die Geistlichkeit wollte sich nicht mit der neuen Gewalt versöhnen; sie sprach gegen Karl Martell, den Besieger der Mauren und den Retter Frankreichs, den Besieger der götzendienerischen Friesen und den Verbreiter des Christenthums, den Bann aus. Sie verstand die Feindschaft, welche unter der Maske des Protectorats versteckt war. Es kam die Zeit der Gefahr für den römischen Bischof von dem Ungewitter der Longobarden. Er suchte Schutz bei Frankreich: allein die nichtigen Könige vermochten keine Hülfe zu leisten; die mächtigen Hausmeier wollten sie ohne Aussicht auf persönliche Vortheile nicht gewähren. Das Haupt der abendländischen Kirche gab seine geliebten Söhne, die Merovinger, auf, und neue geliebte

Söhne wurden an Kindesstatt angenommen. Die Könige der Merovinger verschmachteten in den Klöstern. Die Nachkommen Pipin's, die Karolinger, bestiegen den Thron und vereinigten in sich die Würde des Hausmeiers und die Würde des Königs.

So endigte im 9. Jahrhundert die erste Dynastie; allein der Dualismus der Principien erlosch nicht und die moralische Idee gewann neuerdings die Oberhand. Die Karolinger betraten bald nach Karl dem Großen dieselbe Bahn, auf welcher ihre Vorgänger gewandelt, und gingen ebenso zu Grunde wie die Merovinger. Eine neue Dynastie, die Kapetinger, traten an ihre Stelle und setzten das frühere Werk fort, ohne jedoch ihre kriegerische Bedeutung vollständig aufzugeben.

So erklärt sich insbesondere die Stellung Ludwig's IX. und der unbewußte Ausspruch eines französischen Schriftstellers: „Le roi est le Grand Juge de paix du royaume de France."

Vielleicht wären die Kapetinger demselben Schicksale erlegen wie ihre Vorgänger; allein das Volk erstarkte, und die Könige begriffen, daß die moralische Bedeutung eines Friedensrichters den materiellen Begriffen des unmoralischen Volks nicht zugänglich sei. Statt der geistlichen Waffe der Principien der menschlichen Wahrheit, ergriffen sie die Waffe des römischen Rechts, und Philipp der Schöne und seine Nachfolger, jene gewissenlosen Rechtsverdreher, gewannen den Sieg, welchen ihre edeln Vorgänger verdient hatten. Dies ist die Bedeutung und der Charakter der ersten französischen Geschichte, wodurch sich dieselbe scharf von der germanischen Geschichte trennt, welche auf einem andern Boden und unter andern Bedingungen gegründet ist.

Die Siege der Waffen, aber mehr noch das Bündniß mit dem römischen Bischofe hatte Frankreich erweitert und die

Merovinger berühmt gemacht. Die Franken, die Beherrscher fast des ganzen Abendlandes, verfügten über dessen Geschicke; allein dieses ganze äußere todte Leben blieb ohne Früchte für die Menschheit. Weder Literatur, noch Poesie, noch Wissenschaft erwachten in dem Gebiete des untergegangenen Gallien, noch in dem wilden Lande der jenseit des Rhein wohnenden Germanen. Finstere Jahrhunderte warteten eines neuen Lichts.

Der westiranische Stamm der Germanen beherrschte den Westen Europas. Die iranische Lehre, welche sich zwanzig Jahrhunderte hindurch durch Israel erhalten und sich plötzlich in ihrer ganzen Erhabenheit entwickelt hatte, ward die Lehre und der Glauben der frischen und kräftigen, zur Weltherrschaft bestimmten Nationen. Allein weder die von Leben und Kraft erfüllte Lehre, noch die mit einem unerschöpflichen Reichthum geistiger Fähigkeiten ausgestatteten Völker vermochten belebende Früchte für die Menschheit zu tragen. Die germanischen Völker, durch die Barbarei eines kriegerischen Lebens in ihren vaterländischen Wäldern oder durch ihre eigene Herrschaft über die Slawen und Celten verdorben, schlossen sich schließlich in die Form des bedingten Heeres, in die Form einer unmenschlichen und unterdrückenden Kaste ein, erfüllt von Feindschaft und Verachtung gegen die schwachen romanischen oder celto-kymrischen Völker, die unter ihr Joch gerathen waren. Die Lehre des Friedens, der Liebe und der geistigen Civilisation, welche durch die dem Martertode geopferten Glaubensboten aus dem Orient gebracht worden, ward in ihrem Triumphe über die römischen Principien verunstaltet; in ihrem Siege über die äußerliche Staatsreligion nahm sie den Charakter der Aeußerlichkeit und des Staatsthums an. Sie forderte nicht Liebe, sondern Unterwürfigkeit, nicht Glauben, sondern Ceremonie. Die wahre lebendige Einheit, die Einheit des Geistes, welche sich in der Einheit sicht-

barer Formen ausspricht, wurde durch die Einheit einer materiellen Norm ersetzt und der Begriff der Gewalt übertragen, welche diese Norm aufstellte, in den Begriff einer Kaste, welche die geistigen Angelegenheiten verwaltete, in den Begriff der Geistlichkeit, welche vorzugsweise für die Kirche angesehen wurde, und endlich in den Begriff eines einzigen Bischofs, des Bischofs des alten Rom, welcher sowol die volle Einheit der geistigen Gewalt als auch deren unbedingte Unfehlbarkeit repräsentirte. Die Idee des Rechts stand auf dem Fundamente des römischen Lebens, und das römische Leben, welches den germanischen Eroberern ein neues Princip der Bildung übermittelte, übermittelte denselben zugleich die Idee des strengen, logischen Rechts, und zwar nicht nur in dem bedingten und folglich ohne die Unterordnung unter das logische Recht unmöglichen Staatswesen, sondern auch in dem geistigen und religiösen Leben. Das kuschitische Princip der logischen Nothwendigkeit drang in die Lehre ein, welche von dem iranischen Judäa vererbt worden, und gab den Beziehungen des Menschen zu Gott die Bedeutung eines ewigen Haders, dem Gebete und dem Geheimnisse — den Sinn einer Beschwörung, dem liebenden Glauben — den Charakter eines obligatorischen Gesetzes. Das innere und geistige Leben blieb im Abendlande nur noch ein Eigenthum der Celto-Kymrer Irlands und theilweise der Sachsen in Britannien; allein es war denselben beschieden, das jenseit des Rhein gelegene Germanien zum Lichte zu führen, selbst aber durch äußere Gewalt und durch innere Zwistigkeiten, welche aus den romanischen Ländern mitgebracht worden, zu Grunde zu gehen. Der Same des Bösen, welcher von Rom gesäet worden war, mußte in der Verunstaltung der Vernunft seine Früchte tragen. Der Same der Feindschaft und des Hasses, welcher durch die Eroberung gesäet worden war, mußte in der Verderbniß des Geistes seine Früchte tragen, und das Abendland

mußte sich in ein gewaltiges Ganze zusammenpressen lassen, nach außen unbesiegbar und lebendig, im Innern aber unharmonisch, schwach und erstarrt. Die Keime, welche in den ersten Jahrhunderten des Christenthums auf den germano-römischen Boden gepflanzt wurden, wuchsen empor und gediehen durch die Geschichte von achtzehn Jahrhunderten zur Reife.

Anders waren die Erscheinungen in dem byzantinischen Osten. Dort erstarb das staatliche Leben und nur der vielhundertjährige Kampf gegen äußere Angriffe dauerte ohne Hoffnung auf Triumph, ohne Hoffnung auf eine innere Restauration fort. Die Byzantiner, welche sich freiwillig in die von Rom ererbten socialen Formen eingeschlossen hatten, verloren die Möglichkeit einer staatlichen Entwickelung; allein die sociale Fäulniß mußte sich allmählich in den einzelnen Personen widerspiegeln und den Umfang ihrer Gedanken in die engen Grenzen der Einseitigkeit festbannen. Unterdessen wurde die große That der religiösen Wissenschaft oder der wissenschaftlichen Bestimmung der christlichen Lehre durch Denker, durch die Erben der hellenischen Bildung vollbracht, und es wurde dieselbe nicht nur für Byzanz allein, sondern für die ganze europäische Welt vollbracht, welche von demselben das Licht der Vernunft und die Norm des Glaubens annahm. Unaufhörlich entstanden neue Lehren, welche die alte Tradition bekämpften und sie zu einem deutlichern Ausdrucke ihrer noch nicht ausgesprochenen Bedeutung aufforderten. Die Streitfragen wurden auf großartigen Synoden entschieden, an welchen die geistlichen Repräsentanten der abendländischen Provinzen und der von barbarischen Irrgläubigen unterworfenen Länder anwohnten; aber noch großartiger als die Synoden selbst, welche häufig durch die Excesse niederer Leidenschaften in Aufregung versetzt wurden (wie z. B. die Versammlung in Ephesus, bekannt unter dem Namen der Räuberei von Ephe-

sus), war das Leben des Gedankens, welches sich unaufhörlich und allenthalben in Sendbriefen, in Predigten, in schriftlichen und mündlichen Disputationen, in der eifrigen Theilnahme aller Stände, in den Spitzfindigkeiten der Dialektik, in dem Donner der Rhetorik aussprach. Die Synoden selbst bestimmten nicht, sondern verliehen dem in den kirchlichen Gemeinden lebenden Gedanken und Glauben nur Ausdruck. Sie erhielten ihre Bedeutung weder von besondern Formen, noch von materiellen Merkmalen der Gewalt, noch von der Zustimmung, welche die abwesenden Christen dem Bekenntnisse gaben, das von ihren Repräsentanten, den Bischöfen oder andern in der Synode sitzenden Klerikern festgestellt worden war. Sonach hatte das Recht der Repräsentanten selbst, ebenso wie das Recht des Urtheils keine bedingte oder staatliche Grundlage, sondern gründete sich einzig und allein auf die Freiheit der geistigen, durch keine formellen Satzungen gefesselten Einheit. Die Synode war keine Gewalt, sondern eine Stimme, und in diesem Mangel an formeller Gewalt muß die Geschichte die Unantastbarkeit ihrer geistigen Gewalt anerkennen.

Dies war zu allen Zeiten die Anschauung des Ostens: dies war auch die Auffassung des Abendlandes, solange seine Gemeinschaft mit dem Osten noch nicht aufgehoben war. Deshalb gab auch weder die Zahl der auf der Synode anwesenden Bischöfe, noch die Gewalt oder die Zustimmung der Imperatoren, noch die Zustimmung der ältesten Bischöfe und Patriarchen, kurz, gar kein äußeres Merkmal, nichts gab der Synode einen universellen (d. h. allgemein-kirchlichen) Charakter. So wohnten z. B. den von der Kirche verworfenen Synoden häufig eine viel größere Zahl von Bischöfen an, als deren auf den sogenannten allgemeinen Synoden zugegen waren. So wurden viele von ihnen von den Kaisern bestätigt, viele von allen Pa-

triarchen anerkannt, selbst den römischen nicht ausgenommen (denn der Beschluß der mailänder Synode wurde von Liberius unterzeichnet, welcher dem kaiserlichen Drucke nachgegeben hatte). Die allgemeine Meinung war die Richterin der Synode, die Synode aber nur der Ausdruck der geistigen und moralischen Einheit. Von diesem Standpunkte aus ist es begreiflich, wie in der Folge die florentinische Synode, trotz aller äußern Merkmale der Gesetzmäßigkeit, von der morgenländischen Gemeinde verworfen wurde. Auch im Abendlande war dies der ursprüngliche Begriff der Synoden; in der Folge aber unterdrückte die äußerliche oder staatliche Religion die frühere Lehre und die Lehre des Abendlandes nahm eine äußere Norm für die Beurtheilung der Gesetzmäßigkeit einer Synode an, eine Norm, welche sich auf äußere Merkmale gründete, wie z. B. auf die Gesetzmäßigkeit der Rechte der an der Synode theilnehmenden Personen, auf ihre Zahl, auf ihre Uebereinstimmung mit dem römischen Bischofe u. s. w. Die Idee der bedingten, administrativen Einheit (Autorität oder Gewalt) trat an die Stelle der Idee einer innern oder organischen (lebendigen) Einheit. Die genaue Betrachtung dieser Frage ist nicht sowol Erforderniß der religiösen Dogmatik als vielmehr der gesunden historischen Kritik.

Selbst der Gang der Entwickelung in der religiösen Wissenschaft stellt eine bemerkenswerthe Consequenz dar und zeigt auf die strengen Anforderungen des Verstandes in der Welt der hellenischen Bildung hin. Die großen Fragen, welche das morgenländische Reich in Aufregung versetzten, entziehen sich jetzt dem oberflächlichen Beobachter unter den Formeln religiöser Dogmatik und finden selten eine unparteiische Beurtheilung; allein dogmatische Formeln waren unvermeidbar, denn die Aufgabe des Denkens bestand während der ersten Jahrhunderte nach Konstantin nicht in der Schöpfung

einer neuen Wissenschaft aus der freien Kraft des menschlichen Geistes, sondern in einer wissenschaftlichen oder geistigen Erklärung der Tradition; die Tradition ist aber unauflöslich an Formen und Formeln geknüpft, in welchen sie sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt. Die historische Betrachtung der synodalen Thätigkeit aber entdeckt, wenn sie alle Einzelheiten und Zufälligkeiten der Streitfragen und deren äußere Formen fern hält, sowol die hohe Bedeutung derselben als auch die großartigen Leistungen, welche durch das geistige Leben Konstantinopels vollbracht wurden.[1])

Die Synoden retteten der Menschheit die erhabene Lehre, deren wohlthätige Früchte derselben seit vielen Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag zur Nahrung dienen, indem sie das Streben derselben veredeln und erhöhen und es auf ein unendlich erhabenes Ziel hinleiten. Das Dogma war festgestellt, und die Kirche konnte zur Ruhe zurückkehren; allein ein neuer verheerender Sturm sollte dieselbe und mit ihr zugleich auf lange Zeit das byzantinische Reich erschüttern und vielleicht auf immer schwächen. Die ersten Jahrhunderte der Kirche waren arm an Ceremonien und fast aller äußern gottesdienstlichen Form fremd. Der Staatstriumph des Christenthums unter Konstantin gab dem äußern Leben Freiheit: es erschienen Ceremonien, frei geschaffen zum Ausdruck des innern Lebens und der innern Einheit; der Geist der Kunst schuf eine neue Kirchenpoesie, eine neue christliche Architektur, eine neue Malerei, arm in Beziehung auf plastische Schönheit, aber reich in Beziehung auf geistigen Ausdruck, und dies war wiederum das Werk der byzantinischen Welt. Die Bil-

1) Es folgt hier eine kurze Beleuchtung der dogmatischen Thätigkeit der ersten sechs allgemeinen Synoden. Da dieselbe aber nur in Verbindung mit der ganzen Anschauung Chomjakow's einen vollständigen Sinn erhält, so haben wir dieselben bei dem Drucke des vorliegenden Fragments übergangen.

der wurden zu einem Gegenstand der Liebe, der Ehrfurcht und der Andacht; bei dem unwissenden Volke wurden sie zu einem Gegenstande des Götzendienstes. Gegen diese Abweichung vom Christenthume erhoben sich Männer von gewaltigem Eifer und starkem Geiste, Imperatoren, welche sich durch ihre Siege über das Ausland berühmt gemacht hatten. Allein statt zur Ueberzeugung und Belehrung ihre Zuflucht zu nehmen, griffen sie in Dingen geistiger Natur zur Gewalt. Der Widerstand weckte den Stolz; der beleidigte Stolz drückte sich durch grausame Verfolgungen aus. Die Geistlichkeit empörte sich gegen diese ungesetzliche Anwendung äußerer Gewalt (zu der sie selbst häufig auf ungesetzliche Weise ihre Zuflucht genommen). Sie fühlte sich erniedrigt, und trat ebenso für ihre weltlichen Vortheile als für ihre kirchlichen Rechte in die Schranken. Die Leidenschaften loderten auf. Die innere Zwietracht untergrub die Kräfte des Staats; die Wahrheit verfinsterte sich in der unvermeidlichen Erbitterung des Parteikampfes, das Heer, die materielle Kraft, und vielleicht auch die Reinheit der Absichten waren auf seiten der Verfolger, der Bilderstürmer. Aber die Ueberzeugung des Volks, das Recht und die Wahrheit waren auf seiten der verfolgten Vertheidiger der Bilder.

Auf diesen hundertjährigen Streit sieht die moderne Wissenschaft mit hochmüthigem Lächeln herab. Der Sinn desselben ist für sie ebenso dunkel, wie er es für die Unwissenheit der frühern Kirchenhistoriker gewesen. Sowol diesen wie jener mangelte die unparteiische Bildung. Die wahre Bedeutung der infolge der Bilderstürmerei entstandenen Streitigkeiten ist äußerst wichtig und würdig, in der Geschichte der Menschheit rühmend erwähnt zu werden; würdiger als die unbedeutenden Kriege und unbedeutenden Siege der Barbaren über Barbaren, deren sich das abendländische Europa und seine blutigen Annalen rühmen. Der Bilderstürmer erhob sich gegen den

Misbrauch, welcher das Christenthum zu einem Götzendienst herabwürdigte; allein er brachte Gewalt und Zwang in die Sache der höchsten menschlichen Freiheit, und sein Sieg wäre nicht die Verurtheilung der Bilder allein, sondern die Verurtheilung jeder Art von Ceremonie gewesen. Die Vertheidiger der Bilder vertheidigten in denselben das Recht der menschlichen Freiheit, ja noch mehr, die Freiheit jedes Menschen und jeder Gemeinde, in ihrer lebendigen Einheit ihren Gedanken und ihr Gefühl durch Worte, Töne und Bilder auszudrücken. Sie siegten und ihr Sieg rettete die Unantastbarkeit der Kirche und ihres Glaubens an sich selbst und an die lebendige Idee, welche den Götzendienst ohne jeden äußern Zwang entfernen sollte, sie retteten die poetische Freiheit der Ceremonie und die Kunst der Zukunft. Dies war die Aufgabe der zweiten Nicäischen und zugleich der letzten der großen Synoden.

Mit dieser Synode beschloß Byzanz seine geistliche Laufbahn, indem es das Dogma, den wissenschaftlichen Ausdruck des Gedankens, auf immer bestätigte und die Ceremonie — den poetischen Ausdruck des Lebens rettete. Diese That wird unvergeßlich bleiben und vollständig gewürdigt werden, sobald sich das abendländische Europa einigermaßen von seiner stolzen Abneigung gegen den Osten und die Wissenschaft sich von ihrer stumpfen Einseitigkeit freimacht.

Das politische Leben Konstantinopels entsprach nicht der Höhe seines geistigen Lebens; doch war auch dieses nicht ohne großen Ruhm und ohne große Thaten. Kein Staat auf der Welt hatte so unausgesetzte, so fürchterliche Angriffe auszuhalten; nicht ein einziger Staat führte gegen dieselben solche lange andauernde Kämpfe. Von Norden und von Westen brauste eine Woge nach der andern daher; Unglück auf Unglück brach über das wankende Gebäude des römischen Staatsthums herein, welches sich nur durch den ihm inne-

wohnenden Geist der hellenischen Vernunft nnd der hellenischen Bildung erhielt. Der Schrecken Deutschlands und des abendländischen Europa, Attila und seine Hunnen, zogen sich vor der stolzen Kühnheit Marcian's zurück. Die alles verwüstende Flut wendete sich gegen Italien; allein Marcian starb und seine unwürdigen Nachfolger verstanden die Ehre des Staats nicht zu wahren. Die Trümmer des hunnischen Heeres, Gepiden und Slawen, Wenden und Anten, plünderten die nördlichen, an der Donau liegenden Gebiete; die Vandalen plünderten den Peloponnes; die eigenmächtigen Diener und Miethlinge des Reichs, die Ostgothen, führten einen Bürgerkrieg und gründeten zuletzt, nachdem sie ihre Kräfte unter der Anführung des großen Theodorich vereinigt hatten, ein neues unabhängiges Reich in Italien; die Bergbewohner des Kaukasus und die Perser verwüsteten den ganzen Osten, während die künftigen Eroberer der halben Welt, die Araber und Sarazenen, von Süden her in Syrien und Palästina einbrachen. In der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts bestieg ein in der Geschichte der Menschheit denkwürdiger Kaiser den byzantinischen Thron. Ein Slawe unvermischter Abkunft, der Sohn slawischer Aeltern (wie aus den Namen und insbesondere aus dem Namen der Mutter — Biäglenica — ersichtlich ist). Upravda wurde zur Regierung berufen. Seinen Namen übertrug er in die lateinische Regierungssprache und nannte sich Justinian.

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß die Slawen von alters her die an der Donau gelegenen Länder bewohnten, und wenn es noch nöthig wäre, die absurde Ansicht über die Bewegung der Slawen zu verwerfen, als seien dieselben erst nach den Hunnen in Europa eingedrungen, so dürften die Namen Upravda's und seiner Aeltern allein selbst die hartnäckigsten Skeptiker hinlänglich überzeugen. Weder die Hunnen noch die Slawen brachen vor

der Mitte des 5. Jahrhunderts in das Reich ein, während Justinian von einem slawischen Vater und einer slawischen Mutter im Jahre 482 geboren ward und nicht ein einziger byzantinischer, noch abendländischer Schriftsteller ihn für einen Barbaren oder Ausländer hielt und als solchen bezeichnete. Geht hieraus nicht deutlich hervor, daß er ein eingeborener Slawe, ein Nachkomme der alten Bewohner Illyriens oder Thraziens gewesen?

Justinian = Upravda zeichnete sich weder durch kriegerische Tugenden noch durch Geisteskraft aus. Dem Kriegswesen fremd, ein Spielzeug der Hofintriguen und eines sittenlosen Weibes, dem Volke durch seine Gutherzigkeit weder Furcht, noch durch seinen Mangel an Festigkeit und Selbständigkeit in Regierungsangelegenheiten tiefe Verehrung einflößend, erweckte der slawische Kaiser von Byzanz nur durch die Kraft seiner Liebe zur Wahrheit und Bildung, nur durch das wahrhaft menschliche Gefühl gegen die Menschheit, die Elemente der Idee und des Lebens, welche, obgleich in dem Staate eingeschlummert, sich doch in den Gliedern desselben ungeschwächt erhalten hatten. Seine Epoche war eine Epoche nur allzu vorübergehenden Ruhmes; allein dieselbe wird wegen ihres Einflusses auf die Rechtswissenschaft und die religiöse Kunst ewig denkwürdig bleiben.

Die Thaten Justinian's verrathen in ihren Einzelheiten häufig Grausamkeit oder Schwäche; in den allgemeinen Umrissen und Absichten tragen sie jedoch den Stempel der Größe und des tiefen Gefühls des Christenthums und der Wahrheit. Nur mit Hochachtung kann man sich des Herrschers erinnern, welcher an die kaukasischen Barbaren die Forderung stellte, in Zukunft nicht mehr die Gefangenen zu entmannen, und welcher sich zu diesem einzigen Zwecke zum Kriege entschloß. Die Forderung Justinian's erinnert an die Abschaffung der Menschenopfer in Carta=

gena auf Befehl des großen Sohns des Hystaspes. Reine moralische Beweggründe treten so selten in der Geschichte auf, daß dieselbe nicht das Recht hat, sie mit Stillschweigen zu umgehen.

Afrika ward den Vandalen, Italien den Westgothen von neuem entrissen. Ein Belisar und Narses riefen der Welt die frühern Triumphe der römischen Waffen ins Gedächtniß zurück und erinnerten die wilden Germanen an die Nichtigkeit ihrer untergeordneten Tapferkeit gegenüber der organisirten Macht Roms. Persien ward trotz der unternehmenden Ruhmesliebe und der Kampfeslust eines Chosroes innerhalb seiner Grenzen zurückgehalten; die slawischen Bulgaren wurden über die Donau zurückgedrängt. Das byzantinische Reich erstreckte sich von neuem von dem Kaspischen Meere und der Demawendischen Bergkette bis zum Atlas und dem westlichen Ocean. Die Architektur erinnerte an ihre frühere Größe und die Wölbungen des Sophiendoms erhoben sich kühn gegen den Himmel, gleich einem geistigen Lobgesange zur Lehre für zukünftige Jahrhunderte und als ein Beweis der unsterblichen Kunst in dem hellenischen Lande. Die vollständige und großartige Sammlung der bürgerlichen Gesetze (das beste Andenken an die alte sociale Welt), welche unter der Aufsicht des Kaisers selbst verfaßt wurde, erhielt der Nachwelt den Ausdruck der römischen Rechtsgelehrsamkeit, einer Gelehrsamkeit, welche den spätern Nationen häufig zum Aergernisse und zum Schaden gereichte, aber noch häufiger reich war an Satzungen für alle Zeiten und zweifelsohne durch nichts übertroffen ward. Dies war die große That Justinian's. Allein er konnte den Fall des Reichs nicht aufhalten. Zu kräftig war der Andrang von außen, zu schwach die innere Organisation des Reichs. Das Recht, welches von Rom dem eroberten Abendlande übermacht wurde, war für dasselbe nur eine polizeiliche Vorschrift äußerer Ordnung; dasselbe der helleni-

schen Welt übermachte Recht war für letztere nur eine Wissenschaft, welche von derselben gleich andern Wissenschaften ausgebeutet wurde, die aber, deren Verstand bereichernd, sich in ihrem Leben nur in geringem Maße widerspiegelte. Die Dogmatik des Gesetzes wirkte auf die Gesellschaft ebenso wenig ein als die Dogmatik der Religion. Beide entfalteten ihre Blüten einzeln, als Sprößlinge eines speciellen Wissens für jedes einzelne Individuum, und blieben in ihrer Vereinzelung resultatlos für das nationale Leben. Ueberdies hatte das Römische Recht, eine wunderbar logische Entwickelung bedingter und willkürlicher Anhaltspunkte, durchaus nichts mit dem neuen, seit den Zeiten Konstantin's angenommenen Glauben gemein. Die Trennung des Menschen in einen ascetischen gegen alles äußere Leben gleichgültigen Christen, und in einen leidenden, den zufälligen Gesetzen des Staats sich unterordnenden Christen blieb beibehalten. Das bürgerliche Recht war gerade so wie das staatliche Recht (dieselben können schwerlich streng von einander geschieden werden) unabhängig von dem Glauben. Die Kaiser legten sich dem Christenthum zum Trotz das Prädicat „göttlich" (divus) bei und nannten sich „unsere Ewigkeit" (perennitas nostra). Die Gesetze über die Ehe, die Sklaven, das Eigenthum u. s. w. behielten einen unauslöschlichen Stempel heidnischer Gleichgültigkeit gegen die Principien der Moralität. Die Kirche, welche sich für vollkommen hielt, dachte nicht daran, sich der ewig unvollkommenen Organisation der Gesellschaft anzunehmen, indem sie derselben gestattete, sich des doppelsinnigen Rechts zu bedienen, sich nach dem Glaubensbekenntnisse der Individuen, aus welcher sie bestand, eine christliche zu nennen. Sie hatte recht, denn durch eine solche Gleichgültigkeit gegen alles Zeitliche erhielt sie die innere Reinheit und Freiheit ihrer Lehre unverletzt; allein von der andern Seite förderte sie in der Seele des Bürgers nicht das mora-

lische Bestreben, seine bürgerlichen und menschlichen Pflichten gegenseitig in Einklang zu bringen, sie flößte demselben keine Hoffnung auf eine bessere Zukunft ein, und erinnerte ihn nicht an die erhabene Wahrheit, daß sich die äußere Form früher oder später zum Ausdrucke des innern Gehalts machen, und daß sich das Recht schließlich nicht auf bedingte und willkürlich angenommene, sondern auf ewige und menschliche Principien stützen müsse. Es gelangte die Bildungskraft des Christenthums, aber nicht die Erbauungskraft derselben zur Anerkennung. Diese Trennung dauerte fort bis zum Ende des byzantinischen Reichs. Allerdings blieb das Christenthum nicht ohne Einfluß auf die politische Wissenschaft: viele einzelne Gesetze wurden abgeschafft, allein es herrschte in allen diesen Abschaffungen weder Vollständigkeit noch Bewußtsein. Das Recht bewahrte seine Unabhängigkeit von dem Glauben und folglich von dem nationalen Leben selbst oder von dem bessern Theile desselben. Die unversöhnten Hälften blieben in ihrer Trennung gleich kraftlos.

Das Staatsrecht machte nicht einen Schritt vorwärts. Byzanz kannte ebenso wenig wie Rom die Gesetze der Thronfolge. Die Volkswahl war die wahre, wenn auch nicht die anerkannte Grundlage des Thronrechts, und selbst die Erbfolge nach der Geburt war von einer factischen oder stillschweigenden Wahl, oder durch die noch bei Lebzeiten des Vorgängers erfolgte Krönung des Nachfolgers begleitet. Ganz dasselbe war auch in Rom der Fall.

Es ist deshalb das strenge Urtheil der Historiker über Empörer und Thronprätendenten sehr ungerecht, sobald sich dasselbe auf das römische Reich bezieht. Es spricht sich darin eine totale Unkenntniß der Grundprincipien des Staats aus.

Seit den Zeiten Trajan's hatten sich die Provinzen vollkommen von der Hauptstadt losgesagt und für sich das Recht

der Kaiserwahl in Anspruch genommen. Diese Periode zieht sich bis zur definitiven Theilung des Reichs in ein morgenländisches und ein abendländisches hin. Das morgenländische mußte die Erscheinungen der großen römischen Macht in verkleinertem Maßstabe wiederholen, und wiederholte dieselben theilweise auch; allein neue Zufälligkeiten des Lebens gaben dem frühern Princip einen veränderten Ausdruck. Die Provinzen, unaufhörlich von Barbaren überschwemmt und theilweise von denselben colonisirt, verloren die Erinnerungen ihres Rechts oder die Möglichkeit von demselben Gebrauch zu machen. Die christlichen Bürger, durch die unversöhnte Disharmonie des privaten christlichen Lebens und des staatlichen heidnischen und römischen Lebens in ihrem Innern entzweit, wurden von Tag zu Tag gegen das allgemein staatliche Wesen gleichgültiger und überließen ihr Schicksal der dem Mittelpunkte des Staats zunächstliegenden Provinz. Reich durch ihre Lage an einer Handelsstraße, durch das Meer und durch fast unersteigbare Wälle gegen die Einfälle fremder Völker gesichert, als Mittelpunkt der Wissenschaft und Bildung, vor allem aber als Mittelpunkt alles Ehrgeizes und aller egoistischen Leidenschaften, erwarb sich Byzanz auf diese Weise die Rechte, welche durch die Macht der Provinzen der römischen Willkür entrissen, aber durch deren Schwäche und Gleichgültigkeit von neuem verloren worden waren. Sie machte sich nicht zur Hauptstadt, sondern zur völligen Gebieterin des Reichs.

Heraklius, der Retter des Reichs, war vielleicht der letzte Kaiser, welcher dem ganzen Reiche durch eine Provinz gegeben wurde. Die andern, welche ebenfalls aus den Provinzen kamen oder durch das Heer auf den Thron erhoben wurden, stützten sich immer auf Parteien, welche in der Hauptstadt herrschten; überhaupt sind diese Beispiele ziemlich selten.

Das Leben des Reichs concentrirte sich in der Hauptstadt.

Die Empörungen der Provinzen, häufig gerecht und edel, weil sie aus dem Bedürfnisse der Wahrheit und dem Heldenmuthe des Herrschers entsprangen, wurden durch die Emeuten der sittenlosen Hauptstadt und durch die Verschwörungen des immer und in allen Stücken sittenlosen Hofes ersetzt. Die Volkswahl war ebenso blind als die natürliche Thronfolge. Allein auch die dynastische Thronfolge war in Byzanz mit größern Unbequemlichkeiten verknüpft, als dies irgendwo anders der Fall war. Die Trennung des Menschen und Bürgers ertödtete das Leben der bürgerlichen Sitten, sie ertödtete auch das Leben der christlichen Sitten. Die Sittenlosigkeit des Einzelnen war ebenso groß als die bürgerliche Sittenlosigkeit (obgleich dieselbe unstreitig weniger abscheuerregend war als im Abendlande in der Epoche jener mittelalterlichen Einfachheit, welche von der parteiischen Unwissenheit so sehr gepriesen wird, oder in der Epoche der ersten germanischen Reiche vor Karl dem Großen). Der junge Herrscher, von den Lastern der Stadt und des Hofes angesteckt, fand bei seiner Thronbesteigung nicht einen einzigen Stützpunkt, weder in sich noch außer sich, und alle seine Anstrengungen scheiterten, wenn er, wie es häufig der Fall war, mit Geistes- und Seelengröße begabt war, an der Fäulniß des Staatskörpers, der bereits unfähig war, einen neuen Geist des Lebens und der Kraft in sich aufzunehmen. Es konnte auch nicht anders sein, denn die schwankende Zufälligkeit der natürlichen Erbfolge wird nur durch die Stetigkeit allgemeiner lebendiger Gewohnheiten und Sitten geregelt.

Dies war das Schicksal des Reichs, welches, in die vom Heidenthum ererbten Formen gebannt, an die großen Erinnerungen der Vergangenheit gefesselt und an den frühern Ruhm und seinen Nationalstolz geknüpft war, welches das Christenthum angenommen hatte, ohne durch das Christenthum befreit zu werden. Der Leichnam des Gräco-Römers war Gift für den

Christen. Das Leben des Geistes und der Idee, die Glut der Poesie, alles Bessere und Heiligere floh aus einer Gesellschaft, welcher es sich nicht unterwerfen wollte und welche es nicht zu besiegen vermochte, in die verödeten Wohnsitze Aegyptens, in die Bergklöster Griechenlands und Syriens, das Reich der Gewalt, der Sittenlosigkeit und der Habsucht und einer unvermeidlichen und unheilbaren Fäulniß als Beute überlassend.

Die großartige Epoche Justinian's sollte bald verschwinden. Ihre Größe gehört der milden und verständigen Persönlichkeit des Kaisers, viele ihrer Trübsale seinem Mangel an Geistesgröße an; ihre Fruchtlosigkeit für das Reich gehört der Fäulniß des Reichs selbst an. Justinian hatte unwürdige Nachfolger. Unterdessen warf der Sturm, der sich in Mittelasien erhoben, dessen Völker immer mehr und mehr auf das Gebiet des iranischen Stammes. Die kriegerischen Bewohner des Altai, die Türken, zerstörten das Reich der östlichen Hunnen (Ephtaliten), gründeten eine neue Macht in dem Wiegenlande des slawischen Stamms (Baktrien) und bedrohten Persien, zu dessen Eroberung sie in der Folge bestimmt waren; einzelne Abtheilungen derselben drangen längs der nördlichen Küste des Kaspischen Meeres bis an den Kaukasus vor und stürzten sich, nachdem sie dessen Schneewälle durchbrachen oder, indem sie mit Byzanz Freundschaft schlossen, auf die Slawen und die an dem Don wohnenden Finno-Türken, oder verwüsteten, indem sie sich mit dem Reiche entzweiten, seine Besitzungen auf der nördlichen Küste des Schwarzen Meeres und legten die Bosporusstädte auf Tauris in Asche. Die Bewegung der Hunnen hatte noch nicht ihr Ende erreicht. Zur Zeit des großen Attila befreiten sie, Byzanz in Ruhe lassend, ihre Brüder, die westlichen Slawen, von dem Joche der Fremden und warfen, nachdem sie das

römische Reich erschüttert, die erschreckten Germanen auf die Länder der Celten und Römer und auf das äußerste Ende Europas. Dieselben Hunnen, unter dem Namen Bolgaren (an der Wolga Wohnende, von Volga — Wolga), begannen allmählich von der Wolga nach den gesegneten Ufern der Donau und auf das byzantinische Gebiet überzusiedeln. Immer schwächer und schwächer wurde die slawische Bevölkerung an der Wolga; immer stärker und stärker der Andrang der finno-türkischen und kaukasischen Völker. Die Bolgaren hatten gerade so wie die Hunnen (wie wir gesehen und wie von den chinesischen Chroniken bezeugt wird) bereits die Uiguren, Flüchtlinge aus Mittelasien, in den Bestand ihres Kosackenthums aufgenommen; aber es herrschte in denselben noch das slawische Element vor und sie begannen trotz der feindlichen Reibungen mit den altslawischen Bewohnern des Donaulandes, bald im engen Vereine mit denselben zu leben und zu kämpfen, indem sie sich immermehr von der unbedeutenden fremden Beimischung läuterten. Ein anderes Misgeschick drohte der slawischen Welt und Byzanz.

Die oberflächliche Kritik einiger deutschen Schriftsteller hat in der gelehrten Welt die Meinung befestigt und verbreitet, als seien die Bolgaren oder besser Wologer von Anfang an von einer erbitterten Feindschaft gegen die Slawen beseelt gewesen und als seien die Slawen vor denselben von der Donau gegen Norden zurückgewichen. Diese Meinung ist fast keiner Widerlegung werth. Kann man wol eine starke Auswanderung slawischer Stämme gegen Norden zu einer Zeit annehmen, wo gerade ihre unaufhaltsame Strömnng gegen Süden am stärksten hervortritt? Kann man glauben, daß sie im 6. Jahrhundert nach den Quellen der Elbe (oder Laba) und in die obern Dnieprgegenden zogen, nachdem sie am Ende des 5. Jahrhunderts in die byzantinischen Länder und in das östliche Italien eingefallen

waren? Nachdem sie schließlich am Ende des 6. Jahrhunderts die Hauptmacht der Kriegsscharen bilden, welche Byzanz belagern, am Anfange des 7. Jahrhunderts dagegen auf Einladung der Kaiser in ganzen großen Stämmen in das verwüstete Pannonien und Dalmatien einwandern und allmählich ganz Griechenland und selbst den Peloponnes erobern, wo bisjetzt ihre Nachkommen leben, die erst vor kurzem ein neues Leben und eine neue Freiheit unter dem Namen der Griechen erhielten? Die Meinung, als seien die Slawen von den Bolgaren (ebenfalls Slawen, eine Abtheilung des alten saco-hunnischen Kosackenthums) von den Ufern der Donau gegen Norden zurückgewichen, ist vollständig unstichhaltig; dieselbe beruht auf einem sehr einfachen Irrthume: Die Bolgaren wurden auch Wologer (wahrscheinlich Wolgaren, nach zwei verschiedenen Aussprachen des Namens Wolga) genannt, und hat der Name Wolog die alten Chronisten irre geführt. Sie verwechselten denselben mit dem Namen Wolochen (Wlachen), d. h. Celten (von gael, gaelach), welche im Alterthume einen Theil der Donaugegend, Tschechinien, dem sie ihren Namen (Bojer) hinterließen, sowie das an den Karpaten sich hinziehende Land (das jetzige Galitsch) und vielleicht auch einen Theil Wolhyniens eroberten. Der Name Celten, der uralten Bewohner des nördlichen Italien, wurde von den Slawen ebenso wie auch von den Deutschen auf die Italo-Römer übertragen, und die Tradition von einer Flucht vor den alten Wlacho-Celten und insbesondere der Römer zur Zeit Trajan's, und der Fall der Geten wurde von der halbgelehrten, sich halb erinnernden Nachwelt auf die Bolgaren — die Wologer, auf Slawen übertragen, welche ihre Brüder zu keiner Zeit aus irgendeiner Gegend vertrieben. Wer erkennt nicht die Römer in ihren umgewandelten Nachkömmlingen — den Walachen an der Sprache? und wer

nimmt bei den Bolgaren irgendetwas wahr, das nicht slawisch wäre?

Vom Osten und offenbar vom Südosten des jetzigen Rußland setzte sich ein kriegerisches, wildes und blutgieriges, gegen alle andern Völker feindlich gesinntes und jeder Bildung völlig fremdes Volk in Bewegung. Dieses Volk erschien unter dem Namen Avaren. Nach seinen Sitten konnte man dasselbe einem finno-türkischen Zweige zuzählen, und dies ist bis heute noch der Fall; allein die orientalischen Chronisten kennen seinen Namen nicht. Sein erstes Erscheinen an den Mündungen des Don deutet durchaus nicht auf die mittelasiatische Wiege hin, und die Namen der avarischen Fürsten sowie viele ihrer Gewohnheiten weisen ebenfalls nicht auf einen türkischen Stamm hin. Bei den gegenwärtigen Anhaltspunkten ist es schwierig und fast unmöglich, die wirkliche Abstammung der Avaren zu bestimmen; nur die unparteiische und gelehrte Untersuchung der Einzelheiten der avarischen Sprache in den kaukasischen Gebirgen bietet vielleicht mit der Zeit Anhaltspunkte zur Lösung dieser dunkeln Frage.

Selbstverständlich wird man das ganze türkische von den Avaren angenommene Element von den Nachbarn trennen und die Elemente bestimmen müssen, welche ihrem kleinen Stamm vorzugsweise angehören.

Die Bewegung der Avaren ging, die von den Bolgaren eingeschlagene Richtung durchschneidend, gegen die Mündung der Donau und war direct gegen Westen oder selbst gegen Nordwesten gerichtet. Das am Kaukasus sich hinziehende Land war der Ausgangspunkt, über welchen hinaus man dieselben unmöglich verfolgen kann. Von einer Rückwärtsbewegung des avarischen Volks oder von der Abtrennung irgendeines Zweigs desselben ist der Geschichte nichts bekannt; aber dennoch hat sich ihr Name und der kriegerische Ruhm in den unzugänglichen Gebirgen des nordöstlichen Daghestan

erhalten; folglich ist kein vernünftiger Grund vorhanden, ihr Vaterland außerhalb des kaukasischen Gebiets zu suchen.

Es wäre lächerlich, eine Identität der Avaren und der vermeintlichen Abiren der byzantinischen Schriftsteller annehmen zu wollen. Abiren ist, wie bereits gesagt, nichts anderes als eine einfache Corruption des Wortes Sabir — Sianbij (wie Mandschur — Mandschui und Tatar — Tatan).

Aller Wahrscheinlichkeit nach muß man die Avaren für Nachkömmlinge der kaukasischen Ureinwohner, für einen Ueberrest jenes großen und erobernden Stammes halten, welcher durch den Schrecken seines Schwertes und seiner wilden Tapferkeit das ganze abendländische und mittlere Europa zerstörte und seine Colonien weit nach Süden, nach Spanien, Italien und nach dem nördlichen Griechenland warf, nämlich des celto-kymrischen Stamms. Der Name, bereits in dem fernen Gallien bekannt (z. B. im Lande der Burgunder die Stadt Avarikum) und in Italien und Pannonien unter einer andern Form, als Ombroner oder Ambroner, berühmt geworden, erscheint abermals in seinen beiden Formen, Avaren bei den Byzantinern und Obrer bei den Slawen, und tritt von neuem mit dem ganzen frühern Schrecken seiner unbezähmbaren Kriegslust auf.

Natürlich darf man nicht die vollkommene Erhaltung des celto-kymrischen Elements in seiner ganzen Reinheit vom 6. Jahrhundert vor Christi bis zum 6. Jahrhundert nach Christi annehmen. Es wäre dies eine unvernünftige Hypothese, insbesondere bei der ungeheuern und unaufhörlichen Bewegung der Völker im Kaukasus und in den an seinem Fuße sich hinziehenden Ländern. Doch kann man nicht umhin zu bemerken, daß auch jetzt im nördlichen Daghestan die Nachbarn und, wie es scheint, die Stammgenossen der Avaren, die Inguger, sich Galen nennen, und daß im südlichen Ungarn, wo aller Wahrscheinlichkeit nach sich noch

Ueberreste der Avaren erhalten haben, der Bergschotte jetzt noch seinen buntgestreiften Tartan wiederfindet und den Dudelsack, die Lieblingsmusik seiner heimischen Berge, vernimmt. Vielleicht hat sich selbst in der slawischen Benennung des Dudelsacks (Volynka) sowie in dem Namen Volhynien eine Erinnerung an den gälischen Ursprung erhalten.

Vom Kaukasus zogen die Avaren um die Mitte des 6. Jahrhunderts an die Mündungen des Don, verlegten den Bolgaren den Weg, besiegten dieselben sowie deren Verbündete, die Anten, schlugen die einzelnen uigurischen Stämme, welche damals in dem ganzen Steppengebiet zwischen Wolga und Donau nomadisirend umherzogen, rissen sie wahrscheinlich mit sich fort und eroberten oder zertrümmerten, immer neue und neue Kräfte zusammenraffend, das ganze an den Karpaten sich hinziehende Gebiet, das Land der Tschechen und Wenden und drangen in Thüringen und gegen die Grenze der merovingischen Macht vor. Eine Menge Völker (unter andern sämmtliche Uiguren) flohen damals vor den östlichen Eroberern von Mittelasien nach Europa und drangen über die Wolga in das alte slawische Gebiet ein. Kraftlos und durch ein ständiges Bündniß nicht unter sich vereint, streiften sie in dem weitausgedehnten Lande umher, überfielen die Ansiedelungen, plünderten sie oder legten ihnen zeitweilige Abgaben auf. Erhob sich aber irgendein kühner oder unternehmender Führer, oder kam ein neuer Stamm aus einem andern Lande an, so vereinigten sich alle getrennten Nomadenlager unwillkürlich in einen gewaltigen Heerhaufen und ergossen sich unaufhaltsam über die benachbarten Gebiete, um zu erobern und zu plündern. Erschlaffte der Stamm oder die Horde, welche das ganze Bündniß geleitet, so zerfielen die einzelnen Theile wieder und erwarteten einen neuen Mittelpunkt zu neuer vereinigter Thätigkeit. Derart ist beinahe die ganze Chronik Mittelasiens, derart die Erscheinungen der an der

Wolga und an dem Dniepr sich hinziehenden Steppen. Die Avaren waren allen Anzeichen nach ein nicht sehr zahlreiches, aber ein tapferes und an das Kriegsleben gewöhntes Volk: nachdem sie die zerstreut lebenden Uiguren besiegt hatten, verstärkten sie sich durch einen Theil der besiegten Scharen; nachdem sie die Slawen besiegt, stellten sie sich an deren Spitze, um neue Eroberungen zu machen, indem sie denselben Schutz versprachen gegen ihre übrigen Feinde, die Franken, Türken oder Byzantiner, und ihnen neue ausgedehnte Besitzungen in den reichen Ländern des Südens verhießen. Sie machten sich zum Mittelpunkte des slawischen Kosackenthums, zu einem ständigen Heere, um welches sich heimatlose Wagehälse sammelten, die das Ungebundene des Kriegslebens dem friedlichen Treiben ihres heimatlichen Dorfes vorzogen. Sie machten sich in kurzer Zeit zu Beherrschern und Unterdrückern des Landes und drängten ganze slawische Stämme gegen die Mauern von Byzanz und sogar in das Innere Griechenlands. Unerträglich waren die Kränkungen, welche die Slawen von den Avaren zu erdulden hatten, unerträglich ihre Steuererhebungen und Plünderungen (unter der Form von Winterquartieren und Naturalverpflegungen u. s. w. nach den Worten abendländischer Chronisten). Die Beleidigungen und Plünderungen riefen endlich Widerstand und Aufruhr hervor. Die Avaren gingen, durch die überwiegende slawische Kraft erdrückt, zu Grunde; aber während ihrer anderthalbhundertjährigen Herrschaft theilten sie der slawischen Welt eine erobernde Bewegung mit, welche zu wiederholten malen das Reich der Franken im Westen und das der Longobarden in Italien bedrohte, nachdem sie in Illyrien die germanische Niederlassung der Gepiden vernichtet, das ganze, alte Griechenland u...
das byzantinische Reich erschüttert, zugleich aber ein frisches und gesundes Blut in dessen erschlaffte und ausgetrocknete Adern gegossen hatten. Die erste Richtung der Avaren sowie

ihrer Vorgänger, der Celto-Kymrer und der kaukasischen Aß-Engern (Adige — die Bewohner des westlichen, Avaren — des östlichen Kaukasus) ging gegen Nordwesten. Aufgehalten durch die mächtigen an der Elbe wohnenden Wenden, oder angezogen durch den Reichthum des alten Pannonien (des heutigen Ungarn, siedelten sie in die fruchtbaren Ebenen des Donaulandes über und gründeten dort ihr Hauptlager, den Mittelpunkt ihres Reichs und ihrer Regierung. Einige slawische Stämme, welche den Frieden dem Kampfe und selbst der Freiheit vorzogen, unterwarfen sich ihnen und erkannten ihre Regierungsgewalt an. Andere, stolz auf ihren Kriegsruhm und ihre alte Freiheit, zogen den Kampf vor und wurden besiegt. So gingen die mächtigen, an den Karpaten wohnenden Anten, die Siewerer (Sebiren) und die am Don wohnenden Ephtaliten (offenbar dieselben Hunnen, in der Geschichte Persiens unter dem Namen Ephtaliten bekannt und offenbar Slawen, wegen ihrer Verbindung mit den Siewerern); so gaben die Bolgaren nach einem fruchtlosen Kampfe ihre Auswanderung nach der Donau auf und schlossen sich einstweilen in das an der Wolga liegende Gebiet ein. Die Herrschaft der Avaren war von kurzer Dauer. Viele slawische Stämme machten sich schon am Ende des 6. Jahrhunderts frei; die Vandalen und nordwestlichen Serben sagten sich im Anfange des 7. Jahrhunderts los; ihrem Beispiel folgten die nördlich von den Karpaten wohnenden Völker: die garitanischen (Kärnten) Wenden und Tschechen unter der Anführung eines fränkischen Kaufmanns Samo (einer offenbar erdichteten Persönlichkeit vielleicht von dem slawischen Worte сами hergeleitet) gründeten ein nicht lange dauerndes selbständiges Reich, vor welchem nicht nur die Heerhaufen der Avaren, sondern auch die Scharen der im Jahre 630 bei Wohasteburg besiegten Franken, Sachsen und Longobarden die Flucht ergriffen. Die am Euxinus wohnenden Bolgaren schlossen

mit den Byzantinern ein Bündniß und einer ihrer Fürsten nahm bereits im Jahre 616 das Christenthum an (ein offenbares Zeugniß, daß die Bolgaren nicht türkischer Abstammung sind); die pannonischen Bolgaren (die Verbündeten der Avaren) forderten bereits den Vorrang und die Bestimmung eines aus ihrem Stamme zu wählenden Oberhaupts des ganzen Bündnisses; allein die Zeit war dazu noch nicht gekommen. Die nordwestlichen Slawen befreiten sich wirklich ebenso wie die westlichen, welche sich in der Folge den Avaren nur vorübergehend unterwarfen; allein die längs der Karpaten wohnenden Slawen wurden besiegt und erlangten erst später ihre Freiheit. Die pannonischen Bolgaren wurden beinahe vernichtet; die euxinischen wurden von neuem zur Unterwerfung gezwungen. Die Avaren lenkten die ganze Kraft der slawischen Welt gegen Byzanz. —

Groß war der Sturm, welcher gegen Byzanz heranzog. Das Reich der Sassaniden in Persien ging seinem Verfall entgegen wegen Mangel an Zusammenhang der das Reich bildenden verwilderten und halbunabhängigen Völker, welche nur durch die äußern Bande der königlichen Gewalt zusammengehalten wurden, sowie infolge innerer Erschlaffung der Staatsreligion, des Magismus, der seine Reinheit verloren und den ganzen Charakter des geisterbeschwörenden Kuschitismus angenommen hatte. Das Christenthum drang weit in das alte Iran, selbst bis Baktrien, dessen nordwestlichem äußern Ende vor, wo die Erzählungen chinesischer Reisenden im 4. Jahrhundert sehr deutlich auf die Osterceremonien der Christen hinweisen; allein die alte Religion hatte ihre Diener noch nicht verloren: sie erhoben sich mit Schwert und Folter gegen das neue Bekenntniß. Die Aufregung des nationalen Fanatismus verlieh der hinsterbenden Religion und dem erschlafften Reiche eine vorübergehende Kraft. Die Bekanntschaft mit der hellenischen Welt und die von derselben erborgten mate-

riellen Vervollkommuungen gaben Persien neue Kräfte kriegerischer Thätigkeit. Die Schwäche Konstantinopels, welches durch den Andrang der von den jenseitigen Donaugegenden kommenden Slawen eingeengt, von bedeutungslosen Herrschern regiert und durch religiöse Zwistigkeiten erschüttert wurde, gestattete den persischen Königen, die glücklichen Umstände zur Erweiterung und Kräftigung ihrer Macht zu benutzen. Das Reich der Sassaniden strahlte vor seinem endlichen Falle in einem bisjetzt noch nicht im Orient vergessenen Ruhm, es glänzte durch Herrscher, deren Name noch in den Liedern der jenseit des Euphrat wohnenden Stämme ertönen. Die Hunnen-Ephtaliten (offenbar eine Mischunz von ostiranischen Elementen und türkischen Anschwemmungen), welche lange über Persien geherrscht oder dasselbe durch Tribute und Raubzüge ausgesogen hatten, wurden besiegt und fast ganz vernichtet. Die Striche am Kaukasus wurden erobert oder in ein Bündniß gezogen; die Einfälle der Türken wurden zurückgeschlagen, Syrien und ein Theil von Kleinasien verwüstet. Damals drangen die Avaren über die Donau und rissen die ganze Macht der an der Donau wohnenden Slawen mit sich fort. Die Heere der Kaiser ergriffen die Flucht; die Festungen wurden umgangen oder genommen. Der Strom der Barbaren überschwemmte ganz Mösien und Thrazien, und die Mauern Konstantinopels vermochten letzteres nur mit Mühe gegen die avaro-slawischen Scharen zu sichern. Damals erhob die Stimme des Volks einen würdigen Kaiser und großen Heerführer auf den Thron. Das Reich eilte seinem Untergang entgegen: die Provinzen Asiens waren von den Persern erobert oder verwüstet; die europäischen Provinzen befanden sich in der Gewalt der Slawen und Avaren. Er erkaufte von den nördlichen Barbaren durch Geld einen momentanen Frieden und wendete die Waffen gegen Persien. Die Perser wurden besiegt, baten um Frieden und gaben die

entrissenen Provinzen zurück; durch das Protectorat des Mauritius wurde der legitime, durch einen Palastaufstand vertriebene Herrscher auf den persischen Thron erhoben. Nachdem der Kaiser den Osten gedemüthigt, rüstete er sich zum Kampfe gegen die Avaren, welche die Friedensverträge verletzt hatten, und von neuem erfuhren die Barbaren die Ueberlegenheit der römischen Waffen unter einem tüchtigen Führer. Die Avaren wurden besiegt und flohen, die Slawen flohen oder unterwarfen sich. Die Integrität und die Ehre des Reichs waren, wenn auch nicht auf lange Dauer, wiederhergestellt. Das Heer ermordete den großen Herrscher und erhob einen grausamen, unbesonnenen und gewissenlosen Menschen auf den Thron. Schrecklich waren die Trübsale, welche durch äußere Feinde und durch den unmenschlichen Kaiser dem Reich bereitet wurden; seine Erniedrigung war ohne gleichen: der Untergang schien unvermeidlich. Der gottlose und unwürdige Herrscher suchte, nachdem ihm das Murren des Volks und das Murren der Geistlichkeit bekannt geworden, Schutz in dem Segen des römischen Bischofs, des ersten der abendländischen Bischöfe, welcher damals die Bedeutung eines Oberhauptes der ganzen abendländischen Geistlichkeit erlangt hatte. Durch die Anerkennung des Vorrangs des römischen Stuhls vor allen übrigen, durch die Erhöhung seiner geistlichen Rechte und die ihm gewordene Bestätigung seiner Herrscherrechte in dem römischen Gebiete wurde die Freundschaft des Papstes erkauft. Die egoistische Dankbarkeit des Bischofs heiligte die Gottlosigkeit des Kaisers und bis auf den heutigen Tag erinnert ein Schandpfahl in Rom an die Geschenke des Kaisers Phokius und gibt ein feierliches Zeugniß von der schamlosen Bestechung und der gleich schamlosen Bestechlichkeit. Nichts aber vermochte den schändlichen Räuber und Mörder zu retten. Das empörte Aegypten sendete ein Heer unter der Anführung des Heraklius und der Sieg rief einen würdigen Regenten auf

den Thron. Die Anfänge seiner Regierung waren unglücklich. Er hatte weder Heer noch Geld, während ihm einerseits ein Kampf bevorstand gegen die Avaro-Slawen, welche in der vollen Entwickelung ihrer Kräfte unter der Führung eines wegen seiner Tapferkeit, Kühnheit und Schlauheit berühmten Heerführers standen, von der andern Seite — gegen den größten aller Herrscher aus der Dynastie der Sassaniden, welcher durch Byzanz gleichsam zu dessen eigenem Verderben auf den Thron erhoben worden. Chosroes Parvig eroberte Syrien, Aegypten und Kleinasien und schloß Konstantinopel von der Meeresseite ein. Die Avaren eroberten ganz Mösien, Thrazien und schlossen Konstantinopel zu Lande ein. Der Kaiser, des Reichs beraubt, verzweifelte an der Rettung der Hauptstadt: er wollte sich nach Afrika zurückziehen. Der Patriarch und das Volk hielten ihn zurück und die Tapferkeit der Unterthanen fand in der Seele des Kaisers ihren Widerhall. Durch eine unermüdliche Ausdauer, einen jahrelangen, ununterbrochenen Krieg und eine Reihe fast unglaublicher Heldenthaten, in welchen Heraklius sich nicht nur als tüchtiger Heerführer, sondern auch als persönlich tapferer Soldat bewies, ward das Reich gerettet. Der besiegte Chosroes ging zu Grunde: Persien wurde zertrümmert und alle im Osten verloren gegangenen Provinzen wurden zurückgegeben; die Avaren wurden von neuem über die Donau zurückgejagt und die moralische Kraft des Reichs zeigte sich in ihrem vollen Glanze. Dies war das Werk des Heraklius. Allein die materiellen Kräfte des Reichs waren erschöpft. Der Orient war durch die Plünderung der Perser, die europäischen Provinzen waren unter dem Sturme des avarischen Einfalls verödet. Die Maßregel, welche Heraklius ergriff, rückte den Fall des Reichs auf viele Jahrhunderte hinaus.

Er verstand den Charakter der Völker, welche das byzantinische Reich umgaben: er sah, daß bei den Einfällen der

jenseit der Donau wohnenden Barbaren die Avaren und andere ihnen ähnliche Stämme, nämlich deutsche (wie die Gepiden) und finno-türkische (wie die Uiguren) nur auf Plünderung ausgingen und daß sie, nachdem sie sich mit Beute beladen, bis zu einem neuen Einfalle wieder in ihre Einöden zurückkehrten, daß hingegen die Slawen gern in den entvölkerten Gebieten verblieben und sich dort niederlassend wie ein befruchtender Schlamm nach einer stürmischen Ueberflutung dem erstorbenen Lande neues Leben wiedergaben. Die Ueberreste der alten Epiroten und wahrscheinlich die Trümmer der an der Donau und in den Alpen wohnenden celtischen Völker zogen sich vor den neuen Einfällen zurück, schlossen sich in den Gebirgen des westlichen Griechenland ein und bewahrten dort ihre unbezähmbare Wildheit und ihre grausamen Sitten, welche sie auf ihre Nachkommen, die Albanesen vererbten. Die Slawen breiteten sich im Reiche allmählich als friedliche Colonisten aus; selbst wenn sie als bewaffnete Eroberer kamen, umspannten sie es mit dem Netze ihrer Familiengemeinden und nahmen die Principien der Civilisation und der vernünftigen Gesetzlichkeit in ihre Seele und ihr Leben auf. Heraklius hatte das tiefmenschliche und gerechtigkeitliebende Naturell des Slawen erkannt und berief die an den Karpaten wohnenden Slawen nach dem Donaugebiet. Die Serben und Chorwaten gaben seinem Rufe Gehör und nahmen einen Theil des alten Pannonien und Illyrien in Besitz. Nach und nach drangen einzelne Abtheilungen von ihnen oder von den Bolgaren, welche bereits seit langem an der untern Donau gewohnt, oder von neuen bolgarischen Ankömmlingen, den Gründern eines abgesonderten Reichs, weiter und weiter gegen Süden vor. Macedonien und Thessalien wurden mit ihren Colonien angefüllt. Die Provinzen, Flüsse und Grenzscheiden nahmen slawische Namen an, die Städte erhielten eine slawische Bevölkerung. Zuletzt wurde auch der alte Peloponnes zu

einem slawischen Lande und nahm den neuen Namen Morea (am Meere gelegenes Land) an; allein bald unterwarfen sich die Slawen selbst der höhern Entwickelung der Hellenen; sie nahmen ihre Religion; ihre Bildung und ihre Sprache an. Hellas lebte durch die neuen Bewohner von neuem auf; die Avaren waren auf immer in ihr jenseit der Donau gelegenes Gebiet eingeschlossen. Die nördlichen Grenzen des Reichs waren auf immer gegen den verderblichen Andrang der Barbaren gesichert; denn der letzte Krieg mit den Bolgaren war bereits ein Kampf des Staats gegen den Staat und hatte mit einer geistigen Eroberung geendet. Die Idee des Heraklius brachte reichliche Früchte und die Spuren derselben werden sich nicht verwischen und ihre große Bedeutung wird der gebildeten Welt täglich klarer und klarer werden.

Heraklius wird wie viele andere aus den byzantinischen Kaisern von den abendländischen Schriftstellern nicht gehörig gewürdigt. Das Abendland, zu sehr für seinen eigenen Ruhm eingenommen, bleibt gleichgültig gegen die großartigen Erscheinungen der übrigen Welt und ist insbesondere Byzanz und den Slawen nicht gewogen, indem es, ohne sich davon eine genaue Rechenschaft geben zu können, eine von den Germanen und dem Katholicismus ererbte Feindschaft nährt. Der Name des Heraklius und seine Thaten müssen für jeden unparteiischen Richter wenigstens auf gleiche Stufe mit Bruce von Schottland gestellt werden, sowie auf gleiche Stufe mit dem Gründer des habsburgischen Hauses, und mit dem Sachsen, welcher Deutschland von den Ungarn befreite. Die Slawen, welche in das byzantinische Reich eingewandert waren, vertheidigten dasselbe lange gegen dessen Feinde, sowol in Europa als in Asien, wohin dieselben von Konstantin Kopronymus offenbar eingeladen, aber nicht mit Gewalt geschleppt wurden. Sie retteten Byzanz nicht, denn dasselbe mußte zu Grunde gehen und war einer tota-

len Umgestaltung gänzlich unfähig; allein sie legten den Grund zur künftigen Geschichte des südöstlichen Europa, einer Geschichte, deren Morgenröthe erst in unserer Zeit am Horizont aufgegangen und deren Tag bereits angebrochen ist. Man darf nicht vergessen, daß selbst die sogenannten Griechen, welche sich vor nicht zu langer Zeit von dem türkischen Joch befreit haben, größtentheils slawischer Abstammung sind, und daß sich in denselben unzweifelhaft das allgemein menschliche Streben des slawischen Stammes ausspricht, welches, durch die erhabene Individualität der Hellenen veredelt, deren Stolz und übermäßige Einseitigkeit verbessert. Die Kriegslieder der Klephthen und Armatolen liefern der vernünftigen Kritik einen Beweis von der Vereinigung beider Elemente in dem heutigen Griechenland. Ihr Urbild findet sich in dem russischen Liede: ihre schön-poetische Anlage trägt den Charakter des schönen Hellas. Die plastische Vollkommenheit (z. B. in dem Streit des Olymp mit Kissaw) ist durch den Geist vererbt, welcher einen Homer und Pindar geschaffen. Die negativen Formen des Vergleichs, die Anerkennung des geistigen Lebens in der ganzen Natur und der ganze tragische Sinn gehören vollkommen und unbestreitbar dem slawischen und vorzugsweise dem russischen Liede an. Wenn die historischen Forschungen und die byzantinischen Chroniken die Slawisirung des gesammten Hellas im 6., 7. und 8. Jahrhundert nach Christi nicht mit einer so vollständigen Genauigkeit nachwiesen, so würden die Lieder der Klephthen allein ein mehr als hinreichender Beweis dieser historischen Thatsache sein. Wir fügen noch bei, daß in den Klephthenliedern sich Bruchstücke befinden, die nicht allein von einem slawischen Geiste geschaffen sind, sondern welche ganz einfach für Trümmer von alten Liedern gehalten werden müssen, welche der Hellenisirung der südlichen Slawen in Morea und

Thessalien vorangingen. So z. B. der Schluß des Liedes, in welchem ein Klephthe seinem Weibe sagen läßt: daß er ein anderes Weib genommen, auf feuchter Erde u. s. w. Mit demselben Auftrag und beinahe mit denselben Ausdrücken schließt ein bekanntes russisches Lied. Wir haben also nicht nur ein unwiderlegbares Zeugniß für die zwischen den heutigen Griechen und den Slawen vorhandene Stammesidentität, sondern auch ein Zeugniß von dem Alterthum einiger russischen Lieder, einem Alterthum, welches sich bis auf jene der slawischen Colonisation Griechenlands vorausgehenden Zeiten, d. h. wenigstens bis zum 5. Jahrhundert nach Christi und wahrscheinlich noch weiter zurückführen läßt. Dies ist die Wichtigkeit der Klephthenlieder in historischer Beziehung; aber auch dem Studium des Künstlers und Philosophen bieten sie das wunderbare Beispiel eines Zusammenflusses zweier Volksindividualitäten in ein organisches Ganzes dar, welches die deutlichen Merkmale seiner Grundprincipien bewahrt hat. Nur das genaue Verständniß solcher Erscheinungen vermag andere Erscheinungen des tiefsten Alterthums, wie z. B. die Bildung der lateinischen Sprache aus dem Slawischen mit italischen und helleno-pelasgischen Zusätzen aufzuhellen.

Zur Zeit der Siege der Avaren und Perser und des endlichen Triumphs Konstantinopels über letztere (d. h. im Anfang des 7. Jahrhunderts nach Christi) begann eine neue geistige und nationale Bewegung, infolge deren sowol Persien und Byzanz als sämmtliche Ueberreste der hellenischen Welt zu Grunde gehen sollten. Damals entstand und begann sich die Lehre Mohammed's zu befestigen: damals erwachte die kriegerische Energie Arabiens — eines bis dorthin von der Geschichte nicht beachteten Landes.

Anmerkung.

Jedem denkenden Leser wird das vorstehende Fragment fruchtbare Anregungen geboten und neue Gesichtspunkte eröffnet haben, selbst wenn er sich in neun Fällen unter zehn mit dem Verfasser nicht ganz, oder gar nicht einverstanden erklären konnte.

Wir werden hier auf ein Gebiet geführt, wo dem Historiker, dem Linguisten und besonders dem Mythologen bei gründlicher Forschung die reichste Ausbeute winkt. Ja, man darf geradezu behaupten, daß die deutsche Mythologie, nach Ausscheidung der darin enthaltenen slawischen Elemente, ein ganz neues Gesicht erhalten würde. Dem russischen Autor aber kann man gründliche Forschung nicht nachrühmen. Wir finden bei ihm mehr Anregung als Befriedigung, mehr geistreiche Winke als begründete Ausführungen. Er zeigt uns wo unbekannte Schätze vergraben liegen, allein er weiß sie selbst nicht zu heben. Er trifft zuweilen das Richtige durch poetische Intuition, nie auf wissenschaftlichem Wege. Es fehlt ihm weder an Kenntnissen, noch an Geist und Scharfsinn, noch an ehrlichem Streben nach Wahrheit, aber es fehlt ihm (wie den meisten russischen Gelehrten) an Einem was vor allem noth thut: an der rechten wissenschaftlichen Methode der Forschung. Sein Patriotismus treibt ihn jedes fremde Wort, welches irgendwelche Aehnlichkeit mit einem slawischen Wort bietet, sofort aus dem Slawischen abzuleiten. Ebenso genügt ihm die zufällige Aehnlichkeit zweier verschiedenen Volksstämme, um beide zu identificiren, wie er z. B. (einer ältern Annahme folgend, deren Unhaltbarkeit ich schon vor vierzehn Jahren in meinem Werke über die „Völker des Kaukasus" nachgewiesen habe [1]), die Avaren aus dem östlichen Kaukasus stammen läßt, weil dort noch heute ein ähnlich benannter Volksstamm haust. Chomjakow geht in diesen Dingen mit derselben genialen Gemüthlichkeit zu Werke, wie weiland der berühmte polnische Dichter Mickiewicz in seinen pariser Vorlesungen über

1) Zweite Auflage, Berlin, Decker, 1854.

slawische Literatur und Zustände gethan. Da seine historischen Erörterungen mit seinen sprachvergleichenden Bemerkungen zusammenfallen und diese auf ein Gebiet führen, wohin ich ihm — da ich kein Germanist bin — nicht zu folgen vermag, so hat mein Freund und College, Professor Konrad Hofmann, die Güte gehabt, die Bogen durchzusehen und folgende Anmerkungen dazu zu machen:

„Die Behauptung des Verfassers (S. 157), daß sich in der Uebersetzung des Ulphilas der slawische Charakter fast ebenso stark als der germanische ausspreche, ist gerade so unrichtig wie seine andere: die Gothen seien einmal die Vasallen der Slawen gewesen.

„Das Wort bellagines, welches er mit dem modernen russischen Worte положение vergleicht, ist längst von den Germanisten mit einem gothischen bila-geineis identificirt, welches mit dem russischen Wort allerdings zufälligerweise die Wurzel лег, gothisch lig, gemeinsam hat.

„Ebenso unrichtig ist das (S. 163) über Frank Gesagte, sowie die Ableitung von полкъ und Volk (S. 176).

„Daß die Sachsen in England slawische Götter verehrt haben sollen, übersieht man fast über der Blütenlese, welche sich auf derselben Seite (177) findet, wo lady (aus dem ags. hlaefdige, wie lord aus hlaford entstanden) neben ein russisches лада (ладо?) gestellt wird, und die einfache und ganz unwidersprechliche Ableitung des russischen владыка von der Wurzel wlad (germanisch waldan) muß einer phantastischen und falschen Platz machen.

„Der Verfasser trifft freilich, dem äußern Gleichklang folgend, manchmal das Richtige; aber er weiß nicht warum. Es ist z. B. ganz wahr, daß russisch сутъ und englisch sooth radical zusammengehören; der Grund davon liegt aber nicht im u-Laut, der in beiden Wörtern zufällig ist, sondern in dem Umstande, daß beide Formen auf ein ursprüngliches sant zurückgehen. Der Verfasser würde demnach mit seinem System nie entdecken können, daß das nordische sannr mit sooth identisch ist."

Ueber

eine Handschrift aus der Zeit des Zaren

Alexéi Michailowitsch.

Aufgefunden und unter dem Titel:

Das russische Reich in der Mitte des 17. Jahrhunderts

herausgegeben

von

P. Bessonow.

eine Darstellung aus der Zeit des Zaren

Alexei Michailowitsch.

Aufzeichnungen und unter dem Titel

Das russische Reich in der Mitte des 17. Jahrhunderts

[illegible]

[illegible]

Wir lassen Herrn Bessonow über das durch ihn aufgefundene Schriftdenkmal selbst reden, indem wir alles Wesentliche aus seiner Einleitung reproduciren:

Die Handschrift, von welcher hier die Rede ist, war bisher der Aufmerksamkeit der Gelehrten entgangen, welche sie vielleicht nicht eines einzigen prüfenden Blickes würdigten. Wahrscheinlich blieb sie wol deshalb so lange verborgen, weil sie mit lateinischen Buchstaben geschrieben ist und mit einem unbedeutenden in lateinischer Sprache verfaßten Fragment beginnt, nach welchem man den Inhalt des Ganzen beurtheilte. Mit besonderm Glück hat sich der Forscher, welcher die Handschrift an das Tageslicht zog und jetzt deren Herausgeber geworden ist, mit philologischer Genauigkeit bei den verschiedenartigen Abschnitten, welche in lateinischer Form vom russischen Volk handeln, sowie bei den lateinischen Buchstaben aufgehalten, unter welchen die russische Sprache verborgen lag. Es erforderte keine geringe Mühe, diese entstellten Zeilen aufzuklären und in den Inhalt derselben einzudringen; die Frucht der Arbeit war die Entdeckung eines werthvollen Denkmals über das alte Rußland des 17. Jahrhunderts. Der Autor behandelt in eingehender Weise die Zustände des russischen Reichs unter der Regierung des Zaren Alexéi Michailowitsch. Die Wichtigkeit dieser Aufzeichnungen eines Zeitgenossen und activen Theilnehmers jener Epoche, sein eigener

Blick, die Tiefe seines Wissens, das gebildete Urtheil, als ein beredtes Zeugniß des damaligen Bildungsgrades — alle diese Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten werden gewiß von allen aufrichtigen Freunden der russischen Geschichte gewürdigt und nach ihrem ganzen Werth bemessen werden. Der Herausgeber wollte sich deshalb nach einer in aller Abgeschiedenheit vorgenommenen Bearbeitung der Ausgabe, die allgemeine Auffassung dem gesammten russischen Volk überlassend, ganz neutral verhalten, um durch vorzeitige Beurtheilungen und Bemerkungen die Frische des Eindrucks nicht zu stören und die Selbständigkeit der Anschauung nicht zu beinträchtigen. Er wollte, wenigstens in der ersten Zeit, nur Zeuge, nicht aber Theilnehmer der Resultate bleiben, um so mehr, als die Andeutungen des Denkmals den verschiedenartigsten und selbst entgegengesetztesten Ansichten über das russische Alterthum im allgemeinen und die geschilderte Epoche insbesondere Stoff in Ueberfluß gewähren. Aber wegen der natürlichen und eng verwandtschaftlichen Beziehungen zu einer Sache, die erst durch ihn zum Gemeingut der Nation wird, wagt der Herausgeber, sich jetzt, nach reiflicher Erwägung nicht des Rechts zu entschlagen, den Leser selbst auf dem langen Wege der sich vor ihm entrollenden Bilder und Erscheinungen zu begleiten, nicht aber schweigend, sondern mit dem Wort, welches bei dem Durchlesen des ganzen Buchs und bei dessen langsamem und sehr viele Aufmerksamkeit erforderndem Studium zur Reife gediehen ist. Für diejenigen, welchen es zu lange währt, Reihen von Bildern zu erwarten, welche nicht mit Geduld bei der allmählichen Entwickelung der Einzelheiten verweilen, oder welche schon gleich beim Beginn vorlaut in Worte des Entzückens oder des Tadels auszubrechen bereit sind, für diese möchte vielleicht das kurze Wort eines begleitenden Gefährten, frei von jeder Anmaßung und nur von dem aufrichtigen Wunsch erfüllt, die Wahrheit mitzutheilen, nicht überflüssig sein,

wenigstens nicht bis zu jenem Momente, wo der Leser, nachdem er die ganze Reihe der abgedruckten Kapitel durchgegangen, von dem Begleiter Abschied nimmt und dann mit seinen Eindrücken sich selbst überlassen bleibt, um seine eigenen Schlüsse und Nutzanwendungen daraus zu ziehen.

In der Epoche, welcher der Verfasser der Handschrift angehört und von welcher hier die Rede ist, galt die Regierungszeit Iwan's IV. als die äußerste Grenze der Zeit, als der Gesichtskreis, über welchen die lebendigen Erinnerungen des Volks nicht hinauszureichen vermochten. Für die Zeitgenossen Alexéi Michailowitsch's war diese Epoche wegen ihrer grellen Bilder, die sich dem Gedächtnisse des Volks tief eingeprägt hatten, ganz dasselbe, was für uns die Zeit Katharina's II., und im allgemeinen das Ende des 18. Jahrhunderts, eine Zeit, die noch so lebhaft in den Erzählungen unserer hinsterbenden Greise sich abspiegelt, und die zugleich die äußerste, letzte in der Erinnerung und der Sprache unserer Generation ist. Wie die neuen Principien, welche dem Organismus des russischen Lebens durch die kräftige Hand Peter's I. eingeprägt wurden, sich mit ihrem ganzen positiven Inhalt, mit allem, was in ihnen fruchtbringend war, in den Erscheinungen der Epoche Katharina's II. aussprachen, gerade so war es mit den wesentlichen Principien des russischen Lebens, mit allem, was dasselbe von den ersten Jahren an positiv für die Totalität der Menschengeschichte vollendet hatte, in der Epoche Iwan's IV. der Fall. Die Form, in welcher Rußland bei dem Uebertritt aus seiner häuslichen Erziehung in die Familie der andern europäischen Völker, aus dem engen Kreise seiner innern Kraftschwingungen in die weite Bahn politischer Thätigkeit sich darzustellen hatte — war damals bereits in allen ihren Zügen, die hier schwächer, dort wieder schärfer hervortraten — jedenfalls aber in ihren Hauptzügen fertig. — Hier sprachen sich zuerst vorwiegend die dunkeln,

die negativen Seiten des russischen Lebens aus, es trat dessen Bodensatz an die Oberfläche, als die nothwendige, wenn auch nicht wünschenswerthe Folge der gärenden Kräfte der Jugend, es trat das Schlechte desselben, als der unvermeidliche Begleiter der Entwickelung, in den Vordergrund. Niemals vorher war diese, durch Jahrhunderte herangewachsene negative Größe so grell aufgefallen, welche so laut zum entscheidenden Kampf, zur Krisis der Reife herausforderte. Sowol die eine wie die andere, die positive wie die negative Seite, das Gute wie das Böse, waren bereit zu siegen oder zu sterben, in jedem Fall aber durch den Kampf das Leben umzubilden und den weitern Gang der russischen Geschichte nur unter der Bedingung einer völligen Umgestaltung zuzulassen. Diese nicht zurückzuweisende Aufgabe nahm Iwan der Schreckliche auf sich und identificirte dieselbe völlig mit seiner Persönlichkeit. In seinen Handlungen wollen einige nur das Streben nach politischen, socialen Umbildungen und Umstürzungen wahrnehmen; andere sehen dagegen nur die rohen Gelüste einer leidenschaftlichen, ungezügelten, wenngleich kraftvollen Persönlichkeit. Das eine wie das andere springt in der That einem jeden einzeln in die Augen; allein weder in dem einen noch dem andern liegt seine charakteristische Eigenthümlichkeit. Seine Totalität vereinigte in sich beide Seiten in unzertrennlicher Weise: alles Politische wurde von seiner gesetzlichen Bahn getrieben, von den Lebenssäften eines gesunden Volks abgelöst und auf den Willen einer Persönlichkeit übertragen, die unstreitig von Natur aus empfänglich und erhaben, aber in moralischer Verdorbenheit aufgelöst war, einer uneingeschränkten, sozusagen sich selbst bestimmenden Persönlichkeit, die aber bei alledem engherzig und in kleinlicher Selbstliebe befangen war. Auf der andern Seite beanspruchte diese Persönlichkeit die Incarnation alles Volkswillens und aller Politik zu sein; sie beanspruchte sich durch das Staatliche

und Sociale zu schützen und verfiel auf diesem Wege unausweichbar in Lüge und Heuchelei. Was sich auf volksthümliche Weise bilden wollte, wurde nur zu einer greulichen und misgestalteten Maske; die Regelmäßigkeit der Züge, das lebendige Spiel der Physiognomie wurde durch eine Grimasse ersetzt. Iwan IV. war „der gesalbe Zorn" — die Leidenschaft auf dem Thron; der Zorn, als drohende Gewalt, die durch sich alles Böse strafte, das sich in das Leben des Volks während seiner langen Entwickelungsperiode eingeschlichen hatte; auf dem Thron, weil er aus einem abenteuerlichen Leben in die höchste Sphäre politischer Thätigkeit, zum Herrscher erhoben wurde; und nach alledem der Zorn als Leidenschaft mit aller Engherzigkeit persönlicher Lust, der Zorn, der nicht nur straft, sondern an sich selbst gestraft wird — gekrönt durch das äußerste Maß ungezügelter Gelüste. Noch mehr: Iwan IV., in seiner Totalität als Mensch wie als Herrscher genommen, war bis zu einem gewissen Grade der Ausdruck der Epoche, des damaligen Rußland selbst; nur nicht in jener Form, welche in den weitern Schicksalsbestimmungen der russischen Geschichte hätte walten sollen, nicht in jener verklärten Natur, welche aus dem Kampfe der Umgestaltung zu einem neu sich bildenden Leben hätte hervorgehen sollen; in ihm war das nationale Gute und Böse, das positive und negative Princip gerade in dem Moment des heftigsten Zusammenstoßes, in der ärgsten Hitze des Kampfes zusammengefaßt, in dem noch kein glücklicher Ausgang vorauszusehen war. Und in diesem Kampfe, für welchen die Kraft einer einzigen Persönlichkeit nicht ausreichen konnte, mußte natürlich diese unzweifelhaft hohe Persönlichkeit verbrannt und aufgezehrt werden, sie verschwand spurlos in dem Vulkan, durch die eigene Lava zerstört, durch ihre eigene Schwere in der Tiefe versinkend. Das Volk aber blieb in seinem frühern Wesen, das nationale russische Leben überlebte

Iwan IV., und zwar mit derselben unbefriedigten Forderung nach einer Umgestaltung. Was in dem schrecklichen Herrscher sich bekämpfte, aber völlig in persönliche Formen gebannt, keinen socialen Aufschwung erzeugen konnte, das mußte in den unvermeidlichen Kampf eintreten, wenn auch nicht mehr auf der Bahn persönlicher, wenngleich fürstlicher Handlungen, sondern im Volk selbst, durch das Schicksal zu der großen That erkoren, welcher die auserwählten gekrönten Häupter in seinem häuslichen, social-politischen Leben nicht gewachsen waren. Dieser Kampf begann in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts; in jener herrscherlosen Zeit, wo wir auf der ganzen Fläche Rußlands, in dem ganzen weiten Umfang des Lebens, nur das Volk erblicken, einzig und allein auf sich selbst angewiesen, mit dem ererbten und gegenwärtigen Guten und Bösen seiner Geschichte: die Unglücksfälle von außen gesellten sich diesem innern Umschwunge nur bei, sie begleiteten denselben blos, sie boten abwechselnd nur die unterstützende, hindernde oder zerstörende Hand dar. Mit diesem bedeutungsvollen Anfang treten wir in das 17. Jahrhundert ein und wenngleich wir aus Furcht vor Uebertreibung diese Epoche mit dem Beginn unsers Jahrhunderts nicht in gleiche Linie stellen wollen, so besteht doch, was die Reihe der Erscheinungen betrifft, zwischen dem Jahre 1812 und dem Jahre 1612 eine überraschende Analogie. Wie dem auch sein möge: wir sehen doch nur in den beiden Extremen des 17. Jahrhunderts, in dessen Anfang und Schluß, die fürchterlichen Erschütterungen in den Massen des ganzen Volks. Alles ist hier in völligem Schwanken begriffen, alles droht für immer zusammenzustürzen. — Wer aber möchte glauben, daß sich zwischen solchen Extremen ein so ungestörtes, gleichmäßiges und ruhiges Jahrhundert dahingezogen habe, als wofür man das Jahrhundert Michail's, Alexéi's und Feodor's zu halten pflegt? Es ist schwer zu glauben, daß dies in der That so der Fall gewesen,

allein es war auch nicht so. Die Umwälzungen am Ende des 17. Jahrhunderts überzeugen uns unzweifelhaft, daß auch die Mitte desselben nicht die erwünschte Ruhe genoß, daß es auch hier auf allen Punkten gärte, und daß der vorhandene Gärungsstoff erst nach mehreren aufeinander folgenden Ausbrüchen ausgeschieden wurde. Die Wiederholung allgemeiner Empörungen am Ende des Jahrhunderts drängt uns unwillkürlich den Gedanken auf, daß die Empörungen bei dessen Anfang den Kampf nicht beendigt und die Nation nicht zu den angestrebten Resultaten geführt hatten. Und in der That wurde der Sturm der ersten Jahre des 17. Jahrhunderts durch kein heiteres Wetter verscheucht; die scheinbare Ruhe wurde nur durch einen dichten Nebel hervorgebracht, in welchem immer noch dieselben frühern zerstörenden Elemente hin- und herwogten; es blieb ein Bodensatz zurück, in welchem auf tiefem Grunde die frühere Gärung fortarbeitete. Nachdem die Nation das große Werk der Errettung ihres Landes vollbracht hatte, stieg sie von dem Vordergrunde, welchen sie momentan eingenommen, in die frühere Tiefe hinab, die uns nur wenig aus den officiellen Andeutungen des wieder aufgerichteten Reichs bekannt ist. Die Errettung, übereinstimmend mit der Wurzelbedeutung des Worts, blieb in ihren allgemeinen Zügen eine Errettung, d. h. eine Bewahrung der Ueberreste der Vergangenheit mit allen frühern Bestandtheilen. Es war dies nicht die Frucht einer Reorganisation, es war hier keine Verklärung sichtbar geworden. Die nämlichen Bedürfnisse des Kampfes zwischen dem Guten und Bösen blieben unversehrt erhalten, nur wurde der Kampf durch die Macht des ganzen Volks der persönlichen Rebellion der Epoche Iwan's IV., der gewaltsamen Verdrehung aller Principien, welche in dem Zwischenreiche zu gären angefangen hatten, entzogen und auf den friedlichen Weg des frühern Verfahrens gebracht. Allein die ersten Schritte auf diesem Wege zeigen sogleich, daß sie

aus den frühern unveränderlichen Forderungen heraustreten und zu einer unausweichbaren Umgestaltung führen. Die Regierung Michail's, welche den Brand dämpfte und die Wunden der vergangenen unruhigen Zeit heilte, bereitet nur die Kräfte zum Anlauf gegen das frühere, nur angedeutete, aber noch nicht erreichte Ziel vor. Die Regierung Alexéi's ... doch hier entrollt sich das Manuscript vor uns, welches jene Epoche mit grellen Farben sattsam schildert.

Die Massen des Volks, welche von Zeit zu Zeit zu dem gemeinsamen Geschäft der Landesversammlung berufen wurden, sahen sich nur zu häufig durch die Geschäftigkeit ihrer Vertreter paralysirt, welche gleichsam contractmäßig für sie dachten und für sie im Rath saßen; nach dem heimischen Herd zurückgekehrt, brachten sie wie ersichtlich, von dem Landtage in den Bedarf des täglichen Lebens nichts weniger als umgestaltende Principien mit; ihre Ruhe ging in Sorglosigkeit, in die allen Slawen so wohl bekannte Trägheit über. Sie lebten nicht im entferntesten schlecht, ja unvergleichbar besser als seit dem 18. Jahrhundert: das Alltägliche des Lebens befriedigte den gemeinen Mann leicht durch den Gedanken, daß es wie ehedem gehe, und daß es seit alten Zeiten so gewesen sei. Man sah keine Verbesserungen im Ackerbau, keinen kühnen Unternehmungsgeist im Handel; es war nicht nur keine weitere Entwickelung bemerkbar, sondern es wurden nicht einmal die uralten allgemeinen Gesetze befestigt und gegen die nahe Gefahr gesichert: es gab keine Volksschulen als Schirm- und Zufluchtsorte, wo sich die Grundlagen der alten, selbständigen Bildung hätten erhalten und festigen können. Unterdessen aber legt sich die Gärung der alten verschiedenartigen, noch nicht gelösten Fragen keineswegs; die Aufregung erreicht sogar die höchste Sphäre des Geistes, das Gebiet des Glaubens; und dies ist um so schlimmer, da sie abstrahirend von den anschaulichen Fragen des bürgerlichen Lebens und dieselben

absorbirend alles zu einer Sache des Glaubens umwandelt; um so schlimmer, als dort, wo im Namen des Glaubens über bürgerliche Verhältnisse verhandelt wird, wie z. B. über die Frage von dem Text der Bücher, über das Recht zu denken und zu sprechen, über die Freiheit einer Lieblingsgewohnheit zu folgen, es keine Aufrichtigkeit und Reinheit des Glaubens, keine selbstständige Bestimmung einer bürgerlichen Frage gibt. Dort auf der Höhe des kalten Dogmas, in der symbolischen Sphäre des todten Buchstabens, in diesem ertödtenden Leben der Einbildung vermag sich nur die einförmige Energie zu entwickeln und zu entfalten, die Häresie, als die erkenntnißlose Negation der bestehenden Ordnung der Dinge, aber ohne die positiven zur Umbildung des Lebens führenden Principien. Von dort, von dieser erzwungenen, abstracten Höhe entbrennt der Kampf, aber nicht jener Kampf, den man hätte erwarten sollen, der einen günstigen Ausgang versprochen hätte: in der Nähe erschallen die donnernden Entscheidungen des Jahres 1667, und die Märtyrer der Hartnäckigkeit finden in den fernen Klostermauern ihren Untergang. Der Kampf bringt aber nicht näher, sondern kräftigt blos die Trennung. Das in der Sprache der Häresie mit dem eigentlichen Namen nicht benannte, aber durch das Gefühl der eingeschlichenen Zwietracht klar gewordene Mistrauen der Massen gegen den Staat wächst von Stunde zu Stunde; schon sind viele bereit zu sagen: „es haben uns jene vergessen, welchen wir unser Schicksal anvertraut haben", doch senken sie den Blick zur Erde und antworten nicht auf die Frage: „warum habt ihr euch selbst vergessen, warum habt ihr, da ihr konntet, nicht für euch gesprochen, warum habt ihr euch nicht vertheidigt?" Die Unzufriedenheit, welche sich offen ausspricht, glaubt die Selbständigkeit des Protestes durch die Absonderung von dem socialen Leben, durch stillschweigende Hartnäckigkeit und durch passiven Widerstand zu retten. Der Hebel einer jeden Bewe-

gung geht immer mehr und mehr in die Hände der höhern Administration über, die sich vom Volke abschließt und seinen Wünschen und Bedürfnissen fremd wird. Ungeheuere Striche Landes liegen wüste; armselige Werkzeuge durchfurchen die Felder, um nur das tägliche Brot zu gewinnen; das Salz führt man auf elenden Karren oder schleppt es auf dem Rücken daher; ganze Striche von Erzlagern liegen unbearbeitet, und es genügt, wenn das Metall für das cursirende Geld hinreicht; der Anbau von Flachs, Hanf und ähnlichen Pflanzen geht nicht über die häuslichen Bedürfnisse und das grobe Gewebe hinaus und belebt nicht die einheimische Industrie. Es sind noch nicht die nothwendigsten Bedürfnisse befriedigt, und es entstehen bereits neue, die früher nicht vorhanden und den Großältern nicht bekannt gewesen, und die von Stunde zu Stunde an Ueppigkeit zunehmen. Allerdings hätte der Handel diesem abhelfen können; allein derselbe hatte zu wenig Märkte, die Wege waren zu schlecht und selbst gefährlich, man wagte nichts in Speculationen, der Tauschhandel war allenthalben abgeschnitten; von den alten Stapelplätzen standen demselben nur Nowgorod und Pskow und am Meer Archangelsk offen; alle Bedingungen zum Aufschwung des Handels fehlten. Die Kaufleute aus fremden Ländern erwarten uns nicht auf den Grenzen; es wird ihr Kommen und Gehen nicht geregelt; in unermeßlichen Scharen fliegen sie wie ein Schwarm Heuschrecken herbei, lassen sich im Lande nieder und verzehren alle Früchte; bei uns kaufen sie das rohe Material auf, bereiten es selbst zu und verkaufen es uns wieder zu hohen Preisen; der ganze Umsatz ist in ihre Hände gerathen.

Durch sie breitet sich unnöthige Ueppigkeit und Genußsucht von oben herab aus und dringt durch alle Volksschichten; man befriedigt sie; setzt aber hierbei nicht unsere, sondern fremde Hände in Bewegung. Die Fremden bestimmen uns die Strafe und wir beugen uns gezwungen unter ihre

drückende Gewalt. Wo immer ihr nur hinblickt, überall sind Ausländer, und wie wächst ihre Macht und ihr Einfluß durch unsere eigene Schuld, durch unsere Unwissenheit, unsere Schwäche, Faulheit und die Unbeweglichkeit unserer Hände: hier lüften die Gesandten in stolzen Reihen einherschreitend nicht einmal die Mütze vor den theuersten Heiligthümern des Volks; dort im Heere gehen sie mit unsern als Gemeine dienenden Söhnen nach Belieben um und plagen sie auf den Märschen; dort gehen sie unter uns spazieren, sich mit ihrer Waare, ihrer Meisterschaft vor uns brüstend oder vor unsern Augen mit dem bei uns erworbenen Gelde klingelnd oder Stoff sammelnd zu beißenden Pasquillen und zu Büchern gegen Rußland; ausschweifend, aufrührerisch, keck und unverschämt, wie sie sind, lachen sie über unsere einfachen Sitten, über unsere Furchtsamkeit, unser schüchternes Benehmen und die Bereitwilligkeit, mit welcher wir uns ihnen überliefern. Erzogen in den Anforderungen selbständiger Aufklärung, welche in den Augen der Abendländer der Unwissenheit des Ostens sehr ähnlich war und leicht an Thorheit grenzte, gingen wir in jener Zeit im Gebiet der dem damaligen bekannten Europa bekannten Wissenschaften nicht über die Bekanntschaft mit den ersten Anfangsgründen hinaus. Im Kriege schlugen wir uns mit Kühnheit und mannhaftem Muth, wenn auch nicht mit Kunst und schließlich nicht mit jenen fruchtlosen Zwistigkeiten der obersten Führer, welche, im Verein mit der Unkenntniß des Landes, uns in den Schlachten zu Grunde richteten, indem sie das Schicksal ganzer Heere und die ganze Ehre des Volks untauglichen Händen, die ganze innere Anordnung in der Gliederung dagegen zahllosen Auswanderern aus fremden Ländern anvertrauten. Die Rechtspflege war corrumpirt durch Bestechlichkeit, wenn auch nicht, nach unserer Annahme, in so allgemein verbreiteter Weise, wie dies in andern Epochen vorkommt, wobei man

gleichwol nicht vergessen darf, daß die anerkannten Formen der damaligen Einrichtungen eine solche Ansteckung zuließen, nicht nur in der Möglichkeit sondern auch in der Wirklichkeit, worüber die erpreßten Klagen bis zu uns gelangen. Zur Hebung der Finanzen wurden die Steuern an Meistbietende verpachtet, und die vorzüglichsten Hülfsquellen der Staatskasse stützten sich im Innern auf schwere Umlagen und nach außen auf den Tribut. Um sich über das Thun und Treiben des Gesandtencollegiums zu unterrichten — nicht in Bezug auf einzelne Personen, in welchen wir oft einen Schatz von wirklichen Talenten antreffen, sondern in Bezug auf seine allgemeine Zusammensetzung, seine innere Einrichtung —, darf man nur jene Klagebriefe an den Zaren durchlesen, in welchen der unsterbliche Naschtschokin seine beißende Galle und die ganze Bitterkeit der mit Gewalt sich Luft machenden Klagen ausgoß. Der Luxus des Hofs erforderte reiche Vorräthe, wenn auch nicht in der maßlosen Weise, wie dies später vorkam; ja wenn er sie auch nur selbst verzehrt hätte, so aber fütterte er damit alle jene fremden Ankömmlinge, welchen man durch die Gastfreundschaft Sand in die Augen streuen wollte, alle jene, welche auf unsere Kosten essen und trinken wollten, und dies unter dem Schein nothwendiger nationaler Beziehungen verdeckten. Die Schöpfungskraft der Sprache, die einst das ganze Volk durchdrungen, wurde immer mehr und mehr Eigenthum eines kleinen Kreises, sie beginnt von oben und verbreitet nach unten nur höfisches Wesen, Schwulst und Aufgeblasenheit, eine Phrasenmacherei und ihren eigenen, das Jahrhundert charakterisirenden, pomphaft rhetorischen, scholastischen Stil. Wo ist unsere Predigt, welche einst mit ihrem wahren, überzeugenden Wort in dem Ohre ganzer Massen widerhallte? An ihre Stelle ist die theologische Polemik oder sind die griesgrämigen Denkschriften der Klosterzellen getreten; aber auch hier, in der Erforschung und der Analyse der Hand-

schriften, in den vielfachen Uebersetzungen, Wörterbüchern und ähnlicher Schularbeit sind keine großen Fortschritte zu ersehen: und ein sehr deutliches Zeichen hiervon ist, daß in dem Lauf des ganzen Jahrhunderts nichts Denkwürdiges für den heiligen Text geschah; die moskauischen Bücher verbessern einen Fehler, verfallen aber sogleich in einen andern, indem sie ihren Fehlgriff zugestehen und dadurch der Händelsucht der Häresie reichliche Nahrung geben. Was will man da noch weiter? Wir erblicken vor uns, in abwechselnder Reihenfolge drei Repräsentanten der geistigen Aufklärung. Es mangelt ihnen weder an Kraft noch an Thätigkeit; es fand sowol in ihrem Geist als in ihrer Ueberzeugung manch heftiger Kampf statt; und dennoch traten keine Früchte zu Tage, wenigstens nicht nach der Art jener, welche das Volksgemüth dankbar als das Erbtheil der frühern friedlichen, aber dauernden Entwickelung empfing. Sie widersprechen sich durch das Werk ihres Lebens, ihre Werke selbst richten sich gegenseitig zu Grunde. Der Eine (Philaret Romanow), in den Intriguen des Hofs und politischen Wirren grau geworden, regiert als Patriarch die weltlichen Dinge im Namen seines Sohnes und verkündet, indem er auf gewaltsame Weise mit denselben den Beruf aussöhnt, welcher den Menschen über jedes äußerliche Bestreben erhebt, eben dadurch den unausbleiblichen Bruch des Unversöhnlichen; der andere, mitten unter den sich erhebenden brennenden Fragen, setzt seinen Eifer in die eilfertige Ausgabe von Büchern und in die Ansammlung irdischer Schätze in seiner Zelle, worüber der Zar, als Testamentsvollstrecker, erstaunte, woran aber die Hände gewöhnt waren, die zahllose Schätze für jene wunderlichen Heiligen angesammelt, welche die Welt verlassen hatten; der dritte aber zerstört das Bücherwerk des zweiten und sucht für die Geistlichkeit Macht und Einfluß zu gewinnen, doch nicht mehr in Landgütern, wie es bisher der Fall gewesen,

oder in vergänglichen Reichthümern, wie sein Vorgänger gethan, sondern in dem Bereich äußerer Einflüsse, wodurch er denn wieder bei demselben Ziele ankam, welches der erste mit Gewalt erreicht hatte, indem er durch einen Bruch dasjenige zu Ende brachte, was einst selbständig, aber Hand in Hand mit der gemeinsamen Sache gegangen war — nämlich durch den Streit der geistlichen und weltlichen Gewalt und durch die erzwungene, einseitige, wenn auch nur zeitweilige, aber prophetische Uebertragung beider in die Hände des erzürnten Herrschers. Bei einer solchen stürmischen Aufregung des Geistes und zwar in seinem höchsten Gebiet, konnte eine ruhige, ganz und gar volksthümliche Schöpfungskraft in der Sprache nicht stattfinden; und in der That, wenn nicht Briefe einzelner Personen, nicht Bruchstücke von Volkssagen und Volksliedern vorhanden wären, so könnten wir in den von phrasenhaften Formen strotzenden Acten, in den Hofannotationen, in den gelehrten Reden, den Klosterarbeiten, in dem ganzen Stoff jener erkünstelten Sprache, die ihre eigenthümliche Ausdrucksweise hatte, nur mit Mühe erkennen, wenn dies überhaupt möglich, wie eigentlich die allgemeine Sprache dieses Jahrhunderts, wie die echte lebende Volkssprache war. Das Ceremoniel herrschte nicht nur hier, sondern überall und in allem. Man darf nur einen Blick in jene Bände werfen, in welchen (gleichsam mit künstlerischer Liebhaberei und Genauigkeit) zur Erbauung für die Nachkommen, die Farbe der Stiefel, die Tressen an den Mützen aufgezeichnet oder an jedem Tag die verschiedenen Kleider des Zaren, die Schüsseln, die Nudeln, Hühner und Rosinen der Hofküche aufgezählt stehen. Es schien, als ob die Russen, trotz ihres vollen Reichthums an Geist, der ihnen angeboren war und den sie im Verlauf von Jahrhunderten erworben hatten, im Begriff standen, Chinesen zu werden. Wir wollen keine Beispiele anführen; der Leser wird sie in dem ausgegebenen

Denkmal noch im Ueberfluß finden und kennen lernen. Und namentlich dieses Ceremoniel, diese Formalität verbirgt uns und verbarg sogar nicht selten den besten Menschen jenes Jahrhunderts die Bewegungen des Herzens, mit welchen sich das entstellte, aber noch nicht ertödtete Leben abquälte, die Stürme des Geistes, das Verlangen nach neuen Reformen und Verbesserungen, gerade als ob alles in einen dichten Nebel eingehüllt gewesen wäre, der nichts klar erkennen ließ. Und je unerträglicher dieses Halbdunkel war, desto lebhafter äußerte sich der Wunsch, diese Hülle abzuwerfen, um an das Licht hervorzutreten, um desto freier die Luft einathmen zu können, und zugleich auch die unterdrückte und zusammengepreßte Masse des Volks derselben Behaglichkeit entgegenzuführen. Deshalb schauen seit der Hälfte des 17. Jahrhunderts fast alle Männer, welche die Geschichte am meisten verehrt, auf die Reformatoren, sie blicken mit Spannung nach vorwärts, ahnen etwas in der Ferne und sind jeden Augenblick bereit die Bande zu zerreißen, durch die sie an die Vergangenheit geknüpft sind. Es war in der That so, als ob die Nähe der Reform sich in der Luft ankündigte; es wurden bereits die Punkte wahrnehmbar, auf welchen sich die frühere Form des nationalen Lebens zu ändern hatte, und zwar von seinen höchsten Erscheinungen bis zu seiner niedrigsten, zu seiner einfachen häuslichen Sphäre. Es war eine immer sich wiederholende Frage: hat uns dieses Jahrhundert nicht einen Peter geweissagt? Ja es hat in der That eine unausweichbare Umgestaltung und folglich auch die Erscheinung des Umgestalters geweissagt. Wie aber diese Umgestaltung vor sich gehen werde — ob in progressivem, wenn auch raschem Vorwärtsschreiten, ob mit einem jähen, augenblicklichen, wenn auch lange Jahrhunderte dauernden Risse, ob durch die gemeinsame Theilnahme aller, oder durch den Wink einer launenhaften Persönlichkeit, ob mit Beibehaltung aller festge-

wurzelten Principien und Grundlagen des russischen Lebens, oder mit Losreißung von demselben durch willkürliche Neuerung — diese Fragen konnten damals im voraus durch keine Geschichte gelöst werden und die besten Geisteskräfte mußten sich hierbei in leeren Vermuthungen erschöpfen. Gott sei Dank, es gab tüchtige Leute genug, und es fand sich auch ein Zar, bereit ihnen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, und der mit aller Hochherzigkeit, mit aller Zugänglichkeit eines geneigten Ohrs, mit jenen Eigenschaften begabt war, welche die Umstände der damaligen Epoche von einem Herrscher verlangten. Der Wohlwollende, dies ist der Beiname, welchen das Geschlecht, das unter der Regierung Alexéi's lebte, ihm mit vollem Rechte zuerkannte und welchen ihm die dankbare Geschichte zuerkennen muß. Unter die Männer, welche vor dem Zaren erschienen, und ihn in kühner Sprache an die bevorstehende Aufgabe erinnerten, gesellte sich auch der Verfasser unsers Manuscripts.

Weißrußland war nach einer zeitweiligen Trennung wieder mit Großrußland vereinigt worden; auch Kleinrußland reichte die Hand zum Bunde dar; gleich als ob sie wie drei Schwestern es fühlten, vereinigt sein und zusammenhalten zu müssen in dem bevorstehenden großen Werke der Umgestaltung. Alles was nicht eng an den Dienst oder an die polemischen Schulen im Vaterlande gebunden war, alles was nicht persönlich berührt war und sich nicht ganz ausschließlich für den Streit mit Polen und dem Römerthum interessirte, was durch Talente und das Bewußtsein eigener Fähigkeiten fortgerissen wurde, zog sich nach Moskau, in Zügen von Auswanderern, welche Großrußland in gewissem Sinn colonisirten; ihr mächtiger Einfluß machte sich auch bald am Hofe, im Dienste wie in der Literatur fühlbar. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß diese Auswanderer eine gewisse Beschränktheit des Blicks mit sich brachten, eine Beschränktheit, die aber

vollkommen natürlich war, weil sie unter dem Gesichtspunkt ganz eigenthümlicher Umstände und des lokalen und particularen Patriotismus erzogen war. Nicht nur in der ersten Zeit, sondern auch noch im verflossenen Jahrhundert vermochten sie die Tiefe Großrußlands, seine Erziehung, seine Herzensbedürfnisse ebenso wenig zu verstehen, als die Erhabenheit seines Charakters, der nicht selten durch seine Fehler abstößt, aber durch seine echt menschliche Grundlage dennoch jede kleine Besonderheit weit überragt. — So vermögen wir Großrussen und insbesondere wir Moskowiter bisjetzt noch in diesen geschichtlichen Factoren auf den ersten Blick den kleinrussischen Typus zu unterscheiden, und wir merken augenblicklich, was er an Moskau nicht begreifen, und warum er es nicht begreifen konnte, warum er sich mit den vielen Ueberresten unserer alten Zeit so oft abmühte, indem er in denselben nichts sich Verwandtes fühlte; nicht die positive Grundlage des historischen Factums anerkannte, und warum er sich manchmal mit solcher Begeisterung unter die Fahne der neuen Reform stellte, welche ihm von dem allgemein menschlichen Standpunkt aus, in der allgemeinen Idee nahe lag. Aber zugleich wird ein jeder von uns nicht nur mit erzwungener, sondern mit aufrichtiger Verehrung die Namen und die großen Thaten dieser Männer nennen, welche mit verzeihlichen Mängeln nicht zu bestreitende glänzende Eigenschaften vereinigten: sie besaßen eine genaue Bekanntschaft mit der Bildung in ihrer damaligen, westeuropäischen Form; einen glühenden Eifer für deren Aufblühen und Gedeihen auf russischem Boden, ein Eifer, welcher sich auch durch die härtesten Prüfungen und größten Schwierigkeiten nicht entmuthigen ließ; ein feines Verständniß Polens, welches damals in so hohem Ansehen stand, und ein viel näheres Verhältniß zu den übrigen Slawen, die in dem abgeschlossenen Leben der Großrussen beinahe vergessen waren; eine Uebung im Umgange mit unsern Nach-

barn, den Fremden; eine Kühnheit des logischen Schlusses, der vor keiner auch noch so alten Tradition zurückbebte und der bei dem Anstreben einer jeden Reform von so großem Werth ist; endlich eine Gewandtheit in der buntscheckigen, aber charakterfesten Sprache, welche in dem langjährigen Streit mit der Zudringlichkeit Polens und dem Despotismus des Römerthums erstarkt war. Die Weißrussen hatten hier sogar einen gewissen Vortheil, einen gewissen Vorzug: bei ihnen vermochte sich der lokale Patriotismus nicht zu entwickeln; es war folglich ihr Blick auch nicht so einseitig; in ihrer Vergangenheit gab es nicht wie bei den Kleinrussen solche grelle Bilder, solche lebhafte Erinnerungen an die Selbständigkeit der alten Zeiten; deshalb verschmolzen sie auch enger mit Großrußland; es war ihnen letzteres verständlicher, bekannter. Dies war auch mit dem Verfasser unsers Manuscripts der Fall. —

Wir beginnen mit der Sprache. Abgesehen von einigen andern Andeutungen erhalten wir bei der großen Menge serbischer Ausdrücke die feste Ueberzeugung, daß der Verfasser mit dem südlichen Slawenthum verwandt gewesen, dort seine ersten Jugendjahre zugebracht und vielleicht auch südslawischer Abkunft gewesen sei. Allein zugleich läßt die Anwendung polnischer Ausdrücke und das Vorherrschen lateinischer Wendungen in Verbindung mit einer tiefen Kenntniß Polens, durchaus keinen Zweifel übrig, daß er in Weißrußland erzogen worden und lange dort gelebt habe, und zwar in Mitte der dortigen, aufgeklärten Kreise, welche sich um die Schulen gebildet hatten. Die Sprache ist formlos und beinahe ohne jedes volksthümliche Element; man sieht, daß dieselbe in der Studirstube heranwuchs, in engem Umgang mit Altersgenossen, welche sich mit der conventionellen Bedeutung des Worts begnügten. Der Stubenascetismus, welcher sich so lange von dem Strudel des ihn umgebenden Lebens fern hielt, und der

zu gleicher Zeit in der gebildeten Sphäre vorhandene Mangel an treffenden, fertigen Ausdrücken für neuentstehende Begriffe, sowie die leider ungenügende Bekanntschaft mit der alten Schrift- und der gleichzeitigen Volkssprache, dies alles veranlaßte den Verfasser, häufig neue Worte, größtentheils nach lateinischem Muster zu erfinden. Zuweilen nimmt er sogar direct und vollständig zur lateinischen Sprache seine Zuflucht, während die unwillkürlich von der Sprache abgerissenen lateinischen Ausdrücke, Bemerkungen und Einschaltungen darauf hindeuten, daß er sogar lateinisch dachte, und daß ihm diese Art und Weise des Denkens am geläufigsten war. Selbst die lateinischen Buchstaben sind bei der Abfassung der Handschrift nicht der Heimlichhaltung wegen oder aus geheimen Zwecken, sondern einfach nur deshalb gewählt worden, weil die Hand des Verfassers durch den häufigen Gebrauch in denselben mehr geübt war. Und neben allem diesem vernimmt unser Ohr ganze Sätze, welche soeben erst mitten aus unserer gegenwärtigen, durch Bücher und durch Gelehrte herangebildeten Sprache entnommen zu schein scheinen. Der Grund hiervon lag darin, daß namentlich die Auswanderer des 17. und 18. Jahrhunderts, durch ihre Theilnahme an unserer Literatur, an unsern höhern Schulen, die allen gegenwärtig uns innewohnende Bücher- oder gebildete Sprache zu Tage förderten, welche so unendlich von der Sprache des gemeinen Volks abstach. Deshalb sehen wir, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auch nur auf die Sprache des Schriftstellers lenken, in derselben eine vollkommen eigenthümliche Erscheinung, an welche man nicht den großrussischen oder specieller — den moskowitischen Maßstab anlegen darf. —

Allerdings schrieb der Verfasser, wie es scheint, größtentheils in Moskau, und nur einige Kapitel aus Sibirien, aber auch diese doch nur für Moskau; doch kam er bei alledem von auswärts hierher nach Moskau, brennend vor Begierde,

das Wort der Reform, das Wort der reformirenden Wahrheit zu sprechen. So wenigstens ist seine eigene Aeußerung zu verstehen, mit welcher er seine Arbeit Alexéi Michailowitsch widmet. Unstreitig besaß er eine allenthalben hervortretende, tiefe, ausgebreitete Kenntniß Rußlands und zwar nach allen auch den entferntesten Richtungen. Vieles hatte er im Lande selbst gesehen, vieles hatte er von Augenzeugen gehört und in seinem Innern niedergelegt: nichtsdestoweniger aber ist der Blick, mit dem er Rußland betrachtet, wenngleich derselbe damals von vielen Zeitgenossen der an der Spitze stehenden Klasse getheilt ward — ist seine Stimme dennoch in keiner Weise der Blick oder die Stimme des Volks, welche mit einer gewissen Unfehlbarkeit in das innerste Wesen eindringt, sie ist nicht, wie man sagt — die Stimme Gottes. Wir sagen ferner: es ist dies nicht der Blick, noch viel weniger aber die Stimme, die Sprache des Großrussen. Ferner, wenn dies die Anschauungsweise eines Weißrussen ist, so ist dieselbe ohne alle lokale und particulare Schattirung, sondern geht einzig nur von jener Höhe der Bildung aus, auf welcher die südwestlichen, russischen Schulen standen und wohin von Moskau aus bereits einige Blicke gedrungen waren, ein Umstand, welcher die leichten Erfolge der weißrussischen und kleinrussischen Auswanderer unter uns erklärlich macht. Auf diese Weise hatte die Bildung des Verfassers, der in fremden Ländern sich aufgehalten und mit der Geschichte aller Völker bekannt war, ihn zu einer universellen Anschauung erhoben, zu Weltideen und zu jenem Gebiet, in welchem er nicht mehr als Russe, nicht mehr als Weißrusse, sondern als selbständige Einheit sich darstellte. Auf ähnliche Weise zeigt er sich trotz seiner nahen Bekanntschaft mit der Geschichte des ganzen Slawenthums, und trotz seiner warmen Theilnahme an dessen Schicksalen, wiederum nicht einfach als Slawe oder als in allgemein slawischen Ideen erzogen, sondern er fördert in seiner

individuellen Anschauungsweise eine markirt selbständige und individuelle Schattirung zu Tage. In ihm hat die Thatsache ihre beste Lösung gefunden, wie die sichtbare Ausdehnung allgemein-menschlicher Anschauung den Menschen gerade in dieser Anschauung äußerst individuell macht: sein Blick, seine Stimme erhält für uns einen ganz abgesonderten, speciellen, manchmal sogar engen und beschränkten Charakter. Ebendeshalb lassen sich unsere eigenen Beziehungen zu einem solchen Schriftsteller leicht und einfach bestimmen; jedes von ihm geschilderte Ereigniß, jede von ihm angeführte Thatsache wird mit dem vollen Glauben an seine Wahrheit und hochherzige Unparteilichkeit aufgenommen; allein die Beurtheilung, die Schlußfolgerung, die Anschauungsweise, dies alles ist rein individuell, es wird dadurch niemand in irgendeiner Weise eine Verpflichtung aufgelegt. Gerade so wie das Volk nicht verpflichtet war, eine derartige Meinung zu theilen, noch viel weniger aber verpflichtet war, sich hierüber gegen die Nachwelt zu verantworten — ebenso ist der Leser durchaus nicht gehalten, hier eine unbedingte Wahrheit oder einen entschiedenen Irrthum zu sehen, wodurch einem jeden eifrigen Theilnehmer eine Verantwortlichkeit auferlegt würde. Es ist zu wünschen, und dies wäre wol das Allerbeste, daß der Leser, aus Achtung für die historische Wahrheit, weder für noch gegen diese individuellen Meinungen Partei ergriffe. Möchte der Schriftsteller selbst vor dem Blick des Lesers auf dem Standpunkt des historischen Factums stehen, dem nichts hinzugefügt und von dem nichts hinweggenommen werden darf, sondern welches man als ein möglichst treues Spiegelbild der ganzen Epoche betrachten muß. In der That ist der Verfasser der Handschrift, abgesehen von den von ihm gegebenen Andeutungen über die Erscheinungen und Ereignisse seiner Zeit, und zugleich mit allen seinen Urtheilen und seiner Deduction selbst ein lebendiges, historisches Factum, das mit

lauter Stimme von dem Zustande und den Bestrebungen der Epoche Zeugniß gibt. Es verlangt selbstverständlich die Gerechtigkeit, hier eine Bemerkung näher zu erklären, die wir eben vorhin flüchtig hingeworfen haben: so sehr der Autor auch als subjectiv, und wenn man will, als selbst beschränkt in allem erscheint, was er auf den Seiten des vorliegenden Denkmals als Andenken an sich hinterlassen, so kann man dennoch nicht umhin zu bemerken, daß er auf der Höhe, auf welcher er wirklich stand, auf welche er durch seine Stellung als Richter der Gesellschaft und als Rathgeber des Zaren erhoben wurde, unmöglich allein stehen konnte; und wenn er auch dort nur eine Minute lang allein gestanden, so wäre er auch dann eine glänzende Leuchte gewesen, welche das Licht der Aufklärung um sich nach nah und fern ausgegossen hätte. In jedem Falle mußten deshalb, wenn auch nicht das gesammte Volk, so doch die Repräsentanten der damaligen Bildung mit ihm in gleicher Reihe stehen, und wenn vielleicht auch nicht mit ihm vereint, so doch sicherlich mit denselben Zwecken und denselben Bestrebungen, wie Matwjajew, Naschtschokin, Morosow, Galizin und viele andere. In dem einen war mehr, in dem andern weniger Bildung, Wissen, Eifer, Takt und Erfahrung vorhanden; der eine besaß lebendigere Grundprincipien der Nationalität; der andere ein ausgeprägteres Streben nach abstracten Ideen der allgemein-menschlichen Sphäre; der eine war mehr Großrusse, der andere Kleinrusse oder Weißrusse; der eine war an der Spitze des Hofs, der andere am Hofe, der andere aber einfach auf dem Hofe draußen und außerhalb des administrativen Mittelpunkts; der eine war Mönch, der andere Laie, aber bei allen nimmt man ein tiefbegründetes und gleichartiges Streben nach Reformen wahr, und zwar um jeden Preis, ein Streben, selbstthätige Theilnehmer zu sein, oder sich selbst Schauplatz des Kampfes zu sein, von dem wir oben gesprochen, des Kampfes des Guten

und des Bösen in den geschichtlichen Principien des russischen Lebens. Es war keine Uebergangsepoche, welche sich überlebt hatte, wie die Pseudohistoriker sich ausdrücken, mit ihren ewigen und ziellosen Umstürzungen, mit ihrer Oberflächlichkeit, sondern es war eine Zeit des entschiedenen Bruchs, eine Zeit des Schicksals, welches seiner unausweichbaren Lösung, seinem Gericht, oder wie man sich ausdrückt, seiner Krisis entgegenschritt. Wer die Handschrift aufmerksamer durchliest, wird sich überzeugen, daß die Lösung der Fragen in den Gemüthern und den Herzen verschiedener Art sein konnte, denn nur eine sich allmählich bildende Geschichte war im Stande, dem Ganzen einen einzigen entscheidenden Stoß beizubringen; allein man fühlt dennoch, daß alle und selbst die kleinsten Fragen, welche einer Lösung entgegenharrten, bereits erhoben waren und von allen als eine und dieselbe Aufgabe angesehen wurden, mit Einem Wort, daß unser Autor hier in einem Kreise und inmitten einer ganzen Menge von Theilnehmern steht. Wir wiederholen deshalb: gerade so wie die Fragen, welche durch die Geschichte selbst erhoben werden, wie die Erscheinungen der sich entwickelnden Natur des menschlichen Geistes nicht Gegenstand unserer doctrinären Begutachtung oder Verwerfung sein können; ebenso sind auch die Verkünder dieser Fragen, und unter diesen der Autor unserer Handschrift selbst, für uns nur Gegenstände historischer Forschungen und Studien. Wir werden deshalb fortfahren, uns ebenso genau mit ihm bekannt zu machen wie wir begonnen, und gehen nun von der Sprache zur Art und Weise der Ausführung, zur Schöpfungsmethode über. Der Verfasser begnügte sich nicht blos mit einer praktischen Theilnahme an der allgemeinen Sache der damaligen Zeit: ähnlich vielen ihm vorausgegangenen Motoren anderer Epochen erhebt er alle ihn umgebenden Erscheinungen aus ihren gewöhnlichen Principien zu einem System des Denkens, zu der Welt der

Begriffe und der Vernunftschlüsse, mit Einem Wort, er schreibt eine Abhandlung über das damalige Rußland. Sein gründlicher Blick in die Organisation und Bedeutung des Reichs, insbesondere vom nationalökonomischen Standpunkt aus, folgt der Autorität einiger theils ältern, aber noch mehr ihm gleichzeitiger Schriftsteller, deren Namen die Leser zu wiederholten malen begegnen werden. Aber in diesem angenommenen Schema will er das ganze russische Leben in allen seinen Verzweigungen umfassen, und dazu in einer Weise, um die Gegenwart aus der Vergangenheit abzuleiten, um sie mit der zu erwartenden Zukunft zu verbinden, und zwar nicht nur im Umfang des moskowitischen Reichs, sondern in Vereinigung mit den übrigen Slawen und in seinen Beziehungen mit dem allgemeinen Leben Europas. Deshalb nimmt er ganz unwillkürlich zu hunderterlei Abtheilungen und Unterabtheilungen seine Zuflucht. Nachdem er gleich am Anfang eine Uebersicht der Kapitel vorangestellt, fügt er noch eine zweite, und später wieder eine neue und dann für einige Absätze noch eine dritte und endlich eine ganz alphabetische Uebersicht der Gegenstände seiner Abhandlung bei. Aber abgesehen von dem Inhaltsverzeichnisse, füllt er auch den Text mit verschiedenartigen Beilagen an; ein und derselbe Artikel findet sich zuerst in russischer Sprache und dann in lateinischer oder umgekehrt, sobald dies nur irgend zu einer vollständigern Erörterung des Gedankens beiträgt. Zuweilen sind einige Absätze, welche früher nebeneinander und im Zusammenhang standen, vermischt und in eine andere besser scheinende Ordnung gebracht. Ueberhaupt sind zwei Hauptaufnahmen, zwei Grundredactionen der Arbeit ersichtbar; die eine endigt nach einer directen Andeutung der Ereignisse mit dem Jahre 1663; hier steht die Hand allerdings noch mit dem Kopf in Verbindung; sie hält sich noch an eine Ordnung und schreibt mit gleichen Zügen; im Jahre 1664 dagegen ergänzte, vollendete sie das Werk in

seiner gegenwärtigen Gestalt, ging noch einmal die Arbeit durch, verbesserte, erläuterte, fügte hinzu und führt das Jahr 1663 bereits als ein verflossenes an. Die beabsichtigte Verbindung der hauptsächlichen, leitenden, großartigen, wenn auch in mehrere Theile zersplitterten Idee sind allenthalben zu bemerken; allein der große Umfang der unternommenen Aufgabe, die Verschiedenartigkeit und die schwierige Behandlung eines Gegenstandes, wie das russische Leben in seiner Totalität, verhinderte ihn, die ganze Arbeit in Einem Gusse zu vollenden; dieselbe ist nicht nur durcheinander geworfen, sondern offenbar nicht ganz fertig; sie gelangte, nur im Concept entworfen, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht zur Vollendung und konnte nicht mehr umgeschrieben werden. Der Verfasser wollte vieles sagen, es war ihm des Gesagten aber immer zu wenig, und so kam er wie ersichtlich zu keinem Schluß; der allgemeine Eindruck auf den Leser wird durch eine gewisse Lückenhaftigkeit gestört. Gerade so kam auch die dem Zaren Alexéi Michailowitsch gemachte Dedication mitten in dem Entwurf des Textes vor und erreichte aller Wahrscheinlichkeit nach nie ihre Bestimmung, sie kam dem Zaren nie vor Augen. Nichtsdestoweniger ist jedoch der Sinn dieser Dedication, deren innere mit dem ganzen Manuscript in enger Verbindung stehende Bedeutung für uns äußerst lehrreich. Den Mangel seiner Kräfte bei einer so unermeßlichen Arbeit wohl erkennend, und ganz unwillkürlich die Einseitigkeit der logischen Welt und der ihm zu Gebote stehenden Sprache fühlend, im Vergleich mit jenen zu besprechenden Erscheinungen, mit dem Leben selbst, welches er zu schildern hatte, welches umgeschaffen werden mußte, — glaubte der Autor sich aus der Schwierigkeit zu ziehen, indem er seine Schlußfolgerungen und seine Sprache in eine kräftigere Hand legte, von welcher allein er die Realisirung seiner Plane und den Uebergang der Hoffnung zur Wirklichkeit erwartete. Mit Entzücken diese

Hand küssend, hätte er ihr die ganze Kraft der Welt, die ein solches Handeln erfordert, überantworten und gleichsam einhauchen mögen, aber nur zu dem Zweck, daß sie die Lieblingsideen des Autors zur Verwirklichung bringe; und weil er, obwol er diese Hand mit aller Machtvollkommenheit ausstattete, dieselbe dennoch hätte leiten mögen, flüsterte er dem Zaren Reden, Urkunden und Gesetze zu. Es war dies nicht mehr die ehemalige Vorstellung von einem Zaren, der aus eigener Machtvollkommenheit und ohne weitere Appellation alle Fragen des Lebens entscheidet: es ist die Vorstellung von einem Administrator, mit hinlänglicher Kraft ausgestattet, um die fertigen Entwürfe in Ausführung zu bringen. Die Idee von der göttlichen Weisheit und Machtvollkommenheit des Zaren, welche sich in ganz eigenthümlicher Weise Jahrhunderte hindurch im Volke entwickelt, aber unter dem byzantinischen Einfluß bei den Gelehrten eine beinahe theokratische Höhe erreicht hatte, geht offenbar auf die Stufe des einfachen Begriffs, des nur mit aller Vollmacht ausgerüsteten Staatsdieners über. Wie schwer es gewesen, sich mit dieser neuen Vorstellung zu befreunden, wie gefährlich der Versuch gewesen, und wie sehr auch, um in der gewöhnlichen Sprache zu reden, der Unterthan selbst vor seinen eigenen Reden erschrak und ungläubig untersuchte, ob denn in der That ein früheres phantastisches Bild sich vor ihm entfalte — dies springt jedem Leser in die Augen. Ueberall ist die Furcht zu erkennen, sich zu versprechen, die Aengstlichkeit ein Wort zu viel zu sagen; es waren zahlreiche Fingerzeige, Umschreibungen und Anspielungen auf irgendeine fremde Nation, auf beliebige, fremde Mächte nöthig, wo es sich direct um das russische Volk und das russische Reich handelt. Der Autor legte hier eine große Gewandtheit an den Tag: ein halbes Jahrhundert vor Dolgoruki gelang es ihm auf die Vermuthung zu kommen, daß der „Herrscher die Zwietracht nicht liebe". Auf der andern Seite muß

man anerkennen, daß dieser heftige, wenn auch nicht immer directe Protest gegen die vorhandene Ordnung der Dinge, der sich so oft und zwar nicht nur bei unserm Autor, sondern bei allen seinen Zeitgenossen laut äußert, und unerbittlich alle Wunden der Epoche aufdeckt, uns unwillkürlich wieder versöhnt, denn er zeugt von einem aufrichtigen und unerschütterlichen Glauben an die Möglichkeit einer Besserung. Allein alle diese Anspielungen, diese nicht zu Ende geführten Reden, diese gezwungene Ironie, welche die dunkle Seite eines Lebens beurkundet, unter welchem die Wahrheit nur mit Mühe offen und in ihrer selbsteigenen Gestalt hervorzutreten vermochte, führen uns auch die Lichtseite der Epoche vor Augen: es waren Leute vorhanden, welches ein kühnes Wort zu sprechen wagten; es gab eine höfliche Form, in welche sich, die Schwierigkeiten umgehend, eine kühne Rede bergen konnte; es war der Glaube vorhanden, daß sich die Wahrheit von der Masse der Anspielungen und Umschweife, vor dem Blick des Mächtigen trenne, sich kund gebe und als solche aufgenommen werde. Ein solcher Glaube an die vollziehende Gewalt, an ihre Fähigkeit zu verbessern und selbst verbessert zu werden, kann in unserm Autor auch andere Epochen in Erstaunen setzen. Und es ist um so mehr zu bedauern, wenn damit der Unglaube an die Kraft des eigenen Geistes und des eigenen Worts so enge verbunden ist. In der That wird die ganze Verschiedenartigkeit in den Erscheinungen des russischen Lebens bei ihm in die Welt der Logik emporgehoben, alle Fragen durch eine logische Schlußfolgerung entschieden, gleichsam als ob dieselben durch das Wort einer gelehrten Abhandlung endgültig gelöst werden könnten. Doch darf man sich durch diese scheinbare Freiheit nicht verführen lassen; betrachten wir die Sache genauer, so werden wir sehen, daß die logische Deduction, schon in ihrer Wurzel durch den Zweifel an der eigenen Kraft vergiftet, nirgends in ihrem Bereich bis zum Schluß gelangt

und schon auf halbem Wege erstirbt; für die Lösung des Gedankens und für dessen Hebel, das Wort, erscheint die Hülfe äußerer Kräfte, der Mächtigen der Welt, nothwendig; sein Glaube an die Reform stützt sich nur auf die Gewalt des Zaren. Wir sagen nicht allein, daß in diesem Glauben die Kühnheit des Gedankens und des Worts erstirbt; hier erstirbt auch der Volkswille und die Kraft der historischen Ueberlieferungen —, und die durch Jahrhunderte erworbene vollgültige Unantastbarkeit des wirklich vorhandenen Factums. Diese ganze Fülle des historischen Volkslebens gibt der Autor, logisch entwickelt und systematisch geordnet, in die Hände der Administratoren: schneidet und formet um — vom Gewerbe, dem Handel und dem Ackerbau angefangen bis zum Zuschnitt des Kleides, bis zur Form der Hüte und dem Rasiren der Bärte und von da bis zu den subtilsten moralischen Erscheinungen. Es ist begreiflich, welche Rolle dem Volke, dessen Massen zu Theil wird, wenn die Administration ein so ausgedehntes Feld der Thätigkeit besitzt; das Volk ist wie Wachs, aus welchem man bilden kann, was man will. Ein Verhältniß voll stumpfer Selbsttäuschung und beleidigender Verachtung gegen die Mehrzahl der Landsleute: es wird dadurch erkauft, daß man die Rechte der Logik über das Leben stellt und dann leichtsinnigerweise diese Rechte einem Kreise von Leuten überantwortet, welche mit dem Herrscherstab ausgerüstet sind. Vor unserm Blick entsteht und erhebt das Haupt eine Klasse von an der Spitze stehenden Leuten, eine Klasse, die in dem alten Rußland nicht vorhanden, die noch im 17. Jahrhundert neu war, aber den folgenden Jahrhunderten gut bekannt ward, eine in zwei eng miteinander verbundene Zweige getheilte Klasse: die einen glaubten, das sie umgebende Leben, außerhalb dessen Kreise stehend, ideologisch formen zu können, ohne mit demselben auch nur in Berührung zu kommen; — es ist dies die vorzugsweise von oben herab

wirkende, die despotisch-theoretische Reform; die andern angesteckt durch das Miasma logischer Lösungen, ohne in deren Wesen einzudringen, aber in ihrer rohen Natur einen Anstoß von ihrer Seite fühlend und denselben für sich als einen heiligen Ruf der Pflicht betrachtend, werfen ohne alle Rücksicht alles Bestehende nieder; sie bauen und zerstören, zerstören und bauen, indem sie sich in der Sphäre äußerer Erscheinungen bewegen und ihre hundertjährigen Rechte den Schwingungen der materiellen Gewalt zum Opfer bringen — und dies ist vorzugsweise die Umbildung von der Seite her und von unten herauf, es ist dies die tyrannisch-praktische Reform. Die eine derselben ruft die andere hervor, der Theoretiker befreundet sich mit dem Praktiker, der Liberale mit dem Henker und Gensdarmen. Das wahre Leben bleibt zwischen Extremen, bleibt sich selbst gleich, ja es entschlüpft sogar im Laufe der Zeit der Aufmerksamkeit der einen sowie der andern seiner Umbildner; das Bedürfniß wahrer Reform bleibt in ihm wie vorher unerfüllt und erlischt in langsamem Feuer bis auf den Grund, die handlosen Denker und die kopflosen Administratoren überdauernd; in seinem äußerst bedauerlichen Zustande, in einem kaum bemerkbaren und verborgenen Dasein steht es aber immer noch erhaben über seinen Drängern und erwartet noch lange Jahrhunderte hindurch den Augenblick, um sich mit einem mal zu erheben. Zur Zahl der Reformatoren der ersten Klasse gehört auch unser Autor, indem er die nahe Erscheinung eines praktischen Mithelfers voraussagt, ihn aus dem Dunkel der Zukunft hervorruft und für diese Schicksalsverkündigung, für diese Hervorrufung durch einen frappanten Mechanismus die schreiendsten Widersprüche in sich vereinigt: eine tiefe Verachtung gegen das Volk im Namen seines auf logischem Wege zu findenden Wohls und zu gleicher Zeit einen glühenden Eifer für dieses Wohl, einen Eifer, dem jedoch alle männliche, thätige und ausführende Kraft mangelt. Zu seinem

Glück und zur Wahrung seiner Ehre kam noch ein wichtiger Umstand hinzu: wie dies immer bei dem ersten Austritt aus dem Kreise des abstracten Gedankens in die lebendig bewegte Wirklichkeit, bei dem Zusammentreffen der Logik mit dem täglichen Leben der Fall ist, so ergreift den Autor unwillkürlich ein Schrecken auf dem Wege zu seinem Ziele. Wie lebendig auch sein Glaube an die Gewalt der umformenden Administrativmaßregeln ist, so läßt derselbe trotzdem einen Zweifel an der Wirksamkeit ihrer Anwendung zu. Was, wenn wir von dem frühern Punkt entfernt, die ursprünglichen Grundlagen unsers selbständigen Lebens verlieren, welche von alters her, wenn auch nicht harmonisch, doch fest zusammengefügt waren? Was, wenn wir, wie man zu sagen pflegt, straucheln, und hierdurch erschüttert den Verstand verlieren? Und wie der Autor die Kraft der Bewegung der Administration übergibt, gerade so ist er bereit, in ihr auch die conservative Kraft zu suchen, jene Kraft, welche noch rechtzeitig den völligen Zusammensturz zurückzuhalten vermag, und in dem sie die Wurzel rettet, dieselbe vor den Einflüssen der zersetzenden Elemente bewahrt. In einer solchen Sache aber reicht dieses Mittel allein nicht aus. Der Denker hatte noch Geistesfrische genug, um die ganze Schwäche äußerer Administrativmaßregeln bei einer solchen Aufgabe, wie die Bewahrung der Grundzüge eines selbständigen Lebens, zu begreifen; er wandte sich in gläubigem Vertrauen mit seinen Fragen an das ihn umgebende Volksleben, erkannte dessen volle Berechtigung an und setzte auf dasselbe seine Hoffnung. „Traue nicht den Fremden“ — „Erkenne dich selbst“ — dies sind die beiden Grundsätze, welche er aufstellte und der fortschreitenden Entwickelung zur Befolgung empfahl. Je lebhafter er die von dem Auslande her allenthalben eindringende Verderbniß fühlte, desto mehr wendete er seinen Blick von dem schlauen Gewebe der Administration ab und desto fester heftete er ihn auf die ein-

geschlagenen Fäden des ganzen russischen Volkslebens, auf dessen Sitten und Gewohnheiten; es thaten sich vor ihm bisher ungekannte Quellen gewaltiger Kräfte auf, welche er kühn zum Kampfe aufforderte, der vollen Hoffnung, daß dieselben in dem entscheidenden Augenblick ihm zur Seite stehen würden. Hier erhebt sich seine Betrachtung nicht selten zu einem gewissen dogmatischen Gesichtskreis, und es ist für uns von Interesse, den Weg einer solchen Selbstvertiefung in das Tiefstinnerste des Volkslebens zu verfolgen. Dieser Weg ist folgender: alles Neue, welches in der Zukunft der Reform herangerückt war, schien damals und war auch wirklich ein Angriff auf die Integrität des Lebens, welches sich seit Jahrhunderten harmonisch gegliedert hatte; es erschien als ein Aergerniß, oder wie der Autor sich ausdrückt, als eine Ketzerei, als eine Häresie. Wie verführend auch dieses Aergerniß war, so hielt sich doch das immer wache Gefühl der Selbsterhaltung für überzeugt, daß es nicht bis zur endlichen Ausschließung der Selbständigkeit überhandnehmen dürfe: gegen seine Extreme mußten Maßregeln ergriffen werden. Dieses Aergerniß personificirte sich für den Autor in den Fremden. Als wirklich gebildeter Mensch nimmt er bei denselben eine Menge für Rußland lehrreiche Beispiele wahr, er abstrahirt unausgesetzt aus dem Leben derselben nachahmungswerthe Erscheinungen, er räth sie scharenweise zur Unterrichtung der russischen Jugend in Handwerken und Künsten herbeizurufen; mit Einem Wort, die Frage in Betreff des Entlehnens bei dem aufgeklärten Europa ist durch ihn gewissenhaft und leidenschaftslos entschieden. Aber bei alledem, kann er mit seinem hellen Verstand nicht alles Fremde für besser, oder alles Bessere an dem Fremden als einen befriedigenden Ersatz für unser Eigenes betrachten, er wählt für die Heimat nur das Taugliche aus, und zwar mit aller Freiheit in der Wahl des Besten. Zugleich haßt der Autor als echter Slawe, seiner

Erziehung nach Weißrusse, und näher mit den westlichen Nachbarn bekannt, und endlich als Russe aus der Epoche des Zaren Alexéi, in der die Deutschen Rußland bereits überschwemmten und die tyrannischen Erscheinungen des 18. Jahrhunderts vorbereiteten, unwillkürlich mit tiefem Haß diese fremden Ankömmlinge, die allerdings zu Hause vortrefflich, aber erfahrungsgemäß Feinde jeder Erscheinung eines selbstständigen, slawischen Volkslebens waren; er verfolgt dieselben auf allen Krümmungen ihrer Schleichwege, vom Handelsmonopol angefangen bis zur Brautwerbung der regierenden Häuser. Es erwacht dann in ihm mit aller Kraft das Gefühl nationaler Würde und nationalen Stolzes: „Wir kommen mit unsern eigenen Dingen so gut zu recht wie die Deutschen, wir werden uns umbilden, ohne unsere Volksthümlichkeit für einen nahe liegenden Gewinn, für eine kurzsichtige Speculation und den blendenden Glanz des Fremden dahinzugeben; lasset uns nur unsere eigene Natur und unsere eigenen Kräfte näher ins Auge fassen.“ Und je weiter er sich durch dieses berechtigte Gefühl fortreißen läßt, desto deutlicher erscheint vor seinem Blick der ganze Nachtheil des despotischen Eindringens der fremden Elemente, und zwar nicht nur von seiten der Deutschen allein, und auch nicht nur in der äußern Sphäre; desto kräftiger entbrennt in ihm der Wunsch den Russen durch Selbsterkenntniß das triumphirende Gefühl der Selbständigkeit einzuhauchen und zwar in den höchsten Aeußerungen menschlicher Entwickelung. Er erhebt deshalb, in seiner Feindschaft gegen die Fremden manchmal fast bis zu einer chinesenartigen Exclusivität gehend, das Bedürfniß einer nationalen Selbständigkeit zu jener Höhe, von welcher herab alle unsere Beziehungen zu unsern Nachbaren mit der höchsten Unparteilichkeit bestimmt werden und uns in gleichem Maße das Urtheil über die protestantische Zersetzung, die römische Anmaßung und die griechische Engherzigkeit in die Hände gelegt

wird. Von der sich unbewußten Furcht des logischen Gedankens vor der eigentlichen Wirklichkeit beginnend folgt der Autor dem Wege ihrer Umbildung, vertieft sich in das Wesen des ihr unterworfenen Geistes, entnimmt den lebendigen Kräften desselben die unerfaßliche Größe des Bewußtseins und stellt sich nicht nur über die ganze Gegenwart, sondern auch über Tausende von hervorragenden Persönlichkeiten vergangener Zeiten. Daß er nicht lange auf dieser einsamen Höhe abstracter Anschauung sich zu halten vermochte, wird jeder erfahrene Historiker leicht begreifen; die lebendige Individualität wird, wie jede lebende Erscheinung leicht von dem sie umgebenden Strudel ergriffen und häufig unendlich weit von dem Hafen hinweggeschleudert, den sie durch große Anstrengung gewonnen. Je höher aber die Forderungen sind, welche an das russische Leben in seinem Ideal gestellt werden, mit desto größerm Kummer blickt der Denker auf die Außenseite des Landes, auf das Material, welches einer künftigen Reform entgegenharrt, aber in seinen Augen nicht selten als roh und unförmig erscheint: er bricht geradezu in Tadel und in die härtesten Vorwürfe gegen den Russen aus. Allein man fühlt, daß dies bei weitem nicht jenes greisenhafte, mürrische Wesen, oder jene griesgrämige Händelsucht ist, welche sich später im 18., besonders aber im 19. Jahrhundert zum Nachtheil aller Volksthümlichkeit entwickelte; nein, es ist dies das Uebermaß der Kräfte, welche in dem jungen Blute gären und toben, aber die befruchtenden Säfte der lebendigen, von ihren Großältern überkommenen Tradition nicht ausscheiden können.

Man kann vielleicht nicht mit ihm übereinstimmen, man kann sogar einen heftigen Unwillen gegen seine Meinung empfinden, allein man kann die von ihm ausgesprochenen Fragen nicht mit bloßem Stillschweigen oder mit Geringschätzung übergehen: so lebhaft sind die Bedürfnisse einer

Umgestaltung berührt. Und ist es etwa seine Schuld, wenn er aus heftiger Liebe zum Vaterlande selbst an den Rand des Abgrundes ankommt, und in demselben weder alles Böse sehen noch es durch die Idee besiegen konnte, nachdem sich dasselbe im Laufe der Geschichte angesammelt und noch nicht durch ein organisches Princip überwunden worden war?

Allein wie das wirkliche Leben Rußlands, indem es der Mittelpunkt blieb, in welchem sich die Veränderungen vorbereiteten, in seiner Originalität den Extremen der Umbildung entschlüpfte, gerade so wenig konnten seine Grundprincipien, die seit alters vorhanden, und ihrerseits zu einer festen Schutzmauer der russischen Volksthümlichkeit geworden waren, ihrem Wesen nach Veränderungen zulassen, gleichwie dieselben auch bisher, nachdem sie die gegen die Oberfläche geführten Schläge der Epoche Peter's ausgehalten, diese durch ihre Selbständigkeit überlebten: die Orthodoxie, so sehr dieselbe auch den Bewegungen des Volksgeistes unterliegt; die Bedingungen der Aufklärung, von der äußerlichsten Bedeutung des Staats bis zu dem innersten Bestand der Gesellschaft, von der Praxis des Rechts bis zur Harmonie des Verstandes und des moralischen Charakters; endlich die geistig-materielle Kraft, welche die Sprache organisirte und die Sitten, Gebräuche, die typische Aeußerlichkeit erzeugte. Alle diese Principien, auf welche wir uns bisjetzt in dem gemeinschaftlichen Wirken und Leben mit dem Volke stützen, und welche, so lange das russische Volk leben wird, immer seine Stütze sein werden, alle diese autonomen und an und für sich unerschütterlichen Grundsätze erhielten ihre verkehrte Form nur in den Zeitverhältnissen, in den speciellen Beziehungen, in der Anwendung, in all jener Zufälligkeit, auf welche sich der Einfluß des Schlechten erstreckt. Hier muß eine gründliche Reform eintreten.

Indessen ist der Autor, wenn auch an der Wurzel geknickt, und durch die fortreißende Bewegung der herangebrochenen

Umgestaltung seinen Grundlagen entrissen, bereit, gerade in der Stabilität der ursprünglichen Volksprincipien einen Widerstand, ein Hinderniß für die Entwickelung zu sehen und hätte deren Hartnäckigkeit zu brechen und die Principien selbst in den Lauf der Umgestaltung zu leiten gewünscht. Die Sphäre der Erscheinungen, welche eine Reform erheischten, sollte nach seinem Wunsch das volksthümliche Wesen selbst in ihre Fragen hineinziehen, und wenn sich dasselbe nicht fügte, so wurde doch der Zweifel an seiner Fähigkeit nicht ausgeschlossen. Mit andern Worten, er erkennt die Grundprincipien des russischen Volkslebens, die elementäre Möglichkeit einer selbständigen Entwickelung an: allein die Idee, welche die Geschichte nach vorwärts treibt, triumphirte noch nicht über das Böse, welches sich der Entwickelung als Begleiter zugesellt, es ist noch lange nicht die glänzende Zukunft, noch lange nicht das erstarkte und triumphirende Reich des nationalen Geistes wahrnehmbar. Alles Genie vermengte sich damals mit dem Schlechten, Alles beleidigt und versetzt in Aufregung. Dann aber ist der Autor, indem er nach rückwärts blickt, bereit, jeden Augenblick an der Wirksamkeit und der Befruchtungsfähigkeit der Grundelemente des ihn umgebenden Lebens, des sich gebildet habenden Wesens und der Organisation zu verzweifeln; er ist beinahe bereit, sogar an die Kraftlosigkeit der eigenen russischen Natur zu glauben. Auf diesen beklagenswerthen, aber charakteristischen Seiten der Abhandlung wird der Kämpfer, in seiner Kraftlosigkeit jene Kette von Umgestaltungen aus den Händen lassend, welche er früher der Wirklichkeit auferlegt hatte, selbst zum Schauplatz des Kampfes, zu welchem er früher das ihn umgebende Leben so kühn aufgefordert hatte. Rußland mit glühender Liebe zugethan, und noch heftiger den Despotismus fremder Einflüsse hassend, entfremdet er sich dem russischen Leben, er wird von demselben abgezogen, von der hohen Bildung angefangen, bis zu der ab-

stoßenden, nicht russischen Sprache, welche auf despotische Weise dem Verständniß eine unerträgliche Last auferlegte, ohne im geringsten zu vermuthen, daß seine energische Sprache nicht nur der Mehrzahl des Volks, sondern auch den damaligen Repräsentanten der Bildung und dem Zaren selbst, der das ihm gewidmete Werk zu durchlesen hatte, unverständlich sei. Der Vertheidiger der umformenden Weisheit, der Vertheidiger ihrer Freiheit beugt sich vor der äußern, administrativen Kraft, welche in dem damaligen Staat herangewachsen war, indem er zu ihrer Stütze sogar die Nothwendigkeit häßlicher Knechtschaft zuläßt. In diesem Strudel von Widersprüchen mit der Vergangenheit, der Gegenwart und mit sich selbst —, ist nur in dem einzigen Drange — in dem Drange der Bewegung eine Consequenz vorhanden; deutlich und klar dringt nur ein Ruf durch — der Ruf nach — vorwärts! Deshalb gleicht auch der Verfasser in dieser Weise nicht den übrigen Factoren des alten Rußland, an welchen wir, bis zum 17. Jahrhundert, eine entschiedene Zähigkeit, eine Festigkeit und eine Dauerhaftigkeit der Volksprincipien wahrnehmen, und welche Schritt für Schritt, langsam aber sicher auf der Bahn der Geschichte vorwärts gingen. Er steht uns nahe, er ist uns verwandt; es trennt uns nur die Epoche Peter's, welche mit allen ihren Früchten, gleichsam nur deshalb sich als Zwischenzeit dahinzog, damit wir sagen: „Schon vorher regten sich in den russischen Geistern dieselben Bestrebungen; auch sie brachte das mit qualvoller Sehnsucht Erwartete nicht; auch nach ihr stehen wir fast mit derselben unbefriedigten Erwartung da!“ Der Unterschied besteht blos darin, daß wir die Unglücksfälle in der That erfahren haben, und daß etwa nur sie uns das beklagenswerthe Recht geben — über die Plane eines solchen Reorganisators, wie unser Autor gewesen, nicht selten ein hartes Urtheil auszusprechen.

Das Denkmal trägt keinen bestimmten und genauen Namen.

Uns auf den Inhalt stützend, sind wir genöthigt, demselben den willkürlichen Titel zu geben: „Das russische Reich in der Mitte des 17. Jahrhunderts.“

P. Bessonow.

So weit der russische Herausgeber des Manuscripts. Dieses selbst hier in der Uebersetzung mitzutheilen ist schon seines großen Umfangs wegen (es umfaßt mehrere Bände), unmöglich. Auch würde der größte Theil davon die Leser, für welche diese Fragmente berechnet sind, wenig interessiren, nachdem sie schon im Vorstehenden Andeutungen über den Inhalt des Manuscripts und die Anschauungsweise des Verfassers erhalten haben. Derselbe verbreitet sich mit staunenswerther Sachkenntniß über alle Zweige menschlicher Thätigkeit; er liefert eingehende Abhandlungen über innere und äußere Politik, über den Staatshaushalt, das Finanzwesen, über Bergbau, Handel, Ackerbau, Fischfang und alle Gewerbe, wobei er fortwährend die Zustände Rußlands mit denen der vorgeschrittenern europäischen Länder vergleicht und seinen Landsleuten tapfer ins Gemüth redet, von ihrer angeerbten Trägheit und Gleichgültigkeit zu lassen, wonach es ihnen denn nicht fehlen könne, die verhaßten Fremden in weltlich nutzbringender Thätigkeit bald ebenso zu übertreffen wie in Glauben und Frömmigkeit. Besonders groß ist sein bei jeder Gelegenheit hervorbrechender Haß gegen die Deutschen, die er seinen Landsleuten in ähnlicher Weise schildert, wie unser Landsmann Olearius in seinem berühmten Reisewerke uns die Russen schildert.

Ich lasse davon, zum Ergötzen des Lesers, auszugsweise einige Proben folgen und wähle solche Stellen, welche lateinisch geschrieben sind, um den Autor selbst reden zu lassen, ohne Vermittelung eines Dolmetschers. Nach einer vorbe-

reitenden, russisch geschriebenen Einleitung, in welcher er die Stellung der Deutschen gegenüber den Russen schildert, fährt er plötzlich lateinisch fort:

„Tres igitur sunt causæ odii et malignitatis Germanorum erga nos.

1. Maledicunt nobis Germani: quia propter bona regni huius statuta non possunt nos redigere in omnimodam seruitutem (quemadmodum redegerunt Ungaros, Lechos, et Cechos): neque possunt nobis eripere omnem substantiam, sicut eripuerunt illis: neque occupare regnum hoc, sicut occuparunt illa.

2. Maledicunt: quia cum ipsi sint Heretici, oderunt ueritatem et fidem ortodoxam. Idcirco ut odiosam faciant fidem ortodoxam: omnibus artibus demoniacis nituntur odiosos facere nos.

3. Tertia odii et maledicentiæ ipsorum causa, est nostra Frugalitas, et Simplicitas morum, quæ paucis contenta est. Cum enim ipsi sint in omnem uoluptatem ac luxum dissoluti: non possunt non odisse Parsimoniam, et Frugalitatem.

Idcirco igitur ut eripiant nobis Regnum, et omnes substantias: Ut priuent nos fide ortodoxa: Ut inducant nos in omnem Luxuriam omni conatu nituntur dissoluere Bona statuta huius regni: et componunt contra nos callidissima mendacia, et diabolicas calumnias, sine fine: quibus ipsi conantur nos Russos et Sclauinos reddere omnibus gentibus contemptos, et abominabiles, plus quam canes mortuos, et odiosos plus quam demones.

In primis mentiuntur, et in plurimis libris praedicant: Russos esse omnium mundi gentium inbellissimos ac uilissimos. Non esse uiros; sed canes mortuos, et fungos, et stercora. Et hanc acerbissimam calumniam ita in

suis libris depraedicarunt: et Lechis uarie a se dementatis, ita persuaserunt: ut etiam Lechi eandem infamiam ubique cantent ac praedicent. Et tota Europa id eis credit: et gens nostra pessime ubique contemnitur: et Reputatio huius regni uario modo tota annihilatur. Unum quemdam ex Germanis insignem legionarium ego audiui sæpius, qualiter deierabat, animamque suam una cum corpore omnibus demonibus deuouebat, dicens: Si decem Tartari aut Germani in campo comparerent contra 100 aut 300 Russos, quod omnes illi Russi semimortui conciderent in terram, seque permitterent concidi quasi rapas. Ille idem multoties deierabat, Russos non esse dignos, ut eos sol illuminet, aut terra sustineat: propter uilitatem, et propter multas alias causas. Et quando ego respondebam: Quomodo ergo factum est ut Russi 3 Tartarorum regna, Cazan, Astrachan, et Sibiriam occuparent? Quomodo a Suedis multas arces ui ceperunt? tunc ille thraso obmutescebat. Deinde latrant canes maledici, blasfemant, ac scribunt: Russos supra omnes gentes esse furaces, latrones, mendaces, fallaces, ebriosos, lasciuos, impudentes, immundos, porcinos: et ut quidam ex ipsis pro conclusione scripserunt, «Russi (inquit) omnem uirtutem et omnem honestatem a se eiurarunt». Sic scripsit latrator quidam nomine Adamus Olearius, et ante ipsum alius quidam Zoilus nomine Jacobus Danus. Sed ad ista maledicta eis respondimus articulo 21, folio 156.

Germani gloriantur, ac praedicant: Quando (inquunt) Russi non habebant commercium cum Germanis; incedebant omnes in pannis albis, et in ouinis pellibus. Nunc autem incedunt toti colorati: quia habent pannos a nobis. Istis callidis sermonibus suadent nobis appetere Colores pretiosos: quibus multo satius esset, si nos

in uniuersum careremus. Profecto maior esset Russorum gloria, si in suis laenis et albis pannis regno bene ordinato et populoso perfruerentur sine mixtura Germanorum; quam quod nunc Germani uendunt nobis Colores (quasi Poma pueris) et interea totam Russiam inundant caterux Germanorum; et omnes bonos fructus terræ nostræ ipsi deuorant: et regionem nostram faciunt desolatam: et paulatim insensibiliterque faciunt nos sibi prorsus tributarios ac subditos. Callide persuadere nobis conantur, omnia sua esse optima, et nobis necessaria atque honorifica. Et ista fraude nos sibi obnoxios subditosque faciunt. Ita nobis persuaserunt etiam Militiam suam ab ipsis discere: et ipsos in duces assumere: et ab ipsis arma inutilia prorsusque ridicula emptitare: spatas scilicet, et pistolas, et malefactas carabinas. In hac re uehementer nos deceperunt, et toti mundo in ludibrium exposuerunt, ac contemptibiles effecerunt. Taceo amissionem generositatis, iniuriam genti factam, et alia plura mala — Dixi: quod Germani, dum nobis Colores preciosos, Arma ridicula, et alias merces inutiles ac superfluas uendunt, per id regionem nostram desolant. Hoc est, non permittunt populum multiplicari. Nihil enim est, quod magis impediat multiplicationem populi, quam Frumenti euectio: sicut alibi suo loco latius ostendemus. Germani autem infinitum Frumentum, aliaque uictualia singulis annis ex Russia euehunt: et per id ipsi ad uastitatem Russiæ unam ex praecipuis causis attulerunt. Eadem fere ratio est de Cineribus: quia et mellificium et agricultura per eos impeditur. Non tamen Cineres causant tanta damna, quanta causat frumenti euectio.

Ad acquirendam reputationem coram Germanis (aut aliis quibuscunque gentibus) non debemus nos cum illis

certare in illis rebus, quibus illi multo magis abundunt, aut excellunt nos, siue quas nos ab illis debemus petere, emere, aut discere.

1. Non debemus cum Germanis certare longis disputationibus, et tractatibus. Quia illi superant nos ingenio; et semper decipiunt ac uincunt, quando admittimus eos ad tales tractatus.

2. Non debemus cum illis certare auro, argento siue uasis instrumentisque argenteis, neque gemmis, unionibus, aut ulla opum ostentatione. Istis enim omnibus incomparabiliter Germani superant nos. Ad minimum 20 urbes sunt in una Germania, et totidem aliæ in una Gallia, in quarum singulis est plus auri, argenti, et gemmarum, quam in tota Russia. Ipsi enim nauigant et mercantur per totum mundum, et terræ ipsorum sunt feraces metallorum, aruarum, etc: Russia non ita. Idcirco non debemus talia coram istarum gentium legatis ad gloriam ostentare.

3. Praecipue coram Germanis et Europaeis non debemus producere equos Germanicos; sed potius Tartaricos Persicosque. Coram Persis autem decet producere utrosque: eo quod a rege Persarum mittuntur nobis equi in donum: quos proinde non decet abscondi, sed ostendi: et cum illis alios eiusdem regionis. De Spatis Germanicis quid dicam? Praeter id quod sunt inutiles: nihil est magis ridiculum, quam uidere hominem in habitu Russiaco, cum appensa spata Germanica.

4. Non debemus gloriari coram Germanis in pannis coloratis, nec eos ostentare coram illis: praesertim illos, quos illi texunt, et quos ab ipsis emere debemus. Imo expediret secreto ita rem instituere: ut coram legatis Germanicis nullus Russorum curialium aut nobilium compareret in ullo panno Germanico: sed omnes in Persi-

cis Turcicisque Muchaiaribus: in Bucharicis seu Kitaicis pictis sericeis pannis: et in Bumbacinis aliisque Orientalium materiis, et praesertim in ornamentis pellium zibellinarum, et nigrarum uulpium. Pannos tamen nihilominus a Germanis emeremus, et Persis, Turcis, Bucharisque uenderemus. O quam tum prodesset Russiæ ista prouisio.

5. Non debemus coram ipsis certare in artibus manualibus: neque ostentare ulla uasa argentea, aliaue instrumenta, florata, ornata, deaurata; et quibus est pretium ex artificio. Incomparabiliter enim nos superamur ab ipsis in omni artificio. Expedit ergo proponere legatis Europaeis uasa argentea in multitudine quidem ad necessitatem, non ad ostentationem; in qualitate autem, non curiose elaborata, florata, striata, sed potius omnia undequaque leuissima, et sine ulla deauratione. Et ita certabimus cum ipsis non uana ostentatione, sed Frugalitate. Et aliud in hoc erit commodum: quod talia uasa facile mundantur et munda tenentur. Illa autem artificiosa non possunt munda teneri, nec facile emundari; et ex illis semper dedecus potius, quam reputationem, hactenus acquisiuimus. Coram Persis autem aliisque Orientalium legatis licebit proponere uasa Germanica artificiosa.

Certare igitur debemus cum Germanis 1. Frugalitate, simplicitate, modestia, et uirili temperantia in uictu, et amictu, et in omnibus uitæ instrumentis.

2. Certemus Uigilantia: ita ut peruigilemus in nocturnis precibus; et summo mane surgamus ad opera siue exercitia nostræ uocationis et professionis. Et non dormiamus tota nocte, et usque in 3-am et 4-am horam diei; ut faciunt Germani.

3. Certemus Temperantia in stratis: ita ut contenti

simus uno mataracio laneo, aut ad summum una perina, nec ea nimium densa: supposito inferius stramine. Et non utamur simul duabus tribusue perinis inferne, et tertia quartaue superne: sicut Germani faciunt, et sudant in plumis quasi in balneis, ac pene suffocantur.

4. Certemus Frugalitate in praeparatione ciborum et potuum. Et non emulemur incredibilem Germanorum solicitudinem circa culinas et catinas. Non inuideamus eis ista felicitate.

5. Certemus Modestia in cultu et ornatu domorum. Non fabricemus lectos auratos: et qui constent centenos aut millenos aureos: ut faciunt Germani. Non inducamus pannis sericeis, nec coreis auratis, nec simpliciter ullis pannis, parietes et scamna; ut faciunt Germani. Non teneamus mensas contectas pannis aut tapetibus: nisi forte corio: et tempore prandii mappa linea. Non consternamus pauimentum domus tapetibus aliisue pannis: ut faciunt Turci. Non conquiramus uasa Vitrea, quæ constent unum, tres, 10, et centum rublos: ut faciunt Lechi; sed potius utamur argenteis moderate, et apte efformatis. Non teneamus puluinaria in scamnis, ad supponandum nobis ipsis, uel hospitibus, in sedendo uel genuflectendo: ut faciunt Germani. Non imitemur nimis curiosam et laboriosam Germanorum munditiam: qui pauimenta domorum toties lauant: et ubi non licet hospiti sputum expuere super pauimentum: et si forte hospes expuit, protinus ancilla extergit. Tales anxii uoluptatum et carnalis munditiæ obseruatores conantur ex terreno hospitio facere celestis patriæ habitaculum. Nos autem cogitare debemus corpus nostrum esse saccum stercoris, et cibum uermium. Epicureas, Sibariticas, et Sardanapalicas munditias relinquamus Germanis: et nullo modo eas aemulemur. Certe ab orbe condito non fuit

nec esse potest gens, quæ maiorem uentris carnisque curam et munditiam haberet: quæue cum maiore solicitudine elaboraret omne id, quod potest pertinere ad Mollitiam, pigritiam, blandimenta, lenocinia carnis; siue ad maiorem in edendo, bibendo, sedendo, iacendo, ambulando, dormiendo, proficiscendo, commoditatem, quam Germani. Et tamen cum omnibus istis epicuraeis munditiis, lautitiis, et deliciis tandem reuertuntur Germani in idem stercus et puluerem, in quem reuertuntur cunctae aliæ gentes. Et tunc non quæritur: quis habuerit mundius pauimentum aut stratum; sed quis habeat mundiorem conscientiam. Sciamus, et Germanis respondeamus, Epicureas istas munditias non posse esse sine peccato. Si enim de omni uerbo otioso debebit tunc reddi ratio: multo utique magis de omni munditia superflua et ad uoluptatem facta debebit reddi ratio, et non erit excusatio. Tales munditiæ sunt coram Deo immundae. Mundate corda uestra; et non pauimenta uestra.

6. Certemus Militiæ nostræ et Armaturæ pulcro et utili et uere militari modo ac institutione. Equitum agilitate: et armorum praestantia; nempe turmis equitum pulcherrime instructis more Chusarico, et Cozacico: cum hastis, loricis, brachialibus, pennis gruinis, non struthonicis, arcubus et sagittis. Non Germanorum turmae, sed Chusarorum et Cozacorum, adderent genti nostrae splendorem et reputationem. Peditum autem cohortes habeant aliae fistulas peditales, aliae arcus longos et sagittas: omnes autem uestimenta aptissima ad sufferendum frigus, pluuias: non colorata, sed ob figuram scissurae laudabilia: sicut suo loco diximus.

NB: In militiae modis nos sumus medii inter Scitas et Germanos. Scitae tantum leui, Germani tantum graui

armatura praepollent; nos commode utimur utraque, et sat feliciter possumus utramque istam gentem imitari, quamuis non adaequare. Scitas superamus armatura graui, leui prope accedimus. Germanos armatura leui superamus, graue prope accedimus. Igitur contra utrosque armatura debemus uti, et agnoscere nostrum auantagium.

7. Obseruantia optimorum statutorum huius regni; de quibus egimus art: 20, fol: 152. Et potissimum supraque omnia profiteamur coram Germanis, nos uelle cum ipsis certare conseruatione et reuerentia perfectae Monarchiae; et perfectissima obedientia erga nostros reges. Haec est enim res, quae maxime populum quemuis facit clarum, felicem, uictoriosum, et gloriosum: sicut uidere est hodie in regno Turcorum, et olim fuit in omnibus magnis regnis.

8. Certemus cum eis laudando Veritatem; spernendoque ac uituperando omnes uanitates et insanias falsas. Praesertim contemnamus ac derideamus Germanorum Caualarias, aliosque plurimos inanes nobilitatis ordines et distinctiones: qui cum nihil ab inuicem in rei ueritate distinguantur, putant tamen se esse uarios, et alios aliis digniores. —

Vera libertas, et summa gloria est, Vera pietas (quae non potest esse sine uera fide) et Perfecta monarchia. Vera enim pietas, siue seruitus Dei (non libertas carnis, quam uos falso appellatis euangelicam) facit homines reges in coelis. Perfecta autem monarchia facit ueram Libertatem in terris. In hac enim omnibus bonis uiris licent omnia iusta et honesta; sceleratis autem non licet impune scelera patrare, et bonos affligere: sicut licet in uestra effreni ac disordinata libertate. Quid enim o Germani in omni uestra libertate Iustum, Honestum, et

Reipublicae utile; quod non pariter nobis liceat, sicut et uobis? Quod autem nobis non licet impune scelera patrare: hoc ipsum est uera et summa libertas.

Concedamus eis gloriam diuitiarum, fateamurque nos non uelle certare opibus cum Mercatoribus, qui cursitant quotidie ad Indos. — Spernamus, nec aemulemur ipsorum innumerabiles curas circa praeparationem ciborum et potuum: uasa uitrea immensis pretiis: lectos auratos: tapetia et aulaea: perinas et puluinaria: lotiones pauimenti: et alias istius modi Epicureas Sibariticasque industrias.

9. Postremo concludamus: Nos nolle nostram, sed Dei gloriam quaerere. «Non nobis, Domine, non nobis, sed nomini tuo da gloriam.» Ideo nostra gloria est Dei gratia: et in primis Fides Orthodoxa. Hanc magni facimus: et omnibus diuitiis, deliciis, et gloriis mundi praeferimus. Haec nobis maxima est Dei gratia et gloria, quod apud nos uigeat obedientia sacrorum conciliorum et patrum: et non sit liberum hominibus impiis seminare errorum zizania. Nos in hac gloria et beatitudine acquiescimus: et felices nos ex gratia Dei esse agnoscimus isto nomine. Quia agnoscere ueritatem et seruire Deo, regnare est.

Si apud uos o Germani essent nostri mores; uestri autem essent apud nos: et simul uestra loquacitas esset apud nos, ut nunc est: profecto uos miris modis proscinderetis in nobis Lasciuiam, uoluptates, et intolerabilem Epicuream uitam: et faceretis nos omnibus Sardanapalis et Sibaritis et demonibus immundiores. Quid diceretis deinde: si apud nos esset inuenta ingeniosissima illa malitia, quae nulli genti est cognita, nisi uobis: per quam scilicet caupones tenent depictas in cameris meretrices sub nomine Sibillarum: easque hospitibus praesentant ad eligendum, et singularem diuersa pretia

indicant? — Si ebrietatem nobis objicitis: certum est, quod pro uno Russo ebrio semper reperientur 100 Germani ebrii. Quid si apud nos omnes uici pleni essent popinis, et personarent fistulis, saltibus, uomitu, et ebriorum clamoribus? Quid si Itali, Hispani, Galli nos prouerbiis notarent quasi ebriosos, sicut notant uos?“

In einer später geschriebenen Abhandlung kommt er auf denselben Gegenstand zurück, wovon hier noch eine Probe folgen möge:

Articulus de Natura Germanorum.[1]

1. Maledictus humani generis hostis innumerabiles habet artes, ad decipendos, et ad perdendos homines. Ille inter alia sua uenena habet triplices Hereses; Doctrinales: Politicas: et Absconditas: quas sequente articulo explicabimus. — Hereses Doctrinales sunt errores contrarii doctrinæ sanctorum patrum, et fidei catolicæ; quibus destruitur pietas siue honor Dei, et amittitur salus animarum. — Hereses Politicæ sunt errores contrarii prudentiæ politicæ; quibus destruitur honor et reputatio nationum, et amittitur temporalis felicitas. — Hereses Absconditæ, siue Demonolatria Palliata, sunt Astromantia, Alchimia, Cabala, Fisiognomia, et omnis reliqua Magia. — Præcipua autem instrumenta, per quæ demon istud suum omnigenarum heresum uirus erga nos et erga alias Europae gentes effundit, sunt Germani.

2. Scire igitur debemus: quod Germani pulchritudine, et loquacitate, superant multas gentes. In artibus autem mechanicis; in nauigatione, et in mercatura, su-

1) Die frühere, vom Autor später geänderte Ueberschrift lautete: De Haeresibus Politicis, et de earum auctoribus Germanis.

perant omnes totius mundi populos. Idcirco consequenter sunt Superbissimi, et intolerabiles aliorum populorum contemptores. Ego cum ipsis millies milliesque fui: et pene semper audire debui, quomodo illi gentem nostram uocitant Canes, porcos, asinos: et omnibus aliis uituperiis calumniisque proscindunt.

3. Lingua Germanorum est plena horrendis Blasfemiis. In toto mundo non est gens, in qua audirentur tam horrendae blasfemiae, sicut audiuntur in Germanis. Et si inter alias Europae gentes sunt aliquae licet pauciores blasfemiae; illae quoque prouenerunt a Germanis. Quia Goti, Uandali, Longobardi, aliique Germani illas regiones inundarunt, et linguas transformarunt.

4. Germanorum lingua est aptissima Ritmis, Cantionibus, Prouerbiis, Salibus, Scommatibus. Et Germani ingenio suo sunt Fabulosi, ac Loquacissimi, dicacissimi: calumniis, cauillis, contumeliis, fellitis salibus, et uiperinis sibilis semper plenissimi: et omni cane mordaciores. Draconinas suas linguas ita incessabiliter uibrant; ut alias nationes, quae inter ipsos uel iuxta ipsos uiuunt, ad desperationem cogant. Imo inter seipsos mordent se tanquam canes. Nulla pene est prouincia in ipsis, aut populus, quem non soleant aliquo famoso scommate notare ac irritare. Aliquos appellant Putentrager'os.[1]) Aliquos nominant Kokskem[2]), Pectines gallinarum: quasi nimis uoluptuosos, ut qui putent se non posse uiuere sine cibo ex pectinibus gallinarum facto. De aliis narrant, quod Asinum deuorarint. Alios derident, quod Horologium solare sub tecto fabricarint. De aliis narrant, quod septem uiri unam hastam tenentes ad unum

1) ?

2) Klingt fast wie das englische cock's-comb.

leporem occidendum accurrerint. Alios appellant Tellpellos[1]), id est rupices, de tali oppido. Ita Germani falsa scommata praedicant de suis propriis fratribus: et saepe blasfemant ac acerrime, et ad mortem pugnant pro istis conuiciis. Sicut non pridem uisum fuit exemplum Mosquae: quando propter uocabulum Putentrager, milites in sloboda[2]) Germanica unum mercatorem publice fustibus percusserunt: et magnas lites excitarunt. Alias autem gentes uocitant Barbaros, Satiros, Bestias, et aliis uituperiis proscindunt. — De aliquibus narrant: quod habuerint aliquando regem Canem. Scilicet, cum diu non possent electores concordare de rege eligendo, tandem concluserunt, qui primus intrauerit ad ipsos, ille sit rex, qualiscunque sit, dummodo sit uiuus. Intrauit canis uenaticus; et illi hunc coronarunt regem, dicentes: Coronemus eum: ipse sedeat in loco suo, et nos gubernabimus. Et ita canis ille uno anno regnauit, ligatus ut sederet in trono, et regiis cibis nutritus. etc. — Pegae ciuitatis incolae uexantur, quod canem deuorarint seu canis assati pedem. Hinc (aiebat quidam) ad 50 homines ego scio esse occisos. Et tandem ciuitas ipsa ad arma uenit ex eadem causa, et exusta fuit: ut idem Seitz aiebat.

5. Germani supra omnes populos sunt deditissimi Demonolatriae siue impiis demonum imposturis: Astromantiae, Grammatomantiae. Alchimiae et reliquae omnigenae Magiae. Olim apud Graecos erant famosi magi Apollonius, Trasillus, Simon magus, et alii: et libri multi magici reperiebantur. Sicut legitur Actorum 19. 19, quod Efesi praedicante Paulo fuerint combusti libri

---

1) Tölpel.

2) Dorf, Vorstadt.

magici, ad ualorem denariorum 50 millium. Postea autem, non solum apud Christianos, sed etiam in toto mundo non fuerunt tam famosi Magi, sicut fuerunt quidam apud Germanos: Quales fuerunt demones illi, Teofrastus falso sic dictus, Faustus, Michael Scotus, et alii, et nostro aeuo quidam Campanus et Helmontiy: et duo Pseudoprofetae, profetantes diem iudicii. Nullibi etiam habentur tot blasfemiarum et impietatis libri et artifices, et societates, qui se appellant Fratres Roseae Crucis, quot sunt in sola Germania. Si libri tam cari essent, ut olim erant: non 50 millia denariorum, sed pluries millena millia denariorum in Germania inueniretur pretium illorum. Carnifices Germanorum penè omnes sunt, et publice sciuntur, esse magi. Saepius factum est, ut quando debebant iudicio puniri magi, integrorum oppidorum ciues plurimi et praecipui deprehensi fuerint esse magi. Hamburgi in Austria aliquando praecipui ciues fuerunt supplicio affecti. In Hamburgo maiore omissum fuit aliquando iudicium: quia carnifex deterruit iudices, dicens: Si inciperent indicium facere, quod nullus esset finis futurus, antequam tota urbs desolaretur. In aliis quoque locis his similia contigerunt. Arces et domus diuitum innumerae sunt obsessae spectris, ut nusquam alibi ita: unde signum est, ibi alchimistas, astromantes, aliosque demonolatros magos habitasse. In militia Germanorum nihil est frequentius, quam habere demoniaca amuleta contra arma. Gustauus ipse rex Suedorum gestabat gladium: cui incisae erant demonum inuocationes. In nostra porro dilecta patria Russia, per Astromantiam suam quae mala non effecerunt isti demonis ministri? Cum Seino sub Smolensco fuit quidam Germanus Maior Dam. Iste cum sua uxore offerebat se, totum exercitum facere inuulnerabilem. Non fuit ille tunc punitus,

sicut fieri debebat, sed totum suum regimentum fecit inuulnerabile. Hinc quid consecutum est? Non sunt uulnerati, nec occisi. Sed quam turpiter uicti? Quisquis talibus artibus utitur, omnes in fine male pereunt. Sicut et regi Suedorum contigit, et aliis. Praecique autem illi Germani, qui Metallicas artes profitentur, et illi qui esse Ingeniarios appellant, plerique habent commercium cum demonibus. Praeterea Boiarum Borissem Godunium Germani suis demoniacis uaticiniis incitarunt ad appetendum imperium. Hinc deinde consecutum est urbis Mosquae excidium, hinc totius regni desolatio. Nostro autem tempore quidam demon incarnatus, nomine Furman, praebuit unam ex praecipuis causis praesentis irae Dei contra hoc regnum, sicut alibi ostendimus. Idem demon in sua pseudologia supra annum 1663 conscripta, scripsit, Ante salutarem Iesu Christi Domini ac Dei nostri natiuitatem contigisse quasdam certas stellarum conuentiones: et propterea facta esse, quae facta sunt in mundo per Christum. Per hoc demon iste inspirat hominibus tam horrendam blasfemiam: quasi conditor stellarum, stellis esset subiectus. Quidam Taissa apud Krasniy Iar ostentabat nostris legatis baculum, ex quo emittebat fumum et ignem. Huiusmodi praestigias in pretio habent Calmici, et reliqui Scitae. Habent similiter in pretio Germani. Gollaniae in magna ueneratione est quidam Lapis pseudoprofeticus. Apud Swarcenburgicos est quoddam idolum ferreum, quod ex capite emittit ignem. Apud . . . est quoddam Cornu, ex quo qui bibunt, post horam uomunt.

6. Germani impudentissima audacia iactant se esse omnium gentium Fidelissimos, Constantissimos, et Veracissimos. Et tamen sunt Perfidissimi. Ipsi prouerbiis suis iactant ac praedicant suam fidelitatem: sed credat

illis qui uult decipi. Nos credimus eos tamdiu esse fideles, quamdiu ipsis expedit. In mercando non attendunt exiguam rapinam. At in magna summa certissime defraudant, si possunt, et Falsis Monetis totum mundum defraudant. Millies id opere ostenderunt in Russia: et non pridem ille, qui 40 millia rublorum ex tesauro imperatoris accepta fraudulente retinuit: et postea ut furtum suum tegeret, auctor fuit cudendae monetae aereae: sicut ab alio Germano homine mendacissimo narrari audiui. In proeliis autem, si contigit aliquando, aliis fugientibus, ipsos non fugere; id factum est non propter fidelitatem, sed propter Tarditatem ipsorum. Cum enim non possint fugere; necessitate coguntur in loco stare. At quando possunt proditionem facere, non id omittunt: sicut multis luculentissimis exemplis id demonstrarunt.

7. Germani, si alicui homini aut populo male uolunt, et non possunt ei aliter nocere; utuntur contra ipsum iaculis Calumniae. Conscribunt libros infamatorios: et in illis praedicant odiosissimas calumnias: ut per illas faciant hominem illum mundo odiosum. Ita olim cum Magister ipsorum Luterus cepisset rebellare ecclesiae Romanae, confinxit ipse et postea alii multos mendaciorum libros contra Papam. Ibi inter alia aiunt, 1. Papam esse Antichristum illum ipsum, qui in sacris scripturis uenturus esse praedicitur: 2. aiunt Feminam quandam fuisse papam: 3. Papam quemdam ex superbia pedibus conculcasse caput cuiusdam ipsorum imperatoris: etc. Has et alias manifeste impossibiles calumnias illi multis libris praedicarunt: et aliquando etiam imperatori nostro Iohanni Basilidi in scripto porrexerunt. — Quando autem sua mendacia contra Romanam ecclesiam detecta ac a toto mundo derisa fuisse uiderunt: serpentinas suas linguas et libros conuerterunt contra hoc gloriosum regnum.

Scilicet: Ut sanctam Iesu Christi fidem in odium adducerent; et ut suas impias hereses commendarent: multos libros Infamiarum de nobis conscripserunt, quibus peccata fidelium in immensum exaggerant (Uide fol. 112, num. 3. Et fol. 312, num. 7). Et multa falsa comminiscuntur: in odium sanctae fidei. De Maledicis ipsorum libris uide totum art. 9, fol. 107. Et refutationem nostram, articulo 10, fol: 110.

8. Germani totam gentem nostram Sclauinicam, et praecipue hoc gloriosum regnum, oderunt implacabili, aeterno, demoniaco odio. Acrius illi oderunt hoc regnum, quam ipsam urbem et pontificem Romanum: quia habent easdem, et plures impii sui odii causas. *Tres* autem *sunt* praecipuae *odii et malignitatis Germanorum erga nos causae.* [1])

1. *Maledicunt nobis Germani: Quia ipsi sint Heretici, oderunt ueritatem et fidem ortodoxam. Idcirco: ut odiosam* hominibus *faciant fidem ortodoxam: omnibus artibus demoniacis* student *odiosum facere* populum ortodoxum. Sicut hic immediate iam diximus.

2. *Maledicunt nobis Germani: quia propter bona huius regni Statuta*, nondum poterunt *nos redigere in omnimodam seruitutem;* sicut *redegerunt Ungaros, Cechos, et Lechos: neque occupare hoc regnum, sicut occuparunt illa* regna. Et quia in Russia non possunt libere rursum deorsum ambulare, et omnes suas nequitias peragere: ideo maledicunt ac latrant.

3. *Odii et maledicentiae* Germanorum *causa est nostra Frugalitas, et Simplicitas* uitae, *quae paucis contenta est. Cum enim ipsi sint* Luxuriosissimi supra omnem mensu-

---

1) Dies und das Folgende kommt im Texte wiederholt vor, gleich als ob es der Autor seinen Lesern recht zu Gemüthe führen wollte.

ram (ut mox dicemus) *non possunt non odisse Frugalitatem.*

Idcirco ut dissoluant salutaria statuta optimamque politiam huius regni: ut possint sursum deorsum per hoc regnum libere uagari quasi per suas popinas: *ut nos inducant in omnem luxuriam*, dissolutionem, et insaniam: *ut nobis eripiant* omnem honorem, et reputationem, *et omnes substantias* nostras, ac demum *ut eripiant regnum* ipsum; sicut eripuerunt Lechis et Ungaris: *idcirco componunt contra nos* Russos odiosissima *mendacia*, *et diabolicas calumnias, sine fine: quibus ipsi conantur nos Russos reddere omnibus gentibus Contemptos, et Abominabiles, plus quam canes mortuos; et Odiosos, plus quam demones.*

9. Certe *antiquus ille hostis ueritatis et pater mendacii, qui proprio nomine appellatur Calumniator, serpentinis suis sibilis* nunc uehementer *afflauit* sua *instrumenta* pestilentiae: disponens, *ut per ea* contaminaret *primo Honorem* et Reputationem *nostrae gentis; deinde* autem ut omnem nostram bonam politiam, et populum ortodoxum omni heresum colluuie permisceret, sicut iam fecit apud Lechos. *Quippe* isti *homines a sancta Iesu Christi fide alieni*, et consequenter electa uasa diaboli; *ut ueram fidem in odium deducant*, et ut *suas* blasfemas impietates *commendent; Peccata ortodoxorum supra omnem modum exaggerant: fragilitates* et *lapsus fidelium in immensum amplificant:* et in suis libris per mundum spargunt ac depraedicant. *Antea contra* ecclesiam Romanam *multis librorum plaustris debacchati sunt;* in odium sanctae fidei; *postremo uero contra gentem nostram* (itidem in odium fidei) omnes maledicentiae tubas inflarunt; *et totam Europam Satiris in nostrum nomen compositis impleuerunt. Nulli fabulosi Centauri, nulli Ciclo-*

pes, nulli demones tam foede depingi possunt, quam illi nos depinxerunt. Sed quid est *mirum, si seruis maledicunt, qui dominum* ipsum Iesum Christum *suis* impiis *heresibus blasfemant?* Ipse *Saluator* hoc nobis praedixit: *Si me persecuti sunt, et uos persequentur. Et odio eritis omnibus hominibus propter nomen meum. Idcirco nobis non* est *opus ad ipsorum maledicta respondere: cum iam* Saluator *ipse pro nobis responderit, dicens: Qui uestrum sine peccato est, iaciat primus in eam lapidem. Et alibi: Si uis excipere festucam* de *oculo fratris tui, eiice prius trabem de oculo tuo.* Si Germani hoc Domini praeceptum considerarent, fortasse lentius contra nos baccharentur.

10. Nulli porro sermones satis exprimere possunt, quam perniciosum sit nostræ genti, et huic glorioso regno, Germanarum calumniarum uirus. Ipsi in suis popinis uociferantur, et *in plurimis* suis infernalibus *libris mentiuntur ac praedicant: Russos esse omnium* mortalium hominum *Imbellissimos ac Uillissimos. Non esse uiros,* non feminas; *sed canes mortuos, et fungos, et stercor*ibus uiliores. *Hanc* pestilentissimam *calumniam ita in suis* colloquiis et *libris depraedicarunt: et Lechis* per omnia iam *a se dementatis ita persuaserunt: ut etiam* ipsi *eandem infamiam* credant esse ueram, et *ubique cantent ac praedicent,* et columnis marmoreis incidant, historiisque suis inscribant. Quippe Varsauiae erexerunt abominationem desolationis in columna marmorea: idolum Germanicae Superbiae: et Tropaem ignominiae suae. Pludra enim illa super capita nostra erecta nihil aliud esse potest, quam aeterna ignominia totius gentis Sclauinicae. Hinc *tota Europa* calumnias de nobis *credit: et gens nostra pessime ubique contemnitur:* et omnis *huius* gloriosi *Regni* Honor ac *Reputatio,*

apud Europaeos, prorsus *annihilata* est: et clementissimis nostris imperatoribus magna ubique in sermonibus et libris Europaeorum fit dedecoratio et ignominia. Non possum hic omittere, quin dicam: Quomodo *ego unum quemdam ex Germanis insignem* ac nobilem *legionarium* saepe *saepius*que *audiui*, *qualiter deierabat*, *animamque suam una cum corpore omnibus demonibus deuouebat*, *dicens: Si decem Tartari in campo comparerent contra 300 Russos*, *quod omnes illi Russi conciderent semimortui in terram*, *seque permitterent concidi quasi rapas. Ille idem multoties deierabat: Russos non esse dignos*, *ut eos Sol illuminet*, ut eos *terra* sustentet, ut eos pluuia irroret. *Et quando ego* obiiciebam: *Quomodo ergo factum est*, *ut Russi tria Tartarorum regna*, *Cazan*ense, *Astrachan*ense, *et Sibiri*ense per Dei gratiam ceperint? Quomodo Mamaium Chanum bis ad internecionem ceciderunt? *Quomodo a Suedis multas arces ceperunt? tunc ille traso obmutescebat.* Alter diaboli praeco in libro scripsit: Quod in una urbe Mosqua habitabant 700 millia uirorum arma ferentium, praeter aliam imbellem multitudinem: et quod hi omnes ab 800 Germanis et a 5 millibus Polonorum occisi fuerint. O portentum mendacii! In una tot bellis et obsidionibus antea afflicta urbe, reperiri 700 millia armatorum.

11. Antiquis temporibus Sardanapalus, Salomon, Sibaritae, et Epicuraei, erant insigniter uoluptuosi, ita ut ipsorum immoderatae luxuriæ in prouerbium abiuerint. At si nunc a mortuis resurgerent omnes Sibaritæ et Epicuraei, et conspicerent Germanicas uoluptates; mirarentur ac faterentur, se a Germanis longe esse superatos. Germani enim sunt omnium hominum Uoluptuosissimi. Nullus sermo potest exprimere: Quales, et quam solicite praeparatae sunt ibi quotidianae epulae: Qui apparatus

lectorum: Qui lusus, qui cantus musici, quae saltationes, quae lasciuiae, quae mollitiae, quae ebrietates. Non cubant in lectis, sed merguntur in plumis. Unicam toto anno agunt sacram Vigiliam, in nocte Natiuitatis Domini: et tunc qui cogitant ire ad ecclesiam, cartis et aliis lusibus transigunt illas horas, quousque pulsantur campanae ad ecclesiam. Non surgunt ante horam prandii: et de lecto prosiliunt immediate ad epulas, et ad iocos. In uestimentis, in equis, in curribus, et in omni alio ipsorum apparatu, talia sunt ornamenta, tales figurae, tales lasciuiae, mollitiae, et uarietates, quales nullius alterius populi mens excogitare potest. Si in Gallia aut alibi forte aliquid lasciuum, ludicrum, leue, aut luxuriosum excogitatur: mox accurrunt Germani, et illud solicite imitantur. Domus ipsorum ad summam uoluptatem sunt factae. Pauimenta domorum marmorea assidae lauari iubent, et accuratius ea obseruant, quam altaria. Omnes Europaei, praesertim Itali, Galli, et Hispani, prouerbiis notarunt Germanorum ebrietatem. Germani quippe potant ad musicam, ad sonitum tubarum, et ad strepitum bombardarum. Perpetui sunt in potando et bacchando. Uinum saccharo miscent. Calices uitreos, prae insolentia, post epotionem per fenestras proiiciunt. Quis porro explicare, imo quis credere poterit exquisitas ipsorum lasciuias? Caupones in popinis, in uariis cameris tenent multas imagines sub nominibus Sibillarum: quae imagines singulae repraesentant ad uinum singulas meretrices. Has praesentant hospitibus ad eligendum, et singularum diuersa pretia indicant. Quidam pictor depinxit singulas gentes in propriis ipsorum habitibus: Germanum autem depinxit nudum, cum frusto panni sub axilla: quia Germani singulis annis mutant uestitum. Abrumpanus tandem sermonem. Nullus enim

esset finis uerborum: si uellemus persequi Uoluptates ipsorum; et quae ac qualia damna et dedecora ipsi nobis faciant. Satis nobis est, breuibus uerbis indicasse Ingenium ac naturam ipsorum. Uide fol. 156. n. 3. 4. et fol. 112. 5.

12. Omnium gentium Filautissimi, Inuidissimi et Inhospitalissimi sunt Germani. Russus, Lechus, aut quiscunque Sclauinus, mercator, miles; aut cuiuscunque conditionis homo, si ad Germanos uenerit; ille certissime aut peribit, aut fortunis suis priuabitur, et ad egestatem miseriamque redactus, cum uerecundia domum redibit. Innumeri Germani inter Russos, Lechos, et reliquos Sclauinos possident magnas diuitias, et summos honores: usque adeo regalem dignitatem: et uiuunt suis moribus et legibus, in summa libertate et honore. Nullum autem Sclauinici generis hominem ego hactenus auditu cognoscere potui: qui mercando, militando, aut per aliam industriam, apud Germanos mediocrem aliquem apum aut reputationis gradum consecutus esset. Omnes nostrates, qui illuc abeunt; ob Puncturas Scommatum, et ob frequentes exinde Monomachias, ob Germanorum Fraudes et uexationes in agendo, ob uenenum, et ob magiam, aut uitam amittunt, aut aliter ad desperationem coguntur. Quid loquor de nostratibus? Etiam sapientiores Europae populi, Itali, Hispani, et Galli parum aut nihil apud Germanos lucrantur. Plurimi Germani apud illos sunt diuites, potentes, atque adeo reges in Hispania hoc tempore. Apud Germanos autem rarissimi apparent ex istis gentibus uiri diuites. Postremo Germani et Mendicos non admittunt ad suas urbes sine examine: et admissos non diu hospitari permittunt. Adeo eleemosinam pauperibus inuident.

Cum igitur Germani sint Heretici, et omnium Euro-

paearum Heresum inuentores ac fabri: cum sint Superbissimi, Blasfemissimi, Loquacissimi et Mordacissimi omnium gentium: cum sint deditissimi Astromantiae, Alchimiae, Fisiognomiæ, et omni reliquæ Demonolatriæ: cum sint Perfidissimi in bellis, Fraudatores in commerciis, Infamatores et Calumniatores uirulenti in libris: cum sint omnium hominum maxime Uoluptuosi, Ebriosi, Epicuræi et Sibaritae: cum sint inuidissimi et Inhospitales: cum gentem nostram iurato, aeterno, diabolico odio prosequantur: cumque Honorem et Reputationem nostram apud omnes gentes turpissime odiosissimeque coinquinarint: consequens est, quod nos nobis a conuersatione Germanorum, plus quam ab omni lupo, dracone, et demone, cauere debeamus. Demon enim est mille artium artifex: et omnibus temporibus inducit homines in uarios ac nocuos errores. Nullus est numerus, nullus finis, fraudum ipsius. Pessime ergo et Perniciosissime errant, et ab ipsomet demone in fraudem inducti sunt illi, qui dicunt: Omnes hereses iam esse definitas et recensitas in Conciliis. Habet enim demon alias innumeras fraudes, quae nusquam in sanctissimis Conciliis expresse nominatae leguntur. Praecipua autem una eius fraus est: Quod per populos Ingeniosos et Sapientes, solet in errorem trahere alios populos rudiores. Ita olim per Graecos seducebat reliquas gentes: hodie seducit per Germanos: qui (sicut praediximus) sunt omnium nouissimarum heresum fabri.

postrum Heresum inventores ac fabri: quia sint Super-bissimi, Blasfemissimi, Loquacissimi et Mordacissimi omnium gentium; quae sunt doctissimae Astrologiae, Alchimiae, Fisiognomiae, et omni reliquae Demonolatriae: quae sunt Perfidissimi in bellis, Fraudatores in commerciis; Infamatores et Calumniatores nimirum in libris: quae sunt omnino [illegible], Haeresi, Epicurei et Atheistae: cum sint Cupidissimi et Illiberali- [illegible] cum certum nostrorum [illegible], scribendi, dicendi [illegible]; cumque [illegible] et Repositionem [illegible] apud omnes gentes turpissime sollicitant que comprimuntur: consequens est, quod nos [illegible] nationes Germanorum, plus quam ab omni lupo, dracone, et demone, cavere debemus. Demon enim est nulla [illegible] et omnibus temporibus induxit homines in errores et mortes aeternas. Nullus est numerus nullus finis: [illegible] ipsius [illegible] et Pertinacissime errant et ab [illegible] sunt [illegible]: Omnes [illegible] esse debemus et [illegible] in Conciliis. Haec [illegible] quae [illegible] nominatae [illegible]. Principia [illegible] est. Quod per populos Ingeniosos et Sapientes, solet in errorem trahere alios populos rudiores: ita olim per Graecos seducebat reliquas gentes: hodie seducit per Germanos, qui (sicut praedixi) sunt omnium [illegible] haeresum fabri.

Ueber

die Arbeiterassociationen

im

Gouvernement Jaroslaw.

(Schreiben an den Herausgeber der „Russischen Unterhaltungen".)

Es scheint, daß jetzt auch die Gegner der „Russischen Unterhaltungen", welche sich so lange über die „russische Anschauung in der Wissenschaft" lustig gemacht, endlich doch erkannt haben, daß unser bäuerliches Gemeindewesen mit seinem Gemeindegrundbesitz, in die Wissenschaft der Nationalökonomie eine neue, originelle ökonomische Ansicht einführt, welche über den geistigen Horizont der westeuropäischen Denker hinausgeht. Die „Russischen Unterhaltungen" können sich über das Erscheinen vieler neuer Factoren aufrichtig freuen, welche, obgleich sie nicht wagen, die Richtigkeit der von den „Unterhaltungen" aufgestellten Thesis offen anzuerkennen, nichtsdestoweniger die angeregte Frage in ihrer Geistesrichtung bearbeiten. Auch das bringt dem Ziele näher. Es handelt sich nicht darum, wem die Ehre des Siegs zuerkannt wird; sondern es handelt sich um die Sache, um den Triumph der Wahrheit selbst. Hierdurch ist jedoch die Aufgabe der russischen Unterhaltungen noch nicht erschöpft. Dieselben müssen auf dem begonnenen Wege fortschreiten und das russische Gemeindeprincip in allen seinen Erscheinungen verfolgen. Aus diesem Zweck halte ich es für nothwendig, Ihrem Journal und durch dasselbe allen unsern Staatsökonomen ein kleines Muster von der Arbeiterassociation im jaroslawischen Gouvernement vorzuführen, mit welcher ich mich in den Jahren 1851—52 persönlich bekannt zu machen Gelegenheit hatte.

Ungefähr zehn Werst von Jaroslaw, auf der Straße nach Wologda, liegen in nicht weiter Entfernung voneinander zwei Erbgüter, von welchen eins der Frau von Morkow und das andere der Fürstin C. P. Obolenskij gehört. Ersteres besteht aus den Dörfern Iwankowo und Poltschaninowo und aus dem Kirchdorf Ponomarewo, das zweite — aus den Dörfern Philin und Podwjäsnowo. Auf den Erbgütern leben etwas über 400 Seelen; beide zahlen Obrok und stehen deshalb in keinen weitern Beziehungen zu den Gutsbesitzerinnen. Ein jedes Erbgut wird durch einen Burmistr verwaltet, welcher auf der gemeinsamen Versammlung der Dörfer, aus welchen das Erbgut besteht, gewählt wird; in jedem Dorf wird dann nach dem Ausspruch einer besondern Gemeindeversammlung eines jeden Dorfs zur Unterstützung des Burmistr noch ein eigener „Starschina“ oder „Aeltester“ bestimmt. Sowol der Burmistr als die Aeltesten werden auf unbestimmte Zeit gewählt oder, nach der den Bauern eigenen Ausdrucksweise, „solange die Gemeinde mit ihm zufrieden ist“. Im Sommer beschäftigen sich die Bauern mit Getreidebau, im Herbst und Winter — sind sie Tischler und Zimmerleute, welche Beschäftigung ihnen auch den Hauptertrag abwirft. Unter der Zahl der zu der Tischlerindustrie gehörenden Gegenstände ist die Verfertigung hölzerner Kisten besonders wichtig, welche die Handelsleute zum Aufbewahren und zur Verpackung von Branntwein, Bleiweiß, Mennige und anderer Farben, sowie von Wachs- und Talglichtern, von Taback u. s. w. nöthig haben. Niemand würde sich wol wundern, ja es würde im Gegentheil jeder die Sache ganz natürlich finden, wenn einer der reichern Bauern die Anfertigung der Kisten in Lieferung genommen und dann seinerseits die Arbeit an die übrigen Bauern vertheilt und dieselben für sich um einen sehr geringen Preis hätte arbeiten lassen; oder wenn die Kisten an die Kaufleute von einigen freiwilligen Artells (Genossenschaften) geliefert

würden, welche, durch eine gegenseitige Concurrenz die Preise auf eine äußerste, ihnen nachtheilige Billigkeit herabgedrückt hätten. Allein die von uns erwähnten Dörfer sind anders organisirt. Um einem jeden das Recht auf die Arbeit und den gesetzlichen Verdienst zu sichern, der hinreichend ist, um den Obrok zu bezahlen, sowie ihn vor Armuth zu schützen und ebenso um die für den Armen schädliche Concurrenz mit dem Reichen fern zu halten — haben die Bauern der beiden Erbgüter unter sich eine Verbindung geschlossen und bei sich eine ganz eigenthümliche Ordnung eingeführt. Dieselbe ist deshalb bemerkenswerth, weil sie uns eine Probe von der Anwendung des Gemeindeprincips auf die Handwerksindustrie gibt, nicht aber in der Form des gewöhnlichen Genossenschaftsverhältnisses, sondern im Sinne der Tjagloorganisation, eine Art Tjaglovertheilung (Pflichtvertheilung), nur nicht von Grund und Boden, sondern von Arbeit und Verdienst. Doch urtheilen Sie selbst.

In diesen fünf Dörfern werden für verschiedene Kaufleute und für verschiedene Plätze alle Arten von Kisten angefertigt, und zwar jährlich gegen 150000 Stück, das Tausend zu 12 Rubel Silber oder etwas darüber [1]); die Burmistrs der beiden Erbgüter erholen vorläufig von den Kaufleuten approximative Angaben über die Menge der während einer bestimmten Zeit ihnen nothwendigen Kisten, unterhandeln über den

---

1) Und zwar:

Kisten für Branntwein gegen 5000,	das	Stück	zu	20—21	Kop.	Slb.
„	„ Talgkerzen gegen 25000,	„	„	„	16	„	„
„	„ Wachskerzen gegen 4000,	„	„	„	16	„	„
„	„ Bleiweiß gegen 60000,	„	„	„	4	„	„
„	„ Mennige gegen 10000,	„	„	„	5	„	„
„	„ Taback gegen 10000,	„	„	„	7	„	„
„	„ Confect gegen 10000,	„	„	„	8—10	„	„

Verschiedene andere, worunter auch von Schreinern verfertigte Särge 25000 Stück.

Preis einer jeden Sorte und bestimmen dann im Herbst, nach Beendigung aller Feldarbeiten, den Tag und den Ort der allgemeinen Zusammenkunft für alle fünf Dörfer. Auf der Versammlung werden den Bauern die Namen der Kaufleute, mit welchen sie vorher schon zu thun gehabt, sowie sämmtliche Bedingungen des abgelaufenen Vertrags vorgelesen, es wird genau erörtert, wie viel Gewinn ein jedes Dorf erhalten und wie viele Kisten und wem es dieselben geliefert, und endlich wird bekannt gemacht, wer von den Kaufleuten neue Bestellungen gemacht und welcher Art dieselben sind. Nachdem die Gemeinde die Preise in Betracht gezogen, nimmt sie dieselben an, wenn sie ihr annehmbar erscheinen, oder es wird mit den Kaufleuten von neuem unterhandelt, was übrigens fast nie geschieht. Die Kaufleute haben mir versichert, daß die von den Bauern gemachten Preise immer der Billigkeit entsprechend und mäßig gehalten sind. Nachdem nun die Gesammtgemeinde-Versammlung (всемірскій сходъ), wie sie sich selbst nennt, den ganzen Umfang der Arbeit bemessen hat, bestimmt dieselbe und zwar mit der möglichst strengsten Unparteilichkeit die Lieferung für diesen oder jenen Kaufmann nach den einzelnen Dörfern, z. B. die Lieferung der Confectkisten für den Kaufmann Garzow überweist sie dem Dorfe Philin — die Bleiweißkisten für den Kaufmann Sorokin dem Dorfe Podwjäsnowo u. s. w. Hierbei beschränkt die Gemeinde (міръ) die Arbeit des Dorfs nicht auf eine gewisse Anzahl von Kisten, denn diese Anzahl ändert sich nicht selten, sondern sie bringt die approximativen Zusammenstellungen der Kaufleute, die Beispiele der frühern Jahre, sowie den von einem jeden Dorfe nach dem verflossenen Vertrag genommenen Gewinn, sowie die Anzahl der Tjaglos in Rechnung. So wird z. B. auf der allgemeinen Versammlung bestimmt, die Lieferung der Kisten für die Kaufleute Serebrennikow und Solowjew dem Dorfe Iwankowo zuzuweisen; nachdem aber dieses Dorf, welches,

wir wollen annehmen, aus 40 Bauern besteht, in dem verflossenen Jahre einen größern Verdienst gehabt, als das Dorf Poltschaninowo, welches für den Kaufmann Sorokin gearbeitet, so läßt die Gemeinde dem Dorf Iwankowo noch zwei Tjaglos von dem Dorfe Poltschaninowo zutheilen; auf diese Weise fällt der Verdienst von dem Kaufmann Sorokin einer geringern Zahl von Tjaglos anheim und wird dadurch deren Einnahme mit den Bauern ins Gleichgewicht, welche für die Kaufleute Serebrennikow und Solowjew arbeiten, indem der von denselben fallende Verdienst dann unter eine größere Zahl von Arbeitsantheilen vertheilt wird. — Es ist sonach Sache der allgemeinen Versammlung, die Arbeit gleichheitlich auszutheilen; die einzelne (Detail-) Vertheilung, sozusagen im Innern eines jeden Dorfs, nämlich die Vertheilung der ihm zufallenden Arbeiten und Einnahmen, wird dem Dorfe selbst überlassen, welches wiederum auf einer speciellen Gemeindeversammlung eine gleichheitliche Repartition unter seinen Bauern vornimmt und zwar nach dem nächsten Befunde der persönlichen Eigenthümlichkeiten eines jeden Tjaglos, sowie anderer lokalen und zufälligen Umstände.

Auf der allgemeinen Versammlung wird nach der Wahl aller fünf Dörfer ein Lieferant (Postawschtschik) gewählt; demselben liegt die Verpflichtung ob, die Arbeiten zu überwachen (welche immer zu Hause, nicht außerhalb des Dorfs vorgenommen werden müssen), dieselben in gehöriger Güte gefertigt, zur bestimmten Zeit an die Kaufleute abzuliefern, die schlecht gearbeiteten Kisten auszumustern und keine ungerechte Ausmusterung von seiten der Handelsleute zuzulassen.

Die Satzung (Bestimmung) der allgemeinen Gemeindeversammlung wird immer durch einen schriftlichen Vertrag oder Act festgesetzt, selbstverständlich auf einfachem Papier und zwar ohne Anzeige bei dem Makler, sondern nur mit der Unterschrift der Burmistr, der Aeltesten und Bauern beider

Erbgüter und mit dem Gutssiegel versehen. Nach der Versicherung der Kaufleute wird der Vertrag heilig gehalten. Keiner von den Bauern hat das Recht, die Preise zu erhöhen oder herabzusetzen, oder die Kisten mit Umgehung des Betreffenden einem dritten zu liefern, noch die Anfertigung der Kisten ohne Vorwissen der Gemeinde in Accord zu nehmen. Eine etwaige Verletzung des gemeinschaftlichen Vertrags wird mit einer Geld- oder Körperstrafe geahndet. Allein diese Maßregel, welche einem jeden Bauern, sowol dem armen als dem reichen, eine gleichmäßige, bestimmte, mäßige und dauerhafte Einnahme zusichert, erstreckt sich nur auf diesen einen Zweig der Schreinerindustrie, d. h. auf die Verfertigung der Kisten, an welcher, wegen der Leichtigkeit der Arbeit, sowol das Weib als die Kinder des Bauern theilnehmen können. Niemand ist es verboten, im Fall er Zeit und Mittel besitzt, sich auch mit der Erzeugung anderer Arbeiten ganz unabhängig von der Gemeinde zu beschäftigen, z. B. mit Anfertigung von Möbeln, Geräthschaften, Rädern u. s. w.; er kann ganz auf seinen Antheil an dem Kistenlieferungsaccord verzichten oder denselben irgend an einen andern aus der Gemeinde verkaufen, wenn er die Gemeinde nur für die Entrichtung des Obroks sicher stellt.

Es finden vielleicht einige, daß eine derartige Verbindung einerseits die Freiheit der Arbeit beeinträchtigt und sie der zur Entwickelung nothwendigen Concurrenz beraubt, andererseits aber der Faulheit und dem Müßiggang Vorschub leistet, indem sie es einem jeden frei stellt, sich der Arbeit zu entschlagen und das Geld für den Verkauf seines Antheils umsonst zu empfangen. Allein eine solche Meinung wäre vollkommen unrichtig. Diese Verbindung ist keine geschlossene privilegirte Corporation, welche alle ihr nicht Angehörigen

des Rechts auf Arbeit beraubt; ganz abgesehen davon, daß andere benachbarte, größere und kleinere Dörfer die volle Möglichkeit genießen, sich mit demselben Gewerbe zu beschäftigen, so hat auch jedes einzelne Glied der Verbindung das Recht, nach eigenem Gutdünken zu arbeiten und sich zu bereichern — nur in einem einzigen Theile seines Gewerbes verzichtet er freiwillig auf das Monopol, beschränkt freiwillig seine persönlichen Rechte zum Vortheil der ganzen Gemeinde und stellt selbst zwischen sich und seinen Mitgenossen ein gewisses Gleichgewicht her. Bezüglich der Concurrenz berufen wir uns auf die Kaufleute, welche diese Anordnung der Bauern einstimmig für sich in hohem Grade vortheilhaft und bequem halten. Die solidarische Haftung der Gemeindeglieder sichert die richtige Einhaltung des Contracts, während die gemeinschaftliche Arbeit die Production selbst billiger macht. So kauften z. B. im Jahre 1850 die Bauern aller fünf Dorfgemeinden zusammen einen ganzen Holzschlag, der ihnen das Material zur Anfertigung der Kisten lieferte. — Was die Faulheit und den Müßiggang betrifft, so bietet die moralische Verpflichtung der Gemeinde allerdings einem jeden die Mittel zur Existenz, das Recht auf Arbeit und auf Verdienst; allein der Faule wird trotzdem nicht wohlhabend und wird immer durch seine eigene Faulheit bestraft, woran nur er allein, nicht aber die sociale Einrichtung Schuld trägt, wie dies fast allenthalben in Westeuropa der Fall ist.

Uebrigens soll diese Gewerbsverbindung (Handwerksassociation) erst seit 15 Jahren, nicht länger, existiren. In einem der ursprünglichen schriftlichen Contracte wurden alle Regeln und die ganze, von den Bauern getroffene Einrichtung festgesetzt. Leider waren wir nicht im Stande, diese vollständige, schriftliche Satzung zu erhalten, und die, welche wir abschrieben, enthält, als eine spätere, keine detaillirten Regeln,

deren Wiederholung übrigens für die Bauern auch völlig überflüssig wäre.

Wir lassen hier einen Vertrag, der am 12. November 1851 aufgesetzt worden, folgen; wir geben denselben vollständig wieder, ohne auf die etwas fehlerhafte Fassung weiter Rücksicht zu nehmen:

„Wir Unterzeichnete, der der Fürstin Obolenskij und der Frau von Morkow gehörenden, im Gouvernement Jaroslaw und in dem gleichnamigen Kreise gelegenen Dörfer Ponomarewo, Podwjäsnowo, Philin, Iwankowo und Poltschaninowo haben uns auf einer allgemeinen Gemeindeversammlung beider Erbgüter versammelt. Gegenwärtig sind sämmtliche Bauern und die erbgüterlichen Burmistr: nämlich Sossim Demidow aus dem Dorfe Philin der Fürsten Obolenskij, sowie die Aeltesten des genannten Erbguts und Dorfs Sawa Merkurjew Schustow, und Alexéi Nikolajew Karakin aus dem Dorfe Podwjäsnowo und der Burmistr Merkul Pawlow Lissenkow des zu dem Erbgute der Frau von Morkow gehörenden Dorfes Iwankowo, sowie die Aeltesten der Dörfer Ponomarewo, Iwankowo und Poltschaninowo — nämlich Ossip Wassiljewitsch Gawril Timofejew und Pawel Athanasjew Schicharew, sowie sämmtliche Bauern beider Erbgüter.

„Nachdem wir uns zu einer allgemeinen Gemeindeversammlung eingefunden, haben wir unter uns nachstehenden Vertrag vereinbart und die Kaufleute in Bezug auf unser Kistengewerbe also vertheilt:

„Der Burmistr Sossim Demidow und die Aeltesten des Erbguts der Fürstin Obolenskij sowie die Bauern des ganzen Erbguts übernehmen die Verfertigung der Bleiweißkisten nach Jaroslaw, und zwar 1) an den Kaufmann Sorokin; 2) an Urjädow; 3) für die Lichterbudenreihe; 4) für die (Hülsenfrüchte-) Victualienbudenreihe; für diese haben sie Bleiweißkisten zu liefern. 5) Fässer für Blaustärke und 6) für

Mennige werden nach Jaroslaw an die Kaufleute Dylew, und zwar mit Lack angestrichen, und Korelin und Gnusdew abgeliefert.

„Der Burmistr Merkul Pawlow und die Aeltesten sowie sämmtliche Bauern des Erbguts der Frau von Morkow haben die Verfertigung von Bleiweißkisten nach Jaroslaw 1) für Bachromjäjew; 2) für Olowjanitschnikow; 3) für Ugriumow zu übernehmen. Die zur Verpackung von Flüssigkeiten bestimmten Kisten haben ebendieselben nach Jaroslaw an die Kaufleute Soboljew, Serebrennikow, Elzow, Balow, Matwejewski und an die übrigen Kaufleute abzuliefern, welche Branntweinkeller besitzen; alle für den Transport bestimmte Kisten sind an das Branntweincomptoir, die bronzirten, die Confect- und Tabackskisten aber gegen Bescheinigung in das Magazin abzuliefern. Die Lichter- und Cichorienkisten sind ebenfalls von den Morkow'schen Bauern zu liefern, und zwar nach Kostroma, nach Romanow, nach Poschechonje, und nach dem Dorfe Davidkowo; auch die Tischlersärge kommen auf den Morkow'schen Antheil.

„Nach Rostow, nach Uglitsch und in die Handelsdörfer Porätschje, Woschtschaschinkowo und Welikoje Selo sind von beiden Erbgütern je nach der Vertheilung der Kaufleute und der Ausgleichung der Fuhren, Lieferungen zu machen, und zwar nach dem Verhältniß der in beiden Erbgütern bestimmten Tjaglos. Das Maß ist bei allen gleich zu halten, nicht größer und nicht kleiner, nämlich 1 Arschin in der Länge, 10 Werschok in der Breite und 7 Werschok in der Höhe. 1)

„An fremde Kaufleute dürfen nach diesem Vertrag keine Kisten geliefert, auch darf kein Hausirhandel mit denselben getrieben werden; sollte aber dennoch jemand solche unerlaubte

---

1) Wahrscheinlich bezieht sich dieses Maß nur auf jene Kisten, welche in diesem Punkte erwähnt sind.

Lieferungen machen, so wird eine Versammlung beider Erbgüter anberaumt, wo der Uebertreter von Gemeinde wegen verurtheilt und strenge bestraft wird; es wird daher bestimmt, daß der Uebertreter unweigerlich um 10 Rubel zu bestrafen und ihm dieses Strafgeld von seiner Obrokleistung ohne Gnade abzuziehen ist. Dieser Vertrag wird auf drei Jahre, nämlich für die Jahre 1852, 1853 und 1854 bestätigt unter Beifügung der herrschaftlichen Siegel und unserer eigenen Unterschriften. Dieser Vertrag ist vor Gott und unter uns selbst heilig und unverbrüchlich zu halten."

Dieser Act enthält sozusagen nur die rohen Umrisse des Vertrags; die übrigen Einzelheiten werden mündlich bestimmt, entweder auf der nämlichen oder einer zweiten Versammlung, wie dies schon aus den Worten hervorgeht: „Die Lieferungen der beiden Erbgüter haben je nach der Vertheilung der Kaufleute oder nach der Ausgleichung der Fuhren zu geschehen, und zwar nach dem Verhältnisse der in beiden Erbgütern bestimmten Tjaglos."

Unter der Zahl der Theilnehmer an dieser Verbindung befand sich im Jahre 1852 und befindet sich vielleicht auch jetzt noch, ein freigelassener Bauer aus einem dieser Dörfer mit Namen Sorokin. Er war früher Burmistr, kaufte sich aber später los und erhielt mit Zustimmung der Gemeinde seinen Antheil an der Nutznießung des Bodens und an der Verfertigung der Kisten, wobei er dem Gutsbesitzer den Obrok gleich den übrigen Bauern leistet.

Iwan Aksakow.

Graf Morkow.

Ein Beitrag

zur

Geschichte der russischen Diplomatie.

[illegible]

Graf Mirabeau.

[illegible]

Geschichte der [illegible] Diplomatie.

[illegible]

Seit Peter der Große mit eiserner Hand Rußland nach Europa vorgeschoben, zu gleicher Zeit sein asiatisches Hinterland erweiternd und dem rasch wachsenden Riesenstaat mit weitsehendem Blick seine Ziele steckend, die er — unbeirrt durch den Wechsel der Regierungen — langsam, aber ausdauernd und hartnäckig verfolgt, ist es einzig und allein seine Diplomatie gewesen, durch welche Rußland sich andern Völkern überlegen gezeigt hat und der es seine wichtigsten Erfolge verdankt.

In Kunst und Wissenschaft, welche nur da recht gedeihen, wo man sie um ihrer selbst willen pflegt und, um die Göttin freiend, nicht das Weib sucht, sind die Russen bis heute weit hinter allen Culturvölkern zurückgeblieben; in der Diplomatie hingegen stehen sie allen voran.

Solange die Censur und drückende Verhältnisse aller Art freie Forschung und ein reges Leben unmöglich machten, war es ganz natürlich, daß viele der begabtern Geister in Rußland sich vorzugsweise der diplomatischen Carrière zuwendeten, welche ihnen am meisten Aussicht bot auf Genuß, Einfluß und Belohnung, und ihrem Ehrgeiz die ganze Welt öffnete. Dazu kommt, daß die Russen für das, was den Diplomaten ausmacht, von Haus aus eine ganz besondere Befähigung mitbringen.

Sie eignen sich leicht fremde Sprachen an, sind feine Beobachter, früh geübt in Verstellung und Selbstbeherrschung, verschlagen, gewandt und von wunderbar schneller Auffassung schwieriger und verwickelter Verhältnisse. Diesen persönlichen Vorzügen dient die große traditionelle Politik ihres Landes, deren Grundgedanke und Ziel immer dieselben bleiben, zugleich als Hebel und Rückhalt. Außerdem sind sie, wie zweifelhaft auch sonst ihre sittlichen Grundsätze sein mögen, durchweg glühende Patrioten, denen Glanz, Ruhm und Größe ihres Vaterlandes über alles geht.

So erklärt sich leicht ihr Uebergewicht über andere — besonders über deutsche Diplomaten, die selten recht wissen, was sie eigentlich sollen und noch seltener im Stande sind, etwas energisch durchzusetzen, weil ihnen aller einheitliche nationale Rückhalt fehlt. Am einleuchtendsten zeigt sich das bei der Betrachtung der Geschichte des letzten Decenniums des vorigen und des ersten Decenniums dieses Jahrhunderts.

Wir wollen die Einzelheiten jener für uns so schmachvollen Zeit, die wol jedem guten Deutschen tief genug ins Gedächtniß gebrannt ist, hier nicht auffrischen, sondern heute die Aufmerksamkeit unserer Leser auf einen russischen Diplomaten lenken, der unter Katharina II. eine der hervorragendsten Rollen spielte. Dieser Diplomat ist Graf Arkady Iwanowitsch Morkow[1]), ein Mann, der während der letzten Decennien des vergangenen Jahrhunderts im Vordergrund stand, dessen Name jetzt aber beinahe vergessen ist. Es wird seiner oft genug von Schlosser, Häusser, Sybel sowie den französischen Historikern der Revolutionszeit Erwähnung gethan, allein es fehlte bisjetzt an zuverlässigen biographischen Notizen über ihn, sowie an einem zusammenfassenden Bilde seiner staatsmännischen Thätigkeit.

---

1) In Deutschland gewöhnlich ausgesprochen Markow.

Diesem Mangel ist in neuerer Zeit abgeholfen durch eine umfangreiche Arbeit von Peter Barténjew, der bei seinen Aufzeichnungen unmittelbar aus den Quellen (officiellen Actenstücken und Familienpapieren) schöpfte und seinen Gegenstand mit liebevollem Fleiße behandelt hat. Obwol er selbstverständlich ganz auf dem russischen Standpunkte steht, scheint er es doch mit besonderer Sorgfalt vermieden zu haben, Dinge hervorzuheben oder auch nur anzudeuten, welche das deutsche Gefühl verletzen könnten, wozu sich, nebenbei gesagt, ungesucht Veranlassung genug geboten hätte, denn in den Depeschen, welche Morkow an die preußische Regierung richtete (während ihr Vertreter in Petersburg, Graf Goltz, so gut wie gar nicht beachtet wurde), kommen so starke, den König persönlich beleidigende Ausdrücke vor, daß ein schlichter Unterthanenverstand es heute noch nicht begreifen kann, wie ein Nachfolger des großen Friedrich sich dergleichen ruhig gefallen lassen mochte. Doch, wie gesagt, der russische Historiker hat diese Dinge mit großer Delicatesse übergangen, und wir wollen sie deshalb hier auch nicht erörtern, sondern uns darauf beschränken, einen möglichst erschöpfenden Auszug aus den Aufzeichnungen des Herrn Barténjew zu geben. Der Gegenstand ist interessant genug, um die Aufmerksamkeit jedes gebildeten Lesers zu fesseln, und zugleich wird dem Historiker von Fach hier neues Material zur Geschichte der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geboten.

Die Einleitung, in welcher der Verfasser nachweist, daß das Geschlecht der Morkow in Rußland schon seit 400 Jahren eine historische Bedeutung habe, können wir füglich überspringen, da die darin gegebenen Details für deutsche Leser ohne Interesse sind und Herr Barténjew das ausführliche Geschlechtsregister der Morkow hauptsächlich nur deswegen zu Tage fördert, weil er annimmt, daß die fremden Historiker, und besonders Schlosser (in seiner „Geschichte des 18. Jahr-

hunderts“), durch ihre Angabe, Morkow sei aus niederm Stande entsprossen (Schlosser sagt, er habe sich aus dem Bauernstande zum ersten Range emporgeschwungen, VI, 126), einen Makel auf den Namen des russischen Staatsmannes werfen wollten.

Wir können Herrn Barténjew versichern, daß seine Vermuthung eine völlig irrige ist, denn obgleich das Zauberwort: „La carrière ouverte aux talens!“ wodurch der erste Napoleon so mächtige Erfolge errungen, in Deutschland bis heute nur ein frommer Wunsch geblieben, so gibt es doch keinen nennenswerthen deutschen Historiker, der die Erfüllung dieses frommen Wunsches nicht von ganzem Herzen ersehnte, und wenn bei uns z. B. von einem Scharnhorst gesagt wird, sein Vater sei ein hannoverscher Bauer gewesen, so geschieht das nur, um die Verdienste des Sohnes in ein desto helleres Licht zu stellen.

Graf Arkady Iwanowitsch Morkow, geboren zu Moskau am 6. Januar 1747, stammte aus einer altrussischen Adelsfamilie, die aber wenig mit Glücksgütern gesegnet war, sodaß sein Vater ihm und seinen beiden Brüdern, Nikolai und Irakly, nur mit Noth und Mühe eine standesgemäße Erziehung konnte zu Theil werden lassen. Es sei hier gleich erwähnt, daß der jüngere dieser Brüder, Irakly Iwanowitsch Morkow, als Zögling und Ruhmesgenosse Suworow's ebenfalls eine hervorragende Rolle spielte und irrthümlicherweise häufig mit Arkady Iwanowitsch verwechselt wird.

Der Morkow, mit dem wir es hier zu thun haben, kam früh aus dem Vaterhause auf das Gymnasium zu Moskau und bezog dann die daselbst neugegründete Universität, wo er sehr fleißig seinen Studien oblag, mehrere Preise gewann und sich besonders als ein feiner Kenner der lateinischen und französischen Sprache hervorthat. Die letztere beherrschte er im Reden und Schreiben wie seine Muttersprache. Alle die zahlreichen, französisch geschriebenen Actenstücke, Briefe, politischen

Memoiren und Berichte, welche von ihm vorliegen, sind wahre Musterstücke des Stils und guten Geschmacks. Er entwickelte früh einen scharfen Verstand, eine schnelle Auffassungsgabe, ein lebhaftes Ehrgefühl und eine große Gewandtheit der Rede, mit schlagenden Reparties.

Seine in gedrückten Verhältnissen verlebte Jugend hatte ihn nicht, wie es bei schwachen Charakteren der Fall zu sein pflegt, gebeugt und eingeschüchtert, sondern angespornt, sich in die Höhe zu arbeiten, zugleich aber seinem Geiste eine etwas herbe und bittere Beimischung gegeben.

Ohne Mittel von Haus, klein und unansehnlich von Gestalt, das Gesicht von Pockennarben entstellt, sah er sich, um vorwärts zu kommen, lediglich auf seine Kenntnisse und Arbeitstüchtigkeit angewiesen. Um aber diese am rechten Orte geltend zu machen, bedurfte er mächtiger Gönner, denn er war klug genug, einzusehen, daß sein Aeußeres ihn wenig bei der Kaiserin empfehlen würde, und er verstand es während seiner langen amtlichen Laufbahn meisterhaft, immer die Gunst des gerade am Ruder stehenden Mächtigen zu gewinnen, gleichviel ob diese Mächtigen schlaue Staatsmänner waren, wie Panin, Besborodko und Ostermann, oder blos starkschenkelige Liebhaber Ihrer Majestät, wie der durch und durch nichtige Subow. Er konnte herrisch, schroff, barsch und außerordentlich einschmeichelnd und biegsam sein, je nachdem es die Umstände mit sich brachten. Er war geistreich, aber gemüthlos; ein Freund des schönen Geschlechts, aber blos von der sinnlichen Seite. Die Natur übte keinen Reiz auf ihn; desto mehr reizten ihn die aufregenden Genüsse der Welt. Er langweilte sich in Spanien und Italien und sehnte sich aus Neapel und Rom nach den Zerstreuungen von Petersburg zurück. Er liebte ein bequemes und elegantes Leben und verlangte von der Regierung immer Geld, Geld und wieder Geld, nicht um es aufzuspeichern, sondern um es durchzubringen, hierin ein echter Russe.

Nach diesen kleinen Vorbemerkungen, die uns zum richtigen Verständniß des Folgenden nöthig schienen, lassen wir ausschließlich Herrn Barténjew reden.

* * *

Morkow begann seine Laufbahn im Ministerium des Auswärtigen (damals „Collegium der auswärtigen Angelegenheiten" genannt) 1764 als Uebersetzer, mit dem Range eines Kapitänlieutenants und einem Jahresgehalt von 200 Rubeln. An der Spitze der Geschäfte stand damals Panin, der mit scharfem Auge junge Talente ausfindig zu machen und zu verwenden wußte. Im März 1767 wurde Morkow dem russischen Gesandten in Paris (Graf Stackelberg) attachirt und bald darauf mit demselben nach Spanien versetzt. Er wußte durch seine Berichte die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und da es ihm in Spanien nicht gefiel, so erhielt er bald bessere, anderseitige Verwendung: am 12. März 1771 wurde er, wie es in seiner Dienstliste heißt, durch allerhöchsten Ukas zum Legationssecretär in Warschau mit Majorsrang ernannt. Zum Unglück für Morkow kam fast zur nämlichen Zeit ein neuer russischer Gesandter, Baron Kaspar Saldern, nach Warschau, welcher den Fürsten M. N. Wolchonsky (der damals als Gouverneur nach dem durch die Pest verheerten Moskau berufen ward) in diesem Amte ersetzte. Für Morkow war der Umgang mit diesem Vorgesetzten nicht so leicht als mit dem liebenswürdigen und angenehmen Stackelberg. Der alte Saldern, in den Memoiren Poroschny's so oft unter der Zahl jener Personen erwähnt, welche den Großfürsten Paul Petrowitsch besuchten und zwar unter dem Namen eines holsteinischen Geheimraths, war ein strenger Formenmensch, von kleinlichem Charakter, zanksüchtig und, wie dies bei solchen Leuten immer zu sein pflegt, aufbrausend und despotisch; schon sechs Jahre

früher hatte er an den polnischen Angelegenheiten theilgenommen und sich damals zur Regelung derselben nach Berlin begeben, wo er sich jedoch mit Friedrich II. nicht vertragen konnte; Friedrich erwähnt desselben in seinen Memoiren und bemerkt, daß Saldern im Umgange mit ihm immer als ein römischer Dictator habe erscheinen wollen. [1]) Seit jener Zeit hatten sich die Verhältnisse Polens noch mehr verwickelt und die Stellung eines russischen Gesandten in Warschau war sehr schwierig. Die Berichte Saldern's zeigen, daß er sich in einer beständigen Gemüthsaufregung befand. Sein vierundzwanzigjähriger Secretär wollte ihm nicht behagen. Morkow beging die Unvorsichtigkeit, die Vermittelung des Briefwechsels eines seiner Freunde, eines gewissen Fürsten G., mit einer Warschauerin zu übernehmen. Einer dieser Briefe fiel in die Hände des Gesandten [2]); Morkow kam für diesmal noch mit einem strengen Verweise davon, aber die Verhältnisse zwischen dem Vorgesetzten und seinem Untergebenen wurden derart, daß die geringste Veranlassung zu einem vollständigen Bruche führen mußte. Ueber ihre Zwietracht haben wir ein authentisches Zeugniß von dem bekannten Alexander Ilitsch Bibikow, der damals die in Polen stehenden russischen Truppen commandirte.

Bibikow erzählt in seinen Briefen, daß Saldern einst nach Morkow schickte, und daß, als dieser, mit seinem Erscheinen etwas zögernd, mit einem Papiere erschien, in welchem sich einige Fehler vorfanden, der alte Holsteiner so in Zorn gerieth, daß er Morkow das Papier ins Gesicht warf, ihn

---

1) Hinterlassene Werke Friedrich's II. (Berlin 1788), V, 19. An einer andern Stelle (S. 20) sagt der König, daß Saldern sich ein zweiter Prätor Popilius dünkte und in ihm den König Antiochus zu sehen glaubte.

2) Wisin, Fürst Wjäsemski, S. 83 u. 84.

mit den verletzendsten Vorwürfen überhäufte und ihm unter anderm drohte, ihn nach Petersburg zurückzuschicken, worauf sich Morkow zu entgegnen erlaubte, daß er abreise, sobald es ihm beliebe. Saldern ward nun noch zorniger und setzte zuletzt seinen Secretär im Gesandtschaftshotel in Arrest.

Dieser Vorgang machte sowol in Warschau als in Petersburg Aufsehen, wo die Freunde und ehemaligen Commilitonen sich für Morkow eifrig verwendeten, vor allem aber von Wisin, welcher damals unter Panin diente. Morkow wußte seinen Quäler lächerlich zu machen: „La perte de ma liberté", schrieb er an von Wisin, „est le moindre malheur que je prévois: celui d'une mauvaise chair me parait inévitable. Ainsi, mon ami, conjurez M. Panin, que je ne dise pas comme Io: «Aux fureurs de Junon Jupiter m'abandonne.»" [1])

Panin beeilte sich, Morkow aus seiner unangenehmen Lage zu befreien. Derselbe schrieb unterm 30. December 1771 an Saldern (welcher auf Zureden Bibikow's sich jedoch selbst bald eines Bessern besann und in einem Berichte an Panin seinen Secretär entschuldigte), er möge, wenn es ihm beliebe und es möglich sei, Morkow nach Petersburg schicken, wo derselbe mit Nutzen im Collegium des Auswärtigen verwendet werden könne. Herr von Wisin drückt sich in einem Schreiben von demselben Datum an J. J. Bulgakow, der sich damals als Gesandtschaftsrath in Warschau befand, wie folgt aus: „Das Verfahren des Gesandten gegen Morkow ist so schrecklich, daß mir die Haare zu Berge stehen würden, wenn ich nicht eine Perrüke trüge und ich nicht unglücklicherweise meine Haare schon vor zwei Jahren verloren hätte; aber Spaß beiseite, Euer Leben muß ziemlich schlecht sein. Heute schrieb der Graf [2])

1) Wisin, Fürst Wjäsemski, S. 84.

2) Panin war damals bereits Graf.

an den Gesandten in Betreff der Rückkehr Morkow's. Wenn Sie zu seiner baldigen Abreise etwas beitragen können, so bitte ich Sie, es zu thun." [1])

Morkow stellte an Saldern die Bitte um Entlassung aus dem Dienste: „Flétri et déshonoré", schrieb er demselben, „par les épithètes diffamantes de sot et de misérable dont Votre Excellence m'a qualifié, je me regarde incapable désormais d'être employé au service de ma Souveraine." [2]) Unterdessen ersuchte Panin in seiner Fürsorge Saldern, Morkow 150 Dukaten zur Bestreitung der Reisekosten mitzugeben und seine Abreise nicht zu verzögern, wenn er sich hierzu entschließen sollte. Mit einem Wort: die Angelegenheit fand eine sehr baldige Lösung und zwar zur vollkommenen Zufriedenheit Morkow's, welcher an von Wisin schrieb: „daß das Benehmen des Grafen Panin die Hoffnungen, die er von dessen Edelmuth und Rechtlichkeit gehegt, bei weitem übertroffen habe." [3])

Dennoch wurde Morkow, wie aus einem Berichte Saldern's an Panin zu ersehen ist, erst am 28. Januar (8. Februar) 1772 entlassen. Diese Zögerung versetzte seine Freunde in nicht geringe Unruhe. „Der arme Morkow ist bis zur Stunde noch nicht bei uns angekommen", schrieb von Wisin unterm 8. Februar 1772 an Bulgakow. „Ob er in Warschau oder in der andern Welt lebt, scheint ihm ganz einerlei zu sein. Ich habe schon die Hoffnung aufgegeben, ihn hier zu sehen, und fürchte, daß Ihre nächsten Briefe mir keine guten Nachrichten über ihn bringen werden." [4])

---

1) Vollständige Sammlung der Werke von Wisin.

2) Wisin, Fürst Wjäsemski, S. 84.

3) Ebendaselbst, S. 84.

4) Gesammte Werke von Wisin, S. 144.

Im Frühjahr 1772 kehrte Morkow nach Petersburg zurück und trat, aber ohne bestimmte Amtsthätigkeit, wieder bei dem Collegium des Auswärtigen in Dienst.

Bei einem Manne von Talent, Verstand und Willenskraft dienen Hindernisse gewöhnlich zu nur noch größerer Entfaltung seiner Fähigkeiten. Dies war bei Morkow der Fall. Seine Uneinigkeit mit Saldern und sein Arrest in Warschau gereichten ihm nur zum Nutzen und machten ihn zum Gegenstande des allgemeinen Gesprächs. Die höhere Gesellschaft, die diplomatische Welt sowie seine unmittelbaren Vorgesetzten wendeten dem verständigen, feurigen und talentvollen jungen Manne alle Aufmerksamkeit zu. Dennoch verblieb er während eines ganzen Jahres ohne eine besondere Verwendung und ohne besondere Auszeichnung im Collegium; vielleicht wollte man durch eine auffallende Beförderung Saldern (dessen Posten in Warschau bald von dem bereits obengenannten Stackelberg eingenommen wurde) nicht beleidigen; erst im Jahre 1773 (26. April) ernannte der Senat auf Antrag des Collegiums Morkow zum Collegienassessor mit einem jährlichen Gehalt von 600 Rubeln. Obgleich ununterbrochen in Petersburg lebend, verlor Morkow seine Zeit ohne Zweifel nicht umsonst; es gelang ihm, seine Verbindungen in der Gesellschaft sowol als in seiner Dienstsphäre zu befestigen. Es ward ihm das Glück zu Theil, in einem Kreise gebildeter Männer zu leben, welche Graf Panin um sich zu versammeln pflegte. Zu diesem Kreise gehörten außer andern hervorragenden Personen und Beamten auch die Studiengenossen und Freunde Morkow's: von Wisin, damals schon ein berühmter Schriftsteller, Bogdanowitsch, Domaschnew u. a. Wahrscheinlich wurde Morkow in dieser Zeit der Kaiserin persönlich bekannt, welche talentvolle Leute immer herauszufinden wußte. Wenigstens wurde Morkow im Jahre 1774 als Gesandtschaftsrath nach dem Haag gesendet, bei welcher Gelegenheit Katharina in

einem Schreiben an den dortigen russischen Minister, Fürsten D. A. Galizin, diesen anwies, er möge Morkow in den Geschäften der Gesandtschaft zu verwenden suchen. Diese neue Bestimmung war jedoch von sehr kurzer Dauer. Morkow brachte im Haag im ganzen nur einige Monate zu; er kam dort Ende Juli an und ward bereits im October wieder nach Petersburg zurückberufen; es erwartete ihn jetzt eine viel bedeutendere Stelle.

Am 10. Juli desselben Jahres wurde der bekannte Frieden von Kutschuk-Kainardschi abgeschlossen. Zur Feststellung der Bedingungen desselben beschickten sich Rußland und die Türkei durch außerordentliche Gesandtschaften; in Moskau traf Abdul-Kerim ein; Katharina schickte an den Sultan Abdul-Hamid den Haupttheilnehmer an den kainardschischen Unterhandlungen, den Fürsten N. W. Repnin (1734—1800); Morkow wurde zum Rath und Secretär der Gesandtschaft ernannt. Die Gesandtschaft begann schon im September 1774 ihre Reisevorbereitungen zu treffen; doch gingen dieselben nur langsam von statten, zum Theil deshalb, weil in Bälde der Hof und nach ihm die ganze Regierung nach Moskau übersiedelte, um dort den Friedensschluß zu feiern. Rußland athmete damals nach langen Unruhen und Gefahren zum ersten mal wieder auf. Die erste Theilung Polens war vorgenommen, der langwierige türkische Krieg durch bedeutende Erwerbungen beendigt; im Innern des Landes heilten allmählich die Wunden, welche durch die Pest geschlagen worden; Pugatschew hatte erst vor kurzem das Haupt auf dem Schaffot verloren. Kurz, Katharina feierte zu Moskau mehr als den Frieden von Kainardschi. Die Gesandtschaft Repnin's sollte sich deshalb auch durch besondern Glanz auszeichnen; sie sollte dem damaligen Ruhme und der Größe Rußlands entsprechend sein.

Morkow hatte das Glück, diese Reise in einer zahlreichen und ausgezeichneten Gesellschaft zu machen. Fürst Repnin

reiste mit seiner Gemahlin (Natalie Alexandrowna, einer geborenen Fürstin Kurakin) und seinem Kinde; das Gefolge bestand aus 500 Personen. Es war eine ganze Hofhaltung, von der Feldkapelle und einer vollständigen Kircheneinrichtung [1]) angefangen bis zu den Pagen und Aerzten herab. Junge Leute von Adel hatten bei dem Gesandten verschiedene Functionen; es waren dies, wie man sich damals ausdrückte, die Höflinge und Cavaliere der Gesandtschaft. Der Bruder Morkow's, Major Irakly Iwanowitsch, bekleidete das Amt eines Oberquartiermeisters; Marschall der Gesandtschaft war der Universitätsgenosse und Freund Morkow's, der später berühmte Diplomat J. J. Bulgakow. Außerdem befand sich hierbei auch der Dichter J. A. Neledinski-Melezki, der Neffe (von mütterlicher Seite) der Fürstin Repnin, der an der Abfassung des Tagebuchs der Gesandtschaft theilnahm, welches an die Kaiserin nach Petersburg gesendet und später von der Akademie der Wissenschaften im Druck herausgegeben wurde („Die russische Gesandtschaft in Konstantinopel", Petersburg 1777). [2]) Die Gesandtschaft reiste ziemlich langsam [3]),

---

1) Von jener Zeit datirt sich die Gründung einer russischen Kirche bei der Gesandtschaft in Konstantinopel. Das Recht, dieselbe zu erbauen, war durch einen Artikel des Friedensvertrags bedungen. Repnin brachte eine reiche Kirchenausstattung mit, die man zu diesem Zwecke in Kiew hatte fertigen lassen.

2) Das Tagebuch wurde zugleich mit den Berichten Repnin's nach Petersburg geschickt. Das Original desselben befindet sich im moskauer Archiv des Ministeriums des Aeußern. Von der Stadt Cholin angefangen ist es im Drucke erschienen, von Kiew an aber nur als Manuscript vorhanden.

3) Sie wurde vorzüglich durch den festlichen Empfang in Jassy, Bukarest und später in der Türkei selbst aufgehalten. In dem Gefolge der Gesandtschaft rissen auch Krankheiten ein. In dem Bericht Repnin's an das Collegium des Auswärtigen bei seiner Rückkehr nach Rußland ist bemerkt, daß aus seiner Begleitung 27 Personen starben, darunter die beiden Gesandtschaftscavaliere, Junker Alexéi Tschitscherin vom

sie verließ Moskau Anfang Mai und kam erst in den ersten Tagen des October in Konstantinopel an, wo sie bis zur Mitte April des folgenden Jahres blieb. Der Hauptgegenstand der Unterhandlungen bestand darin, die Pforte zur Anerkennung der Unabhängigkeit der Tataren der Krim und ihres neuen Khans, des Rußland ergebenen Sahin-Gerai zu bewegen. In diese Anerkennung hatte die Pforte schon früher bei dem Abschlusse des Friedens von Kutschuk-Kainardschi eingewilligt, und gab damals, durch die Erfolge der russischen Waffen eingeschüchtert, zu allem ihre Zustimmung; jetzt aber hatte sie sich wieder ein wenig erholt und gebrauchte allerlei Ausflüchte. Allerdings war es für sie auch kein Leichtes, auf die Krim Verzicht zu leisten. Trotz aller Erfahrung Repnin's, der sich schon während seines Aufenthalts in Warschau in der Führung diplomatischer Geschäfte bewährt hatte, blieb der Erfolg der Gesandtschaft sehr zweifelhaft. Das Volk in Konstantinopel wollte von einer Unabhängigkeit der Tataren der Krim nichts wissen. Die Rußland feindliche Partei schickte Deputirte aus der Krim, welche der türkischen Regierung den Wunsch der Tataren ausdrücken sollte, im Unterthanenverband des Sultans zu verbleiben; und gerade hierauf stützten sich die Türken in ihrer hartnäckigen Weigerung, den eingegangenen Verbindlichkeiten nachzukommen. Fürst Repnin begann bereits sehr muthlos zu werden. Allein seiner Geschicklichkeit, Gewandtheit und Festigkeit, sowie den Unterhandlungen Panin's mit dem türkischen Gesandten in Moskau, Abdul-Kerim, verdankte Rußland endlich dennoch die Erhaltung des bereits vor langer Zeit abgeschlossenen Friedens.

Einen sehr thätigen Mitarbeiter fand Repnin an Morkow. Repnin wählte ihn zu den schwierigen Unterhandlungen mit

---

Regimente Ismailow, und der Marine-Kapitänlieutenant Ritter Pleschtschejew. Acht Mann desertirten und funfzehn wurden entlassen.

den Türken über die Unabhängigkeit der Tataren. Er begab sich zweimal zum Reis-Efendi, am 22. October und 6. December, und schilderte genau seine langen Debatten mit demselben in zwei in französischer Sprache abgefaßten Berichten, welche Repnin nach Petersburg schickte. Es konnte deshalb nicht fehlen, daß die Kaiserin auf die Geschicklichkeit aufmerksam wurde, womit der junge Gesandtschaftsrath seinen Gegner besiegte.

Nach langen Berathungen, Unterhandlungen und Debatten, nach vielen Diners und gegenseitigem Austausch von Geschenken [1]) und nachdem von der türkischen Regierung die in dem Friedensvertrage festgesetzte Contribution geleistet worden, reiste Repnin endlich (am 13. April 1776) von Konstantinopel ab, nachdem er alle Geschäfte dem einige Monate früher angekommenen ständigen Gesandten Rußlands, Alexander Stachiewitsch Stachiew, übergeben hatte, welcher in der Folge durch seine Festigkeit beinahe das Leben einbüßte und im Jahre 1776 endlich die Unabhängigkeitsanerkennung der Krim durchsetzte. [2])

Offenbar war die Kaiserin mit dem Erfolge der Gesandtschaft sehr zufrieden; bald darauf wurde Repnin mit einer nicht weniger wichtigen Angelegenheit betraut — dem Congreß von Teschen anzuwohnen und Baiern vor den Ansprüchen Oesterreichs zu retten. Repnin war am 2. September 1776 von Konstantinopel nach Petersburg zurückgekehrt. In seinem Bericht an das kaiserliche Collegium der auswärtigen Angelegenheiten vom 29. September empfahl er allerunterthänigst der allerhöchsten Gnade Ihrer kaiserlichen Majestät — den Gesandtschaftsmarschall Bulgakow sowie die Gesandtschaftssecre-

---

1) Der Gesandtschaft wurden viele werthvolle Geschenke mitgegeben. Dieselben hatten einen Geldwerth von 40000 Rubeln.

2) S. dessen Biographie in dem Lexikon Bantysch-Kamenski's. Der aufrührerische Pöbel von Konstantinopel war nahe daran, denselben zu ermorden.

täre Oberst Wilka und Morkow, welche in allen schriftlichen Kanzleigeschäften verwendet worden und wobei letzterm noch überdies eine sehr bedeutende Summe Geldes anvertraut gewesen — ferner den Titularrath Tamara und den Gesandtschaftscavalier Kapitän Lwow. „Alle diese erfüllten die ihnen obliegenden Dienstgeschäfte mit äußerstem Fleiße, mit Eifer und Unverdrossenheit, und sind einer allerhöchsten Berücksichtigung Ew. kaiserlichen Majestät vollkommen würdig.“ Ob Morkow irgendeine Anerkennung erhielt, ist nicht bekannt. Wir wissen blos, daß er sich von neuem den laufenden Geschäften des Collegiums des Aeußern widmete und daß er im Jahre 1779 (5. Mai) zum Kanzleirath ernannt wurde. Um diese Zeit gingen mit dem Personal des Collegiums des Auswärtigen einige Veränderungen vor. Der Chef desselben, Graf Nikita Iwanowitsch Panin, nahm theils seines hohen Alters, theils seiner Mishelligkeiten mit dem Fürsten Potemkin wegen nur noch geringen Theil an den Geschäften. Doch trat dieser Umstand den schnellen Fortschritten Morkow's keineswegs hindernd entgegen. Die hervorragendsten Mitglieder des Collegiums waren damals: der Vicekanzler Graf Iwan Andrejewitsch Ostermann, Peter Wassiljewitsch Bakunin und Alexander Andrejewitsch Besborodko (1746—99), welch letzterer mit jedem Jahre eine größere Bedeutung erlangte. In welchen Beziehungen Morkow zu diesen Männern stand, wird weiter unten gezeigt werden; wir erwähnen hier blos, daß die wichtigsten Geschäfte des Collegiums durch seine Hände gingen; in der Instruction, welche später Morkow bei seiner Absendung nach dem Haag mitgegeben und welche von der Kaiserin selbst unterzeichnet wurde, ist erwähnt, daß Morkow in den allgemeinen politischen Angelegenheiten und in den Beziehungen des russischen Hofes zu den übrigen Mächten wegen der ihm eigenen Gewandtheit in den Geschäften mehr als hinlängliche Kenntnisse besitze.

Im Besitze der seltenen Gabe, die Eigenschaften der Menschen zu bemerken, dieselben schnell zu beurtheilen, deren Talente zu entdecken und dieselben geschickt zu benutzen, kannte die Kaiserin zu der Zeit, von welcher hier die Rede, ohne Zweifel bereits Morkow und zwar nicht allein durch die Empfehlungen des Grafen Panin und seiner andern Vorgesetzten, sowie aus seinen Berichten und schriftlichen Arbeiten, sondern Morkow hatte ohne Zweifel Gelegenheit gefunden, sich der Kaiserin zu nähern und seine diplomatische Verwendbarkeit vor ihr persönlich zu zeigen. Katharina wußte diese zu schätzen; sie eröffnete Morkow im Jahre 1781 eine Laufbahn selbständiger Thätigkeit und ernannte ihn zum zweiten Minister bei den Generalstaaten der Vereinigten Niederlande. Dort befand sich damals als außerordentlicher russischer Gesandter Fürst Dmitri Alexiewitsch Galizin (1734—1803), bekannt durch seine Uebersetzung Voltaire's und einer der Vermittler Katharina's in ihren Beziehungen zu dem Philosophen; selbst Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften und Akademien, widmete er den größten Theil seiner Zeit den Naturwissenschaften und ließ seine sowie fremde Werke über Mineralogie, Botanik u. s. w. drucken. Seit langer Zeit aus Rußland abwesend, konnte er die Absichten der russischen Regierung sowie alle Combinationen des petersburger Cabinets unmöglich vollständig kennen. Unterdessen knüpften sich infolge der Erklärung der bewaffneten Neutralität zwischen Rußland und Holland ziemlich wichtige Beziehungen an, welche eine größere Energie von seiten des dortigen Vertreters Rußlands erforderten. Dies war höchst wahrscheinlich auch der Grund, warum Morkow zur Unterstützung des Fürsten Galizin nach dem Haag gesendet wurde.

Damals näherte sich eins der größten historischen Ereignisse seinem Ende — die Befreiung der nordamerikanischen Colonien von der Herrschaft Englands. Dieses Ereigniß

beschäftigte ganz Europa. Frankreich und das von ihm ins Schlepptau genommene Spanien hatten mit England schon lange zu Gunsten der nun befreiten Colonien Krieg geführt. Im Jahre 1780 schloß sich denselben mit oder ohne Willen auch Holland an. Die Hauptsache bestand darin, daß die Holländer kraft der bewaffneten Neutralität die Feinde Englands ungehindert mit Kriegsvorräthen versehen konnten; wegen der Bedeutung ihres Handels war es für England viel vortheilhafter, mit denselben Krieg zu führen, als ihnen die Freiheit neutraler Schiffahrt zu gestatten. Auf diese Weise sahen sich die Holländer sogleich nach erfolgter Anerkennung der bewaffneten Neutralität in Krieg verwickelt. Diese Lage Hollands, die auf dessen Handel äußerst nachtheilig wirkte, konnte nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit Katharina's auf sich zu lenken. Rußland führte vorzugsweise mit diesem Lande Handel; bekanntlich gehörten die ersten Schiffe, welche im Anfang des 18. Jahrhunderts nach Petersburg kamen, holländischen Kaufleuten.

Außerdem machte die Kaiserin in Antwerpen häufige Anleihen und sonstige Geldgeschäfte. Es war deshalb die Befestigung des russischen Einflusses in den Vereinigten Niederlanden für Katharina von großem Vortheil. Die Aussöhnung Hollands mit England war demnach der Hauptzweck der Sendung Morkow's. Am 20. December 1781 unterzeichnete Graf J. A. Ostermann die Instruction, worin die Hauptgegenstände für Morkow's zukünftige Thätigkeit bestimmt wurden. Es waren ihm vorzugsweise alle jene Geschäfte zugewiesen, welche auf den Handel und die Schiffahrt der russischen Unterthanen in Holland Bezug hatten. Doch war dies wahrscheinlich nur des Scheines halber geschehen, um seinen alten Collegen, den Fürsten Galizin, nicht zu beleidigen. Fast in allen 16 Paragraphen der Instruction ist ausschließlich von der Aussöhnung oder der sogenannten Mediation zwischen Holland und England die Rede.

In der Regel wurde die abgesendete Persönlichkeit durch diese sogenannte Instruction in die Details der politischen Geschäfte und Beziehungen eingeweiht. In derjenigen, welche Morkow aus dem kaiserlichen Collegium des Auswärtigen erhielt, war dies jedoch nicht der Fall. Es war darin außer den oben angeführten Ausdrücken über die Einweihung Morkow's in die Geheimnisse der Politik nur gesagt: „Nachdem derselbe bereits im Collegium in den wichtigsten Geschäften und unter andern auch in jenen verwendet wurde, welche bisjetzt hier (in Petersburg) und in Wien, Paris, Madrid, London und im Haag in Betreff der beiden Mediationen geführt wurden, sowol der gemeinschaftlichen Ihrer kaiserlichen Majestät mit dem römischen Kaiser in der Aussöhnung aller kriegführenden Staaten als auch der besondern Ihrer Majestät zum Vortheile der beiden Seestaaten (Holland und England), scheint es nicht nöthig, ihm in gegenwärtiger Instruction ausführlich auseinanderzusetzen, wie weit dieselben gediehen sind."

In dem Concept derselben finden wir jedoch einige Details über die damaligen politischen Beziehungen Rußlands. Wir glauben, daß es für den Leser von Interesse sein dürfte, den Wirkungskreis genauer kennen zu lernen, in welchem der junge Minister Katharina's sich jetzt zu bewegen hatte.

1) „Mit dem Könige von Preußen", heißt es in der Instruction, „wird das frühere Defensivbündniß, folglich auch eine enge Freundschaft fortgesetzt. Es mag allerdings sein, daß die Annäherung Ihrer kaiserlichen Majestät an Se. Majestät den römischen Kaiser, welche aus der von Ihrer Majestät selbst erworbenen Kenntniß seiner freundschaftlichen Gesinnungen gegen Sie und seines aufrichtigen Wunsches hervorgegangen, die Bestimmungen des Teschener Tractats getreulich zu halten, diesen unsern alten Verbündeten theilweise in seinem Innern beunruhigt; doch hat derselbe wenigstens

äußerlich bisher nicht die geringste Art von Zweifel oder Mistrauen gegen den hiesigen Hof geäußert, sondern ist vielmehr gerade in diesem Jahre mit Ihrer kaiserlichen Majestät wegen Ihres ruhmvollen Systems, welches die Aufrechthaltung der Freiheit der neutralen Nationen in ihrem unschädlichen Handel und ihrer Schiffahrt bezweckt, in neue Verbindung getreten. Infolge dessen muß der Umgang des Herrn Kanzleiraths mit dem Minister Seiner preußischen Majestät im Deutschen Reich ungezwungen und freundschaftlich sein, und muß nach Art der Umstände, soweit dies dem Interesse des Dienstes Ihrer kaiserlichen Majestät entspricht, hierbei Aufrichtigkeit und Eintracht vorherrschen."

2) „Mit Dänemark haben wir gleichfalls einen Defensivtractat, sowie andere Verträge, welche dasselbe mit Sicherheit und Festigkeit an Ihre kaiserliche Majestät knüpfen, insbesondere seitdem die bekannte Negociation in Betreff des Austausches der in Deutschland gelegenen Erbländer Sr. kaiserlichen Hoheit des Großfürsten gegen die Grafschaften Delmenhorst und Oldenburg zu Gunsten der jüngern holsteinischen Linie das von der dänischen Nation so sehr gewünschte Resultat erreicht hat, wodurch endlich die Ursache der bisher, wenn auch nur vorübergehend, zwischen Rußland und Dänemark obgewaltet habenden Misverständnisse und Uneinigkeiten gehoben ist; folglich ist auch die allezeit natürliche Uebereinstimmung ihrer gegenseitigen Staatsinteressen von jeder anderweitigen Abhängigkeit auf immer befreit."

3) „Mit dem schwedischen Hofe steht Rußland infolge des bestehenden Friedenstractats von Åbo in freundschaftlichen Beziehungen."

4) „Mit der polnischen Republik haben wir drei Tractate, von denen der erste im Jahre 1686, die beiden andern aber während der Regierung des gegenwärtigen Königs abgeschlossen wurden, wobei durch letztern Tractat die gegenseitige

Freundschaft auf ewige Zeiten befestigt und Rußland als Ersatz für einige ältere Ansprüche, welche dasselbe rechtmäßigerweise an Polen zu machen hatte, einige polnische an die frühern russischen Grenzen anstoßenden Territorien als immerwährendes Besitzthum abgetreten wurden."

5) „Mit dem wiener Hofe wird nicht nur eine freundschaftliche Correspondenz gepflogen, sondern es ward mit demselben auch deshalb ein engeres Einvernehmen begründet, weil, wie bereits oben erwähnt, Ihre kaiserliche Majestät von den persönlichen Absichten des römischen Kaisers sich überzeugt haben [1]), infolge dessen auch die gegenseitigen Minister der beiden kaiserlichen Höfe angewiesen sind, allenthalben unter sich einen freundschaftlichen und aufrichtigen Umgang zu pflegen und sich gegenseitig auch in Privatunterhandlungen und Angelegenheiten hülfreiche Hand zu leisten. Als Anhaltspunkt des Herrn Gesandtschaftsraths in dieser Richtung folgt anbei die Abschrift eines Schreibens, welches durch unsern Geheimrath und Vicecanzler Graf Ostermann mit allerhöchster Genehmigung Ihrer kaiserlichen Majestät an alle unsere an den auswärtigen Höfen befindlichen Minister ergangen ist."

6) „Zwischen dem londoner Hofe und Rußland besteht ein Handelstractat und überdies allenthalben fast das nämliche Staatsinteresse. Deshalb könnte man sich auch von beiden Theilen mit aller Zuversicht auf eine gegenseitige Freundschaft verlassen, obgleich der frühere Allianzvertrag wegen verschiedener, der Zustimmung entgegenstehenden Schwierigkeiten noch nicht erneuert wurde, wenn anders die Grundsätze und das Verfahren des londoner Hofs in Betreff des Handels und der Schiffahrt der neutralen Nationen während seines Kriegs mit Spanien, Frankreich, Holland und den jetzt von demsel-

---

1) Kurz zuvor hatte Joseph II. mit Katharina eine Zusammenkunft in Pskow und Mohilew.

den losgerissenen amerikanischen Colonien, diese glückliche und natürliche Eintracht in den gegenseitigen politischen Angelegenheiten und Vortheilen nicht hindern würden. Da sich aber der erwähnte zeitweilige Meinungsunterschied nur auf die Meere beschränkt, so kann es auf dem Continent und in Angelegenheiten des Continents für die russischen Minister nicht ohne Nutzen sein, mit den englischen Gesandten auf freundschaftliche und aufrichtige Weise zu verkehren."

7) „Mit dem französischen Hofe war zur Zeit des Ministeriums Choiseul der unmittelbare schriftliche Verkehr der beiden Staaten abgebrochen, und zwar aus dem Grunde, weil derselbe in Bezug auf die kaiserliche Titulatur in den königlichen an Ihre kaiserliche Majestät gerichteten Depeschen ganz absurde Schwierigkeiten machte. Nachdem dieselben jedoch von dem Hofe von Versailles selbst gehoben wurden, so ist die unterbrochene Correspondenz wieder aufgenommen, und vermittelst derselben ein doppelt vortheilhafter Umschwung in den Verhältnissen bezweckt worden, namentlich aber in der durch die gemeinschaftliche Vermittelung Ihrer kaiserlichen Majestät und des Königs von Frankreich herbeigeführten Verhinderung des Kriegs, welcher zwischen dem Hofe von Wien einerseits und dem von Berlin und Dresden andererseits bei Gelegenheit der bairischen Erbfolge auszubrechen drohte; zweitens wurde durch die freundschaftliche Verwendung Frankreichs bei der ottomanischen Pforte die von uns mit derselben gewünschte Lösung in Betreff der tatarischen Angelegenheit sowie anderer Artikel des kainardschischen Friedenstractats herbeigeführt, deren Erfüllung von letzterer Seite bisher theilweise erschwert, theilweise gänzlich bestritten wurde. Auf diese Weise ist die gegenwärtige Stellung unsers Hofs demjenigen von Versailles gegenüber eine sehr freundschaftliche; allein wenn auch allem Anschein nach durchaus keine Veranlassung zu einer neuen und unvoraussichtlichen Alterirung der-

selben im Verlauf der allgemeinen Angelegenheiten gegeben ist, so erscheint es dessenungeachtet durch eine vernünftige Vorsicht geboten, bei jeder Gelegenheit ein unverrücktes Augenmerk auf alle Schritte und Unterhandlungen des französischen Cabinets zu richten, ohne hierdurch gerade Veranlassung zu offenbarem Mistrauen und noch viel weniger zu einer Erkaltung zu geben. Mit Spanien besteht der gewöhnliche, freundschaftliche internationale Verkehr; doch erscheint der madrider Hof infolge der bekannten Verbindlichkeiten, welche derselbe durch den bourbonischen Vertrag übernommen, immer und in allen Verhältnissen als der Schatten des Hofs von Versailles. Der König von Sardinien ist wegen der natürlichen Lage seiner Länder an das englische Interesse gebunden. Mit der ottomanischen Pforte hatten wir trotz des im Jahre 1774 abgeschlossenen Friedenstractats, wie bereits oben bemerkt, unangenehme Differenzen über verschiedene Artikel desselben und insbesondere wegen der Freiheit der Tataren, welche die Türken zu vernichten und wieder in die frühere Unterthänigkeit zu verwandeln suchten; doch sind diese Schwierigkeiten seit einiger Zeit glücklich gehoben, nachdem infolge des bezeichneten Friedenstractats im Jahre 1779 eine erläuternde Convention abgeschlossen wurde, durch welche diese Differenzen zu einer vollständigen Lösung gebracht wurden."

In dem Original der Instruction waren überdies umständliche Verhaltungsregeln festgestellt, welche Morkow bei seinem Aussöhnungsgeschäft zwischen Holland und England zu befolgen hatte.

Anfang Januar 1782 reiste Morkow nach seinem Bestimmungsort, dem Haag ab. Von Memel schrieb er unterm 14. Januar an den Vicecanzler Ostermann und schilderte ihm die Schwierigkeiten, die ihm auf seiner Reise entgegentraten. In Riga mußte er sich zwei volle Tage aufhalten, um seine Equipage ausbessern zu lassen. Als er auf den schlechten Stra-

ßen Memel erreicht hatte, wollte er nach Tilsit reisen; doch mußte er wegen Mangel an Fähren an den drei dazwischenbefindlichen Flüssen den Seeweg wählen und durch das Kurische Haff fahren.

In den ersten Tagen des Februar kam er in Berlin an; am folgenden Tage führte ihn der dortige russische Gesandte, Fürst W. S. Dolgoruky, zu dem Grafen Finkenstein, einem der höchstgestellten Männer Preußens. Morkow ersuchte Finkenstein, ihn dem König vorzustellen, erhielt jedoch zur Antwort, daß der König an der Gicht leide und ihn erst nach Verlauf einiger Zeit empfangen könne.

Der Wunsch, Friedrich den Großen zu sehen, veranlaßte Morkow, einige Tage in Berlin zu verweilen; während dieses kurzen Zeitraums wurde er der Königin sowie den Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie vorgestellt; ferner machte er die Bekanntschaft der hervorragendsten Mitglieder der preußischen Regierung. Einmal lud ihn Baron Herzberg zu einer Soirée ein und theilte ihm dort mit, daß sich der König wegen des Ankaufs von Pferden für die preußische Armee in Verlegenheit befinde. Früher hatte Preußen seinen Bedarf an Pferden in Rußland gekauft; auch in diesem Jahre hatte Herzberg bei dem russischen Hofe um die Erlaubniß nachgesucht, Pferde in der Ukraine kaufen zu dürfen, hatte aber wegen des starken Pferdefalls in den kleinrussischen Provinzen von dem Fürsten Potemkin eine abschlägige Antwort erhalten; der König beschloß darauf, Pferdeaufkäufe am Kuban vornehmen zu lassen; doch beunruhigte ihn der Transport derselben durch Rußland und insbesondere der 13 Rubel betragende Zoll für jedes Pferd. Herzberg, ohne Zweifel im Auftrage des Königs, fragte Morkow, ob man nicht auf eine Ermäßigung von seiten Rußlands hoffen könne, und an wen man sich am geeignetsten in dieser Sache zu wenden habe. Morkow entschuldigte sich mit seiner Unkennt-

niß des Sachverhalts, schrieb jedoch auf den Wunsch Herzberg's hierüber privatim an Besborodko.

Am preußischen Hofe ging damals das Gerücht, daß Katharina und der österreichische Kaiser Joseph II. eine Erneuerung des Kriegs mit der Türkei beabsichtigten. Der englische Gesandte in Berlin versicherte Morkow, daß Friedrich seinen Bevollmächtigten in Konstantinopel sogar angewiesen habe, die Aufmerksamkeit des Divans auf alle Schritte des petersburger und wiener Hofs zu lenken, und daß er bei der ersten Veranlassung mit Frankreich in die engste Verbindung zu treten gedenke. Baron Herzberg brachte bei jedem Zusammentreffen mit Morkow diesen Gegenstand zur Sprache. Ganz besonders aber wurde Morkow von einem alten petersburger Bekannten, dem Grafen Solms, der früher preußischer Gesandter am russischen Hofe und zwar schon unter Peter III. und in den ersten Regierungsjahren der Kaiserin Katharina gewesen, hierüber befragt.[1]) Gestützt auf seine alte Bekanntschaft und seine Anhänglichkeit an Rußland, das er sein zweites Vaterland nannte, suchte Solms von Morkow vor allem zu erfahren, weshalb in Rußland eine neue Rekrutenaushebung stattfinde, weshalb man Schiffe in Cherson baue und die Truppen dislocire? Morkow erwiderte ihm, daß die unbedeutende Aushebung von einem Mann auf fünfhundert Seelen nur zum Zweck der Ergänzung der Truppen vorgenommen werde, daß man aus demselben Grunde Schiffe erbaue und daß in Rußland alljährlich eine Truppendislocation vorgenommen werde, weil man den Grundsatz angenommen, die Regimenter nicht zu lange an einem und demselben Ort zu belassen, mit Einem Worte, daß Rußland durchaus keine kriegerischen Absichten hege.

---

1) Es wird seiner mehrmals in den Memoiren Poroschny's als eines häufigen Besuchers des Großfürsten Petrowitsch erwähnt.

Mit ähnlichen Besuchen und Besprechungen brachte Morkow ungefähr eine Woche in Berlin zu. Da er jedoch angewiesen war, seine Reise nach dem neuen Bestimmungsort zu beschleunigen, erklärte er endlich Finkenstein, daß er zu seinem größten Bedauern abreisen und auf die Ehre, den König zu sehen, verzichten müsse. Infolge dessen bestimmte ihm der König eine Audienz in Potsdam. Am 7. Februar verabschiedete sich Morkow in Berlin bei der königlichen Familie, die ihn, wie das erste mal, äußerst huldvoll empfing, und begab sich am folgenden Tage nach Potsdam. In einem Schreiben an Ostermann schilderte er seinen Empfang bei dem großen Monarchen auf folgende Weise:

„Kaum war ich angekommen, als sich der Generalmajor Graf Görtz zu mir begab und mir mittheilte, daß er den Befehl habe, mich um elf Uhr vormittags dem König vorzustellen. In sein Cabinet eingeführt, fand ich ihn in einen großen Pelzmantel eingehüllt und noch an der Gicht leidend, auf einem Kanapee sitzend; doch sah er gut aus und hatte ganz jenen lebhaften Blick, womit er mir immer geschildert worden. Er begann die Unterhaltung mit einer Art von Entschuldigung über die Weise, in welcher er mich empfange; daß er es sich aber zum Grundsatz gemacht habe, immer dem Verlangen der Unterthanen seiner guten Freunde und Verbündeten nachzukommen, wenn ihn solche zu besuchen wünschten. Zuerst erkundigte er sich mit sichtbarem Interesse nach dem Befinden der Kaiserin. Die übrige Conversation drehte sich um die Zeitverhältnisse, um den Zweck meiner Sendung, welche Se. Majestät auf die Vermittelung allein beschränkt glaubte, und um die Unruhen, welche von seiten Persiens in den Nachbarstaaten der Kaiserin erregt wurden, was jedoch von den Zeitungen bedeutend übertrieben und sogar in einem ganz falschen Lichte dargestellt worden war. Der König endigte die Unterredung, indem er mir mit

vieler Güte bemerkte, wie sehr es ihm leid thue, daß seine Krankheit ihm nicht erlaube, mich länger bei sich zu behalten, und ich verließ ihn, voll der Befriedigung, das Glück gehabt zu haben, einen so großen König zu sehen und eine vollkommene Beruhigung über seinen Gesundheitszustand mit mir fortzunehmen."

Vom König begab sich Morkow zum Prinzen von Preußen und setzte, nachdem er bei demselben gespeist, noch in derselben Nacht seine Reise von Potsdam nach dem Haag fort, wo er am 19. Februar eintraf und seine gesandtschaftliche Thätigkeit begann. Zwei Tage nach seiner Ankunft fuhr Fürst Galizin mit ihm zu dem Präsidenten der Wache und zu dem Prinz-Statthalter. Morkow übergab demselben seine Creditive und letzterm außerdem noch ein Schreiben der Kaiserin. Am 23. Februar erkannten ihn die Staaten als Minister an, worauf er sein neues Amt übernahm.

Ehe wir jedoch den Leser damit bekannt machen, müssen wir einige Worte über die Einrichtung der holländischen Republik und ihrer damaligen Lage voraussenden.

Die holländische Republik bestand aus sieben Provinzen oder Republiken, welche, jede abgesondert, durch die Versammlung ihrer Provinzialstaaten oder Vertreter und den Präsidenten derselben, den Pensionär, verwaltet wurden. Die allgemeinen Angelegenheiten, insbesondere die des Kriegs und des Auswärtigen, wurden durch einen aus den Provinzialvorständen erwählten Ausschuß oder die Generalstaaten geleitet, unter welchen der Großpensionär, welcher durch eine bestimmte Zahl von Jahren erwählt wurde, den Vorsitz führte. Die Executivgewalt, der unmittelbare Oberbefehl über das Heer und die Flotte war den Statthaltern vorbehalten, den Nachkommen Wilhelm's von Oranien, des Befreiers Hollands von der spanischen Herrschaft. In letzterer Zeit war diese Würde im Hause Oranien erblich geworden. Der schon

früher entstandene Streit der oranischen Partei oder der Anhänger der Statthalterschaft mit der aristokratischen oder antioranischen Partei war der Grund der schnell eintretenden Schwäche und des Verfalls der berühmten Seefahrer; dieser Streit gab fremden Mächten Veranlassung zur Einmischung in ihre innern Angelegenheiten; die oranische Partei wurde gewöhnlich von England beschützt, während die holländischen Liberalen beständig in Frankreich ihre Stütze fanden. Als Morkow in Holland ankam, war Wilhelm V. Statthalter, der im Jahre 1751 seinem Vater Wilhelm IV. gefolgt; das wichtige Amt eines Großpensionärs hatte Bluiswik inne.

Unmittelbar nach Anerkennung der von Katharina proclamirten bewaffneten Neutralität wurde Holland, wie wir bereits früher erwähnt, in einen Krieg mit England verwickelt, und dies gab ihm einiges Recht, auf die Hülfe und Vermittelung Rußlands zu hoffen. Das russische Cabinet hatte schon im Jahre 1781 durch den in Petersburg sich befindenden holländischen Gesandten Wassenaer für die Aussöhnung zu wirken begonnen. Damals schlug auch Fürst Galizin im Haag den Staaten vor, durch die Vermittelung Rußlands Friedensunterhandlungen mit England anzuknüpfen, und die Antwort auf diesen Vorschlag wurde von den Staaten dem russischen Hofe fast an demselben Tage zugeschickt, als Morkow im Haag anlangte — nämlich am 21. Februar (4. März) 1782. Holland erklärte, nur in dem Falle sich in Friedensunterhandlungen einlassen zu können, wenn England die Freiheit des holländischen Handels und der holländischen Schifffahrt anerkennen wolle.

Auf diese Weise war die Hauptsache bereits vor dem Eintreffen Morkow's abgethan. In seinen ersten Berichten spricht derselbe geradezu aus, wie wenig von einem Erfolg in dieser Angelegenheit zu erwarten stehe. Der Statthalter, obgleich zum Frieden geneigt, besaß weder die Festigkeit des Charak-

ters noch das nöthige Vertrauen des Volks, um diese Frage nach seinem Wunsch zu entscheiden. Alles hing von dem Großpensionär ab; allein dieser war ganz von dem französischen Gesandten, dem Herzog von Beauguignon, abhängig, einem verständigen, gewandten und energischen Mann, welcher den Holländern den Gedanken der Nothwendigkeit einer engen Allianz mit Frankreich zur gemeinschaftlichen Action gegen England beigebracht hatte. Nebstdem wünschten viele Holländer, mit den Vereinigten amerikanischen Staaten Verbindungen anzuknüpfen. Der Briefwechsel eines Mitglieds der holländischen Regierung mit Franklin wurde von den Engländern aufgefangen und diente England zum äußern Vorwand seiner Kriegserklärung.

Mit Morkow kam fast an demselben Tage ein amerikanischer Bevollmächtigter, Adams, im Haag an. Beide Umstände, das definitive Bündniß mit Frankreich und die Anerkennung der Unabhängigkeit der amerikanischen Colonien, mußten das Geschäft der Aussöhnung bedeutend erschweren. Frankreich erhielt einen entschiedenen Einfluß in Holland. „Um Gottes willen, befehlen Sie uns, was wir thun sollen", schrieb Morkow unterm 1. (12.) März an Besborodko. „Wir können uns nicht mit den von mir mitgebrachten Instructionen durchwinden, welche auf die Voraussetzung eines völligen Gleichgewichts zwischen England und Frankreich gegeben, jetzt zur Erreichung des Hauptobjects der Mediation unzureichend geworden sind. Ich kann nichts anderes thun, als die Dinge dem Lauf, den sie einmal genommen, zu überlassen."

Unterdessen wünschten die Gutgesinnten in Holland aufrichtig den Frieden. Auch England that annähernde Schritte, infolge deren der englische Commissar Wentworth als einfacher Privatmann, wenngleich nicht ohne Zustimmung einiger Mitglieder der holländischen Regierung, im Haag eintraf. Er suchte die Stimmung der Gemüther zu erforschen und fried-

liche Absichten zu erwecken; allein alle seine Bemühungen waren erfolglos. Man erwiderte ihm, daß Holland bereits in zu enge Verhältnisse zu Frankreich getreten sei, um dieselben wieder aufzuheben; in Betreff der Friedensunterhandlungen berief man sich auf die unterm 4. März an den russischen Hof übersendete Resolution. Fürst Galizin und Morkow konnten nicht offen im Einvernehmen mit Wentworth handeln. Sie hatten den Auftrag, eine strenge Unparteilichkeit gegen beide Theile zu beobachten, und mußten sich um so mehr an diese Vorschrift halten, weil infolge der Ränke des französischen Gesandten die holländischen Zeitungen bereits offen von der Hinneigung der russischen Kaiserin zu England sprachen und dadurch den Holländern Mistrauen gegen ihre Vermittelung einflößten.

Mitte März begab sich Morkow nach Amsterdam, um die Stimmung der Gemüther in dieser Stadt zu erforschen und sich mit den bedeutenden Persönlichkeiten bekannt zu machen. Es gelang ihm, sich dem reichen Rendorp zu nähern, welcher eine große Bedeutung in Amsterdam besaß. Aber gerade als Morkow sich mit ihm in Unterhandlungen befand, benachrichtigte ihn Fürst Galizin von der Ankunft des Kuriers Brem mit Depeschen von dem russischen Minister in London, Simolin, worauf Morkow noch an demselben Tage nach dem Haag zurückeilte. Die Depeschen, welche Brem gebracht, waren äußerst wichtig. In England war eine Veränderung des Ministeriums eingetreten und wurde zugleich der Wunsch nach Frieden immer lebhafter. Die Whigs, welche Holland gewogen waren, hatten die Oberhand über die Tories gewonnen. Für Lord North ward Marquis Rockingham Premierminister; zugleich mit ihm traten Fox, Burke, der junge William Pitt, der zukünftige Leiter Englands, und Shelburne ins Ministerium. Nachdem das neue Ministerium am 4. März durch Simolin die Resolution der Generalstaa-

ten erhalten hatte, beschloß dasselbe, auf die Anerkennung des freien Handels und der freien Schiffahrt der Holländer einzugehen, und Fox richtete deshalb ein officielles Schreiben an Simolin. Mit dieser Erklärung waren die Haupthindernisse des Friedens völlig unerwartet und zu großer Beruhigung der französischen Partei und des Großpensionärs beseitigt, da man sich von dieser Seite der festen Ueberzeugung hingegeben hatte, daß England sich zu einem solchen Nachgeben nicht entschließen werde. Es blieb nichts anderes übrig, als sich auszusöhnen; allein der Großpensionär nahm seine Zuflucht zur List. Er suchte den Fürsten Galizin zu überreden, dem Schreiben Fox' noch keine Publicität zu geben; er wollte diese Zeit zur Abschließung einer offenen Allianz mit Frankreich benutzen, um dann zu erklären, daß das Schreiben Fox' zu spät gekommen und daß Holland jetzt nicht mehr für sich allein handeln könne. Allein durch die Ankunft Morkow's aus Amsterdam scheiterte dieser Plan. Ungeachtet seiner Instruction, die ihn anwies, jeder schriftlichen Erklärung auszuweichen, zögerte Morkow nicht, ein officielles Memorandum der Versammlung der Generalstaaten zu übergeben, worin er die Zustimmung Englands zu der Forderung der Republik feierlich verkündete. Er erklärte dem Großpensionär, daß in diesem Falle jeder Aufschub von seiten der russischen Minister ein Verrath an dem Vertrauen sei, welches das englische Cabinet der russischen Kaiserin bezeugt habe. Das Memorandum Morkow's wurde den Staaten zur Prüfung übergeben. Die neue Lage der Dinge, die durch das Schreiben des Ministers Fox und durch das russische Memorandum herbeigeführt worden, erfüllte alle Friedensfreunde in Holland mit Freude und gab denselben die lebhafteste Hoffnung auf dessen Abschluß. Der Prinz-Statthalter faßte neuen Muth. Auf der Börse stiegen die Fonds. Einen gleich angenehmen Eindruck brachte dieser Umschwung in Petersburg hervor. Die Kaiserin drückte in einem

Rescript an Fürst Galizin und Morkow d. d. Zarskoe-Selo, 18. April (von dem Leibgardesergeanten Lanski überbracht), über das taktvolle Auftreten Morkow's ihre volle Befriedigung aus. Ueberzeugt von der baldigen Eröffnung der Friedensunterhandlungen, versah sie den Fürsten Galizin sowie Morkow mit Vollmachten für ihre Anwesenheit bei dem bevorstehenden Congreß und befahl ihnen, insgeheim gewisse Winke über den Wunsch Rußlands zu erkennen zu geben, es möchten beide Theile, sowol England als Holland, sich mit dem Ansuchen an das petersburger Cabinet wenden, die Beobachtung der künftigen Friedensbedingnngen zu gewährleisten. Im Falle gänzlichen Mislingens aber sollten beide erklären, daß Rußland die Zumuthungen Hollands in Betreff der vermeintlichen Verbindlichkeiten, die ersterm infolge der neutralen Convention zugefallen, für alle Zukunft zurückweise. Am Schlusse dieses Rescripts war bemerkt: „Sie werden uns einen angenehmen und wichtigen Dienst erweisen, wenn es Ihnen gelingen sollte, durch Ihre Vorstellungen und Bemühungen den in Holland vorwiegenden fremden Einfluß zu erschüttern und bei der Annahme desselben einen Separatfrieden zwischen England und dieser Republik zu Stande zu bringen."

Allein die Anstrengungen und Bemühungen der russischen Gesandten waren vergebens. Es war ihnen nicht möglich, den französischen Einfluß zu beseitigen; offenbar bildete sich durch diesen Streit mit dem Herzog von Beauguignon und durch die Bekämpfung seines Einflusses in Morkow jene Abneigung gegen die französische Politik, welche in der Folge seine wichtigsten Handlungen auf der diplomatischen Laufbahn kennzeichnete.

„Frankreich herrscht hier ebenso sehr wie in seinem eigenen Lande", schrieb er unterm 25. März (6. April) an Besborodko. „Die Holländer selbst zittern, mit Ausnahme der

Kaufleute, welche nichts anderes als ihr Geld im Auge haben. Wenn Leute von solchen Eigenschaften zu leiden haben, so muß man sich nicht sonderlich darüber grämen; aber trotzdem darf man es nicht mit ihnen verderben, denn sie können wol manchmal nützen, wenn man in gewissen (Geld-)Verlegenheiten ist. Der Hauptgegner des Friedens ist der Großpensionär mit seiner Partei, welche aus den angesehensten Leuten Amsterdams besteht. Neben den sehr wahrscheinlichen Absichten gegen den Statthalter haben dieselben im Sinne, während der Fortdauer des Kriegs zu den Amerikanern überzulaufen und durch einen Handelstractat mit denselben England zuvorzukommen."

Und in der That kam, während das russische Memorandum den Generalstaaten zur Prüfung vorlag, ein neues Ereigniß zum Ausbruch, welches den Friedensunterhandlungen mit England offenbar ungünstig war. In der ersten Hälfte Aprils (1782) wurde der Amerikaner Adams, derselbe, welcher später Präsident der Republik wurde, als bevollmächtigter Minister in Holland anerkannt. Bei dieser Gelegenheit gab der Herzog von Beauguignon dem ganzen diplomatischen Corps ein großes Diner, bei welchem er Adams als ein Mitglied des diplomatischen Corps vorstellte. Am folgenden Tage fuhr Adams selbst bei Morkow und Fürst Galizin vor, wurde aber von denselben nicht empfangen. Ostermann schrieb ihnen hierüber (unterm 6. Mai) wie folgt: „Nachdem nun die Hochmögenden[1]) zu der formellen Anerkennung von Adams geschritten sind, muß ich Ihnen mittheilen, daß Ihre Majestät nicht wünschen, daß von Ihrer Seite irgendeine Demonstration gemacht werde, welche der Vermuthung Raum geben könnte, als ob Sie diesen Schritt billige. Sie werden sich deshalb enthalten, Besuche anzunehmen oder deren zu machen,

1) „Hochmögende" wurden die Vertreter der Staaten titulirt.

sei es Herrn Adams oder einer andern Persönlichkeit, welche von seiten der Colonien, die sich von England losgesagt haben, dort accreditirt ist.[1]) Katharina wollte damals noch in keinerlei Beziehungen zu den Amerikanern treten. Wir schließen dies unter anderm auch aus folgendem Umstande.

Michail Nowikow, Rath bei der russischen Gesandtschaft in Holland, schickte an einen gewissen Dina, der sich für einen amerikanischen Edelmann ausgab, das Porträt Washington's nach Petersburg. Die Kaiserin befahl, das Porträt dorthin zurückzusenden, wo es der Kurier empfangen habe, worauf Ostermann (unterm 4. Juli 1782) an Galizin und Morkow schrieb, daß sie in Zukunft weder von Amerikanern noch an Amerikaner Briefe oder Packete zur Absendung mit Kurieren annehmen sollten, „weil man dadurch in die Unannehmlichkeit versetzt werde, dieselben an Leute schicken zu müssen, von denen das Ministerium Ihrer Majestät nicht wisse, wo und warum sich dieselben hier (in Petersburg) aufhalten".

Wie stark in Holland die Sympathie für die Amerikaner und folglich die Abneigung gegen England war, geht unter anderm aus einem Schreiben Morkow's an den Grafen Ostermann vom 2. (13.) Mai 1782 hervor. Er schreibt, daß in Nimwegen, zur Zeit der Versammlung der Staaten, ein Mitglied derselben, Singledon, sich bei einem öffentlichen Gastmahl weigerte, auf die amerikanische Unabhängigkeit zu trinken. Die ganze Gesellschaft kam in Aufregung. Man hätte Singledon beinahe zum Fenster hinausgeworfen; er mußte sich aus seiner Heimat nach dem Haag flüchten, wo anonyme

1) Dies erinnert an eine spätere Aeußerung Katharina's, welche ein scharfes Licht auf ihre ganze Politik wirft und uns von Chrapowicki aufbewahrt wurde. Als sie das Buch Radischtschew's, „Reise von Petersburg nach Moskau", las, sagte sie: „Er ist noch schlechter als Pugatschew! er lobt Franklin." (S. Memoiren Chrapowicki's, unterm 7. Juli 1790.)

Briefe eintrafen, welche an den Statthalter, an den Großpensionär und andere Persönlichkeiten der Regierung adressirt waren. Diese Briefe drohten einem jeden mit Verfolgung, der sich unterfange, sich der Anerkennung der amerikanischen Freiheit und dem Kriege gegen England zu widersetzen. Es ist begreiflich, daß Morkow bei einer solchen Stimmung der Gemüther große Schwierigkeiten fand, den ihm gegebenen Auftrag zu vollziehen. Er mußte sich auf Ermahnungen und Vorstellungen beschränken. Er konnte der zahlreichen Friedenspartei nicht die thätige Unterstützung Rußlands versprechen, denn seine Instruction gab ihm hierzu kein Recht. Der Erfolg der Angelegenheit wurde mit jedem Tage weniger wahrscheinlich. Dem französischen Gesandten, Beauguignon, welcher die innere Aufregung des Landes geschickt zu benutzen wußte, gelang es, den Willen der holländischen Machthaber vollständig zu beherrschen. Die Holländer bei ihrer schwächsten Seite, dem Eigennutz, fassend, stellte er ihnen vor, wie vortheilhaft ein Handelstractat mit Amerika für sie sein würde. Auf der andern Seite verstand er die Abneigung der Holländer gegen den Statthalter zu benutzen und schmeichelte ihnen mit der Hoffnung auf eine Beschränkung oder selbst eine vollkommene Aufhebung der Prärogative. Der Prinz von Oranien, ein kurzsichtiger, schwacher und unentschiedener Mann, hatte sich so ziemlich eine allgemeine Abneigung zugezogen, insbesondere dadurch, daß er sich in allem seinem frühern Vormund, dem den Holländern verhaßten Herzog Ludwig von Braunschweig, unterwarf (er war der leibliche Bruder Anton Ulrich's, welcher sich eine so traurige Berühmtheit in der russischen Geschichte erworben hat). Im Einklang mit seiner Instruction, worin es hieß, daß Katharina der Schwester Ludwig's, der verwitweten Königin von Dänemark, versprochen habe, „sich für die möglichst beste Erledigung seiner unangenehmen Angelegenheiten zu verwenden", suchte

Morkow darauf hinzuwirken, daß Ludwig die Stelle eines holländischen Feldmarschalls niederlege und gegen die Bewilligung einer Pension und Bezahlung seiner Schulden aus Holland abreise. Der größte Theil der holländischen Städte und insbesondere Antwerpen hatte seine Entfernung von den Staatsgeschäften nachdrücklich gefordert. Die Gemahlin Wilhelm's V. war eine leibliche Nichte Friedrich's des Großen; doch half dies dem Statthalter wenig. Die eifrigen Vorstellungen und Proteste des preußischen Gesandten, Baron Thulmaier, zu welchem Morkow in den freundschaftlichsten Beziehungen stand, vermochten die oranische Partei ebenso wenig zu unterstützen als den französischen Einfluß zu beseitigen.

Die holländische Regierung zögerte, gleichsam um Zeit zu gewinnen, mit der Antwort auf das Memorandum, welches von dem Fürsten Galizin und Morkow unterm 3. April übergeben worden war und worin die Eröffnung der Friedensunterhandlungen verlangt wurde, welchen jetzt kein Hinderniß mehr im Wege stand, nachdem das englische Cabinet durch das Schreiben seines Ministers Fox das Versprechen gegeben, die Freiheit des Handels und der Schiffahrt der Holländer anzuerkennen. Fürst Galizin und Morkow erhielten durch Simolin, den russischen Gesandten in London, ein zweites Schreiben von Fox, welches sich noch bestimmter darüber aussprach. Allein auf alle Vorstellungen Morkow's erfolgte immer die nämliche Antwort, daß Holland bereits in zu enge Beziehungen zu Frankreich getreten sei, als daß es ohne dasselbe sich mit England aussöhnen könne; daß die während des Kriegs von den Engländern weggenommenen transatlantischen Besitzungen Hollands von den Franzosen besetzt seien, welche dieselben im Falle eines Zerwürfnisses auf immer für sich behalten könnten. Um diese Schwierigkeit zu beseitigen, wurde dem russischen Gesandten am Hofe zu Versailles, Fürsten Bariatinsky, aufgetragen, das Interesse Hollands in Schutz zu

nehmen, doch war auch diese Maßregel ebenso fruchtlos als die Unterhandlungen Morkow's mit dem Herzog von Beauguignon.

Am 1. Juli erfolgte endlich die Antwort der Generalstaaten. Sie dankten der Kaiserin für ihre Theilnahme an den holländischen Angelegenheiten; ohne auf die Unterhandlungen mit England in Betreff eines Separatfriedens völlig Verzicht zu leisten, bemerkten sie, daß sie auf das Gelingen desselben wenig Hoffnung setzten, indem sie sich auf den in naher Aussicht stehenden Frieden zwischen sämmtlichen kriegführenden Staaten beriefen und die Kaiserin um ihre fernere Gewogenheit bei dem künftigen allgemeinen Friedenscongreß ersuchten.

Um die nämliche Zeit benachrichtigte Fürst Variatinsky von Paris aus die russischen Gesandten von der Absicht des russischen Thronfolgers und seiner Gemahlin, Holland zu besuchen. Wie bekannt, bereiste der Großfürst Paul Petrowitsch in den Jahren 1781 und 1782 mit seiner Gemahlin die meisten Länder Europas. Von Frankreich begaben sich die Hoheiten in die österreichischen Niederlande, nach Brüssel, wohin ihnen die beiden russischen Gesandten entgegenreisten.

„Je supplie votre Excellence", schreibt Morkow unterm 22. Juni (3. Juli) an Ostermann, „de vouloir bien faire agréer à Sa Majesté Impériale cette démarche dictée par notre zèle." Es ist bemerkenswerth, daß Morkow in einem besondern Schreiben der Kaiserin über alle Einzelheiten des Aufenthalts der Hoheiten in dem dortigen Lande Bericht erstattete. Die Generalstaaten ließen dieselben durch ihren Gesandten in Brüssel, Baron Hope, einladen, Holland zu besuchen, während der Prinz und die Prinzessin von Oranien eigens ihren Kammerherrn, Grafen Huyden, mit Einladungsschreiben dorthin schickten und ihnen sogar selbst entgegenzureisen wünschten. Im Haag bewirthete man dieselben zwei Tage lang mit der größtmöglichsten Zuvorkommenheit.

Fürst Galizin begleitete sie durch ganz Holland bis nach Utrecht und sendete einen ausführlichen Bericht hierüber an Ostermann. Aus diesem Bericht wissen wir unter anderm, daß der obengenannte Vormund Wilhelm's V., Herzog Ludwig von Braunschweig, sich ganz besondere Mühe gab, von den hohen Reisenden einen Besuch zu erhalten, von denselben aber jedesmal eine abschlägige Antwort erhielt. Fürst Galizin beförderte die Briefe Ihrer Hoheiten an die Kaiserin und begab sich nach Amsterdam, um im Auftrag der Großfürstin Spielsachen für die Großfürsten Alexander und Konstantin Pawlowitsch einzukaufen. In Saardam nahmen Ihre Hoheiten das Haus Peter's des Großen in Augenschein; in der Folge wurde für den Großfürsten eine Abbildung dieses Häuschens angefertigt. [1])

Einige Zeit später, unterm 27. August (7. September) und 30. August (10. September) schrieb Morkow an Ostermann, daß die Abänderung des Reiseplans des Großfürst-Thronfolgers und seiner Gemahlin Veranlassung zu einigen politischen Conjecturen gegeben habe. Ihre Hoheiten hatten anfänglich beschlossen, nach Prag zu gehen, wo man ihnen zu Ehren eine Heerschau zu halten beabsichtigte, reisten aber plötzlich in aller Eile nach Berlin; hieraus schloß man, daß zwischen dem russischen und österreichischen Hofe eine gewisse Erkaltung eingetreten sei. Morkow und Galizin suchten diese Vermuthung zu widerlegen, indem sie begreiflich machten, daß der Termin der Reise abgelaufen sei und daß ihre Hoheiten bald wieder in Petersburg einzutreffen wünschten.

Seit die holländische Regierung das russische Memorandum beantwortet, war keine weitere Hoffnung mehr auf eine

---

1) Die Stadt Saardam machte der russischen Regierung den Vorschlag, das Häuschen Peter's des Großen zu kaufen; die Kaiserin wies jedoch diesen Vorschlag zurück.

Separataussöhnung dieser Republik mit England vorhanden, und die Angelegenheit, wegen welcher Morkow nach Holland gesendet worden, war somit erledigt. Nichtsdestoweniger setzte er seine diplomatische Dienstesthätigkeit mit Eifer und Energie fort. Seine Berichte an den Grafen Ostermann bezeugen, mit welcher Aufmerksamkeit er den äußern und innern Beziehungen Hollands folgte. Er setzte den Vicekanzler genau von der Theilnahme Hollands an den gemeinschaftlichen Unterhandlungen, welche in Versailles zwischen den kriegführenden Mächten eingeleitet worden, sowie von den Bewegungen der holländischen Flotte, von dem Kampf der Parteien, von den Handelsveränderungen, von den politischen Broschüren, den bemerkenswerthen Artikeln in den Zeitungen u. s. w. in Kenntniß. Diese Berichte, so wichtig dieselben auch für die holländische Geschichte sind, gehören selbstverständlich nicht in die Biographie Morkow's.

Im Frühling 1782 erhielt Morkow den Auftrag, ein Anlehen, welches die Kaiserin in Holland zu machen wünschte, zu Stande zu bringen. Er begab sich zu diesem Zweck eigens nach Amsterdam und knüpfte mit dem dortigen Handlungshaus Smet Unterhandlungen an. Bald darauf ward ihm ein neuer wichtiger Auftrag zu Theil. Die Kaiserin befahl ihm, für den Eintritt in russische Dienste Seeoffiziere und Matrosen zu suchen, „welche in der Ingenieurwissenschaft, in der Mechanik, Hydrostatik und Hydraulik bewandert seien". Durch seine ausgebreitete Bekanntschaft war es Morkow möglich, mit leichter Mühe die für Rußland nöthigen Leute auszuwählen, um so mehr, als viele derselben mit den innern Unruhen und dem Wirrwarr, der in Holland herrschte, unzufrieden und gern bereit waren, den dortigen Dienst zu verlassen. Vor allem wendete Morkow seine Aufmerksamkeit auf den Generaladjutanten Wilhelm's Kingsbergen, welcher Mitglied des Admiralitätscomité, Contreadmiral und Linien-

schiffskapitän war. Derselbe hatte schon früher in russischen Diensten gestanden und zeigte viele Liebe für Rußland. Zugleich mit Rendrop und andern war er für einen möglichst baldigen Friedensschluß mit England bemüht und beklagte sich in seinen Unterredungen mit Morkow über die Unordnung, welche in allen Theilen der holländischen Regierung eingerissen war. Nachdem er von Morkow den Wunsch Katharina's, ihn wieder in ihre Dienste zu nehmen, erfahren, wollte er lange keine definitive Antwort geben. Aus Furcht, mit ihm einer seiner wenigen Stützen beraubt zu werden und zugleich die Disposition über die Flotte zu verlieren, suchte ihn der Statthalter auf jede mögliche Weise für Holland zu erhalten, was ihm auch endlich gelang. Kingsbergen antwortete Morkow, daß er sein Vaterland in der schwierigen Lage, worin sich dasselbe befinde, nicht verlassen könne.

Glücklicher ging die Anwerbung von Ingenieuroffizieren von statten. Mit Hülfe des Ingenieurcorpscommandanten Dumoulin, der selbst gern auf den Vorschlag der Kaiserin eingegangen wäre, sich jedoch wegen seines Alters und seiner Verbindungen mit dem Hause Oranien nicht entschließen konnte, Holland zu verlassen, gelang es Morkow, vier Offiziere für den russischen Dienst zu gewinnen: den Kapitän von Suchtelen[1]), einen Zögling und Gehülfen Dumoulin's, sowie die Lieutenants Krayenhoff (der an der Erbauung des Kanals von Murcia in Spanien theilgenommen hatte), Ferguil und Falconi. Morkow führte lange Unterhandlungen mit denselben und erstattete über jeden einzelnen genauen Bericht. Welch hohen Werth das Geld damals hatte, ist daraus zu

---

1) Kornilowitsch von Suchtelen (1751—1836), später Graf, Ingenieurgeneral und russischer Gesandter in Stockholm, war nach dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen ein Mann von seltenen Geistes- und Herzensgaben. Er besaß auch eine sehr reichhaltige Bibliothek.

ersehen, daß Suchtelen nur 1500 Rubel jährlichen Gehalt erhielt. Morkow führte diesen Auftrag erst zu Ende, nachdem er Holland bereits verlassen hatte. Die Kaiserin wies ihn an, die Angelegenheit in Betreff der Anwerbung von Offizieren dem dänischen Gesandten Saint-Saforin zu übergeben, welcher dem russischen Hofe sehr ergeben war und mit welchem Morkow während seines Aufenthalts im Haag sich viel näher befreundete als mit allen übrigen fremden Ministern; Saint-Saforin aber genoß wegen seiner Verbindungen mit Ludwig von Braunschweig die Liebe der Holländer nicht, weshalb Morkow die endglütigen definitiven Unterhandlungen der nach Rußland eingeladenen Offiziere durch seinen Secretär Danilowsky führen ließ, der nach ihm als Bevollmächtigter im Haag zurückblieb.

In Holland verbrachte Morkow etwas über ein Jahr und zwar mit dem einfachen Titel eines Gehülfen des Fürsten Galizin. Im September 1782 schickte der König von Sardinien zum ersten mal einen außerordentlichen Gesandten (den Kammerherrn Marquis de Parello) nach Petersburg. Infolge dessen mußte Rußland ebenfalls durch einen Minister in Turin vertreten werden, weshalb die Kaiserin durch Rescript vom 7. November den Fürsten Galizin anwies, sich nach Turin zu begeben. Dem alten Fürsten, der an seinen Posten gewöhnt war, wollte diese neue Bestimmung nicht sonderlich behagen. Er schrieb an die Kaiserin und an den Vicekanzler, daß seine Gemahlin [1]) in dem nicht weit vom Haag entfernten Münster lebe und dort der Erziehung ihrer Kinder obliege; daß er bei seiner Uebersiedelung nach Turin dieselbe mit sich nehmen müsse; daß es dort für ihn sehr theuer zu leben sei, daß er

1) Eine geborene von Schmettau, durch ihre Beziehungen zu Jacobi, Hamann, Stolberg u. a. und durch die schwärmerischen Aeußerungen Goethe's über ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit bekannt.

im Haag viele Schulden gemacht habe und endlich, daß Morkow gern nach Sardinien gehen würde. Als er bald darauf eine Unterstützung an Geld erhalten und seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, wäre er allerdings gern nach Turin gegangen; allein jetzt war es schon zu spät; es wurde Fürst N. B. Jussupow dorthin bestimmt, Fürst Galizin wurde pensionirt und Morkow erhielt Titel und Stellung eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers im Haag.

Allein er blieb in dieser Stelle, welche ihm große Auszeichnung brachte und seine immer sehr precären pecuniären Verhältnisse wesentlich aufbesserte, nicht lange. Durch Rescript vom 15. März 1783 rief ihn die Kaiserin aus den Vereinigten Niederlande zurück und ernannte den Kammerjunker Kolytschew[1]) zu seinem Nachfolger. Morkow wurde in der Eigenschaft eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers an dem königlich schwedischen Hofe an die Stelle des wirklichen Kammerherrn Mussin-Puschkin accreditirt. In demselben Rescript erhielt er zugleich den Auftrag, sich noch vor seiner Abreise nach Schweden nach Paris zu begeben, wo ihm die Besorgung eines besondern Auftrags anvertraut wurde. Für die Reise nach Schweden und die Einrichtung seines Hauses dortselbst wurden ihm 6000 Rubel und für die Reise vom Haag nach Paris 3000 Rubel bewilligt.

Unmittelbar nach Empfang dieses Rescripts, am 5. (16.) April, nahm Morkow von der holländischen Regierung seine Creditive zurück (wobei die Generalstaaten in den schmeichelhaftesten Ausdrücken für ihn der Kaiserin ihr Bedauern über seine Abberufung ausdrückten), übergab die Geschäfte der Ge-

---

1) Stephan Alexejewitsch, später russischer Gesandter in Paris und unter der Regierung Paul Petrowitsch's in Wien.

sandtschaft und das Archiv derselben dem Titularrath Danilowsky, und reiste ohne das Geschenk abzuwarten, welches von den Generalstaaten gewöhnlich dem scheidenden Gesandten zu Theil wurde, am 8. April nach Paris.

Er war hier dem Fürsten Iwan Sergejewitsch Variatinsky zur Dienstleistung bei der Unterzeichnung des Friedens zugewiesen, welcher zwischen Spanien, Frankreich, Holland und den Vereinigten amerikanischen Staaten einerseits und England andererseits abgeschlossen, und durch welchen der langwierige Krieg beendet wurde. Die europäischen Mächte erkannten die Unabhängigkeit der dreizehn amerikanischen Colonien, die sich von England losgesagt hatten, an. Die Friedensunterhandlungen hatten bereits im September des vorhergehenden Jahres begonnen; im Januar 1783 wurden die Präliminarien unterzeichnet. Frankreich, Spanien und England luden Katharina und ihren Verbündeten, Joseph II., ein, die Vermittelung bei der endgültigen Feststellung des Tractats zu übernehmen. Morkow hatte sich während seiner Anwesenheit im Haag mit allen Einzelheiten des vorausgegangenen Kriegs, wie aus seinen abgesendeten Berichten hervorgeht, vollständig bekannt gemacht, und wahrscheinlich war auch dies der Grund, weshalb ihm die Kaiserin auftrug, dem Friedensschlusse beizuwohnen.

Leider haben wir wenige Nachrichten über seinen Aufenthalt in Frankreich. Am 25. April (6. Mai) wurde er Ludwig XVI., Marie Antoinette und der ganzen königlichen Familie vorgestellt; erst am 2. September wurde der Friedenstractat in Versailles unterzeichnet. Alle Präliminarien in Betreff dieser Angelegenheit wurden durch die beiden russischen sowie durch den österreichischen Gesandten, Grafen Mercy d'Argenteau, direct mit dem ersten Minister Ludwig's XVI., dem berühmten Vergennes, geführt, weshalb sich dieselben häufig nach Versailles begeben mußten. In einem Schreiben

vom 14. (25.) September berichtete Morkow an die Kaiserin, daß Vergennes im Auftrag des Königs ihm sowie Bariatinsky zwei mit Brillanten besetzte Porträts Ludwig's übermacht, und daß ihnen der spanische Gesandte die Porträts seines Königs ebenfalls überreicht habe.

Während seines Aufenthalts in Paris hatte Morkow Gelegenheit, mit den hervorragenden Persönlichkeiten, die sich zum Friedensschluß eingefunden, bekannt zu werden. Von seiten Englands befanden sich dort Fitz Herbert (bekannt unter dem Namen Saint-Ellens) und Lord Manchester; von seiten Spaniens Graf d'Aranda; die Vertreter der amerikanischen Staaten waren Jay, der berühmte Franklin und Adams, der aus Holland gekommen war. Mit letzterm stand Morkow in besondern Beziehungen. Damals schon hielt sich Dina als Commissionär der amerikanischen Republik in Petersburg auf. Derselbe hatte dem russischen Hofe den Vorschlag gemacht, mit seinem Vaterlande einen Handelstractat abzuschließen, worauf ihm jedoch eine abschlägige Antwort ertheilt wurde. Adams trat über diesen Gegenstand mit Morkow in nähere Erörterungen; dieser aber erklärte ihm, daß Rußland nicht eher zu einem Handelstractat schreiten könne, bis in Versailles ein definitiver Friedensschluß zu Stande gekommen und die Unabhängigkeit der amerikanischen Colonien von allen Mächten formell anerkannt sei. Die russischen Gesandten hatten den Auftrag, dahin zu wirken, daß bei dem Abschluß eines allgemeinen Friedens die an demselben theilnehmenden Staaten ihre frühere Anerkennung der bewaffneten Neutralität bestätigen möchten. Fürst Bariatinsky und Morkow eröffneten hierüber mit Vergennes Unterhandlungen, welche jedoch wie es scheint zu keinem Resultat führten. Außerdem hatten sie sich noch eines andern viel wichtigern Auftrags zu entledigen. Zur nämlichen Zeit erfolgte die definitive Vereinigung der Krim mit Rußland, welchem Ereigniß Frankreich, der alte

Alliirte der Pforte, selbstverständlich nicht ruhig zusehen konnte. Doch ging diesmal alles glücklich von statten und durch die Gesandten in Versailles wurde jede Einsprache von seiten Frankreichs beseitigt.

Morkow verweilte bis Anfang Februar des folgenden Jahres 1784 in Paris. Wie er diese Zeit verlebte, wissen wir nicht. Aus einem seiner Schreiben an Besborodko ist zu ersehen, daß er nach Fontainebleau reiste. Sein College, Fürst J. S. Variatinsky, der bereits einige Jahre in Paris verlebt hatte und bei den Parisern beliebt war, führte ihn wahrscheinlich in die besten Gesellschaften ein. Durch ein Rescript vom 27. December wurde Morkow von dem französischen Hofe abberufen und zur Abreise an seinen eigentlichen Bestimmungsort, das heißt nach Stockholm, angewiesen. „Uebrigens", heißt es in dem genannten Rescript, „haben wir Ihrer Bitte allergnädigst zu willfahren geruht und erlauben Ihnen, zur Herstellung Ihrer Gesundheit einen dreimonatlichen Aufenthalt in Italien zu nehmen und zwar mit Beibehaltung des vollen, Ihrem Posten in Stockholm entsprechenden Gehalts."

Auf diese Weise wurde die Reise nach Stockholm abermals verschoben und Morkow ein kurzer Aufenthalt in Italien zu Theil. Doch erhielt auch diese Reise, wie wir sehen werden, eine politische Bedeutung. Die gewaltsame Aneignung der Krim mußte Rußland früher oder später in einen neuen Krieg mit der Türkei verwickeln. Katharina bereitete Rußland schon lange sowol durch innere Maßnahmen als durch politische Unterhandlungen für den bevorstehenden Kampf vor. Durch die Freundschaft Joseph's II. sich gegen Oesterreich sichernd und einer thatsächlichen Einmischung Frankreichs vorbeugend, beobachtete sie zu gleicher Zeit das mit Frankreich und der Pforte verbündete Schweden mit rastloser Aufmerksamkeit. Auf dem schwedischen Thron saß damals ein Neffe

Friedrich's des Großen, Gustav III., der Wiederhersteller der absoluten Königsgewalt in Schweden, bekannt durch seinen unruhigen Charakter, seine Reorganisationen, seinen unglücklichen Krieg mit Rußland und durch seinen Tod durch die Hand des Mörders Ankarström. Katharina, welche sich später in ihrem Lustspiel „Der Held Kosometowitsch" über ihn lustig machte, begab sich Ende Juni 1783 eigens nach Frederikshamn, um sich mit ihm persönlich zu berathen und seine nähere Bekanntschaft zu machen. Soviel bekannt, ging Gustav bei diesen persönlichen Unterhandlungen mit Katharina darauf ein, die Anerkennung der bewaffneten Neutralität zu bestätigen; auf einen andern Vorschlag der Kaiserin dagegen, dem Abschluß einer Allianz zwischen den drei nordischen Staaten beizutreten oder wenigstens alle Verbindungen mit der Türkei abzubrechen, sowie sich aller Verbindlichkeiten gegen dieselbe zu entschlagen — gab er jedoch keine definitive Antwort.

Bald nach dieser Zusammenkunft, und zwar im October 1783, trat Gustav unter dem Namen eines Grafen von Haag eine größere Reise durch Europa an. Das Hauptziel derselben war Italien. Gustav gefiel sich darin, für einen eifrigen Liebhaber der Künste zu gelten. Nach dem Abschluß des Friedens von Versailles lebte Morkow ohne besondere Beschäftigung in Paris. Sein eigentlicher Posten war in Stockholm, bei dem König von Schweden; da sich aber Gustav III. damals in Italien befand, so bot sich Morkow die angenehme Gelegenheit dar, das dortige Klima zu benutzen und seine Gesundheit wiederherzustellen, zugleich aber auch mit dem Fürsten bekannt zu werden, an dessen Hofe er zum Gesandten bestimmt war.

Morkow reiste von Paris nach Turin, wo er am 6. (17.) März ankam. Bei dem dortigen außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Rußlands, dem Fürsten Nikolai Borissowitsch Jussupow, fand er ein an ihn adressirtes Packet

mit einem allerhöchsten Decrete und den Insignien des Wladimirordens dritter Klasse. Ueber seinen Aufenthalt in Turin sowie im allgemeinen über seine Reise befinden sich ziemlich umständliche Nachrichten in seinen Briefen an Besborodko. — „Am dritten Tage nach meiner dahier erfolgten Ankunft", schreibt er unterm 9. (20.) März aus Turin, „hatte ich die Ehre, des Vormittags dem König (Victor Amadeus III.) und seiner ganzen Familie vorgestellt zu werden. Se. Majestät würdigte mich eines sehr huldvollen Empfangs und drückte sich in so schmeichelhaften Ausdrücken gegen mich aus, daß ich mir nicht erlauben kann, dieselben zu wiederholen. Am Abend war Cour bei der Königin, wohin auch ich mich verfügte. Der König kam zu mir und geruhte mir unter andern Dingen zu bemerken, daß er mich mit dem König von Schweden noch einmal zu sehen hoffe. Ich erwiderte, daß ich dieses Glück leider mehr wünschen als hoffen könne, weil mein Aufenthalt in Italien auf drei Monate beschränkt sei und diese Zeit kaum hinreichen dürfte, um auch nur oberflächlich alle Sehenswürdigkeiten zu besichtigen, ganz abgesehen davon, daß ich einen Theil dieser Zeit meiner Gesundheit widmen müsse, welche sehr der Wiederherstellung bedürfe. Ich weiß nicht, auf welchen Grund hin man hier allgemein vermuthet, daß ich den Befehl habe, bei dem König von Schweden zu verweilen und diesen Monarchen auf seiner Reise zu begleiten. Es sollte doch scheinen, als ob die Art meiner eigenen Reise allen diesen Irrthum benehmen müsse; denn ich reise so still, daß dabei auch kein Schein vorhanden ist, als ob ich irgendeinen Auftrag vom Hofe hätte. Uebrigens ist diese Langsamkeit von meiner Seite eine sehr unfreiwillige: vor meiner Abreise aus Paris bekam ich das Fieber, welches mich während meiner ganzen Reise nicht verlassen hat, und welches bei jeder übermäßigen Bewegung sich vermehrt; doch reise ich übermorgen unabänderlich von hier ab, und werde, wenn es meine

Kräfte erlauben, eilen, um in der Charwoche in Rom einzutreffen.“

Morkow's erstes Schreiben aus Rom ging von dort am 26. März (6. April) ab. „Ich verließ Turin“, schreibt er, „drei Tage später, als ich die Ehre hatte an Ew. Excellenz zu schreiben. Auf meinem Wege stieß ich wegen der schlechten Straßen, der Ueberschwemmungen und der Zerstörung der Brücken auf viele Hindernisse. Am verflossenen Mittwoch langte ich in Nizza an, wo sich der Großherzog von Toscana mit seiner ganzen Familie und seinem Hofe befand. Noch am nämlichen Tage setzte Graf Mogenigo Se. königliche Hoheit von meiner Ankunft und meinem Wunsche, derselben vorgestellt zu werden, in Kenntniß. Se. Hoheit geruhten, mich sogleich zu empfangen, worauf ich dann auch die Herzogin, die Prinzen und die Prinzessinnen zu sehen die Ehre hatte. Am folgenden Tage setzte ich meine Reise fort und kam, nachdem ich Tag und Nacht gefahren, am verflossenen Montag in Rom an. Ich beeilte mich, noch an demselben Tage den König von Schweden durch Herrn Santini von meiner Ankunft sowie von meinem Wunsche in Kenntniß setzen zu lassen, ihm sobald als möglich meine Aufwartung zu machen. Se. Majestät befahlen mich um sieben Uhr abends zu sich. Baron Taube, sein erster Kammerherr, führte mich in sein Cabinet, worauf sich derselbe sogleich wieder aus demselben entfernte. Nachdem ich mit dem Könige allein gelassen, ermangelte ich nicht, kraft der mir ertheilten allerhöchsten Weisungen, ihm in den passendsten Ausdrücken die Ueberzeugung aufrichtiger Freundschaft und Hochachtung gegen seine Person von seiten Ihrer kaiserlichen Majestät auszudrücken. In Beziehung auf meine Bestimmung an den schwedischen Hof unterließ ich nicht, mich der Gnade und dem Wohlwollen Sr. Majestät zu empfehlen. Der König erwiderte meine Anrede mit der äußersten Anerkennung und in den verbindlichsten Ausdrücken gegenseitiger Ueber-

zeugung; er gab mir die Versicherung seines königlichen Wohlwollens, wobei er die Hoffnung aussprach, daß ich von meiner Seite dasselbe dadurch zu rechtfertigen mich bestreben werde, daß ich, soweit es von mir abhänge und dies im Einklange mit den ihm bekannten Gesinnungen Ihrer Majestät der Kaiserin stehe, alles befördere, was die Bande der Verwandtschaft [1]) und Freundschaft, wodurch sie gegenseitig verknüpft seien, befestigen könne. Der Cardinal Bernis, welcher durch den Kurier, den ich wegen der Bestellung einer Wohnung vorausgesendet, meine nach einigen Stunden erfolgende Ankunft erfahren hatte, beauftragte Herrn Santini, mich noch an demselben Abend zu einem Concert und Souper einzuladen. Nachdem ich dem Cardinal Herzan, dem Minister des Kaisers und Protector der deutschen Nation, einen Besuch gemacht und bei demselben ein Schreiben abgegeben hatte, welches ich von dem am Hofe des Großherzogs von Toscana befindlichen Grafen Colloredo an denselben erhalten, entschloß ich mich, der Höflichkeit des Cardinals Bernis in angemessener Weise nachzukommen und bei ihm zum Abendessen zu erscheinen. Auch der König von Schweden hatte sich dort eingefunden. Er kam zu mir und geruhte mir während des Gesprächs zu sagen, daß er am 15. oder 16. dieses Monats nach Venedig abzureisen gedenke und bedauere, nicht bis zum Himmelfahrtstage hier verbleiben zu können, weil eine Aenderung in seinem Reiseplan eingetreten sei, indem anfangs eine Reise nach Frankreich durchaus nicht beabsichtigt gewesen; nachdem er aber eine wiederholte und sehr dringende Einladung von dem Könige von Frankreich erhalten, so könne er dieselbe unmöglich von der Hand weisen. Bei dieser Ge-

1) Der Vater Gustav's III., Adolf Friedrich, vor Besteigung des schwedischen Thrones Herzog von Holstein-Gottorp, that sich viel darauf zugute, ein Verwandter Peter's III. zu sein.

legenheit äußerte er sich gegen mich über die mit ihm in Frederikshamn stattgefundene Zusammenkunft und versicherte, daß ihm dieselbe eine außerordentliche Befriedigung gewährt habe."

In einem größern unterm 6. (17. April) an die Kaiserin abgeschickten Berichte schildert Morkow umständlich seine am genannten Abende bei dem französischen Gesandten, dem Cardinal Bernis, gepflogene Unterredung und erwähnt unter anderm, daß der König die Dienstfertigkeit lobend anerkannt habe, welche ihm auf Befehl der Kaiserin die russischen Minister während seiner Reise bezeigt hatten, insbesondere Graf Rasumowski in Neapel. Gustav befand sich damals in Rom bereits auf dem Rückwege. In den Soiréen beim Cardinal Bernis suchte Gustav in seinen Unterredungen mit Morkow das Gespräch auf seine Zusammenkunft mit der Kaiserin in Frederikshamn sowie auf politische Angelegenheiten zu lenken, wurde aber jedesmal durch anderweitige Gäste darin unterbrochen. Endlich bestimmte er Morkow eine Zusammenkunft am Charsamstage in einer Seitenabtheilung oder Kapelle der Peterskirche. In dieser Kapelle, welche durch einen Vorhang von der Hauptkirche getrennt ist, befanden sich keine gefährliche oder unbescheidene Zeugen: nur einige Leute aus der untern Volksklasse verrichteten dort ihre Andacht. Hier hatte der König mit dem Minister eine lange politische Unterredung. In dem oben erwähnten Berichte stellte Morkow diese Unterredung in allen ihren Einzelheiten dar. Er schlug Gustav vor, seine Defensiv- und Offensivallianz mit der Türkei, in welche sich Schweden schon unter seinen Vorgängern eingelassen, aufzugeben. Gustav, welcher Absichten auf Dänemark hatte, wollte nur unter der Bedingung darauf eingehen, daß Rußland mit Schweden einen Vertrag abschließe, durch welchen sich beide Staaten verpflichteten, sich in keiner Weise gegenseitig hindernd in den Weg zu treten, und daß Rußland die

Allianz mit Dänemark ebenfalls aufgebe. Morkow konnte selbstverständlich auf solche Bedingungen nicht eingehen. Der König besaß ein großes Rednertalent und war in ähnlichen Unterredungen äußerst gewandt; der russische Minister gab ihm jedoch bei dieser Gelegenheit nichts nach. Nach einer zweistündigen Unterredung unter den Wölbungen des berühmten Tempels trennten sich der König von Schweden und der russische Gesandte, nachdem sie ihre Gründe erschöpft, ohne sich gegenseitig überzeugt und sich zu gegenseitiger Nachgiebigkeit bewogen zu haben. Am Schlusse machte Gustav Morkow mit seiner Abreise nach Paris bekannt. Dies hatte keine andere Bedeutung, als daß er keine Allianz mehr mit Katharina wolle; denn der unvermeidliche Einfluß, dem er in Paris ausgesetzt war, konnte für Rußland nichts weniger als günstig sein. Zur Probe führen wir folgendes Bruchstück aus dieser Unterredung an, die sowol wegen des Gegenstandes selbst als des Ortes, an dem sie stattfand, merkwürdig ist. Der König wurde etwas aufgeregt und bemerkte unter anderm, daß er, wenn er auch kein nützlicher Freund, doch wenigstens ein sehr unbequemer Feind sein könne, und daß es von der schwedischen Grenze nicht gar so weit nach Petersburg sei. Als Antwort hierauf bemerkte Morkow, daß es fast ebenso nahe von der russischen Grenze nach Åbo sei.

„Ich bin mit Ihnen einverstanden", erwiderte Gustav, „aber Sie müssen zugeben, daß Petersburg wichtiger ist als Åbo."

„Ew. Majestät haben allerdings recht, allein dasselbe ist auch nicht so zugänglich."

„Darauf kann man sich nicht verlassen", erwiderte der König; „es können Umstände eintreten, welche den Zugang beinahe gerade so leicht machen."

„Aber um offenherzig zu sprechen, müßten Ew. Majestät gerade auf solche Umstände rechnen, welche Ihnen nach

Petersburg zu gehen erlauben, ohne Sie zu nöthigen, nach rückwärts zu blicken." — Diese Bemerkung mußte den König tief verletzen. Morkow spielte hier offen auf die große Feindschaft an, welche zwischen der schwedischen Aristokratie und Gustav, welcher deren Rechte eingeschränkt, herrschte.

Kehren wir nun zu den Briefen Morkow's zurück, in welchen er Besborodko über seine Reise Bericht erstattete. „Wegen der kirchlichen Ceremonien", schreibt er in einem Briefe vom 6. (17.) April, „konnte ich erst heute dem Heiligen Vater (Pius VI.) vorgestellt werden. Se. Heiligkeit nahm mich sehr huldvoll und mit großer Auszeichnung auf; denn nach der Versicherung Santini's empfängt er gewöhnliche Reisende sitzend, während er mich stehend empfing und so länger als eine Viertelstunde mit mir sprach. Unsere Unterredung berührte jedoch durchaus nicht die politischen Verhältnisse, sondern drehte sich von Anfang bis zu Ende nur um die hiesigen Denkmäler des Alterthums. Nachdem mir von allen Seiten versichert wurde, daß der Papst bei allen Gelegenheiten seine besondere Hochachtung und Verehrung für die Kaiserin Katharina ausdrücke, so hielt ich es um so mehr für eine Pflicht, Rom nicht zu verlassen, ohne ihm meine Ehrfurcht bezeugt zu haben. Nach der Abreise des Königs von Schweden bin ich entschlossen, nach Neapel zu reisen, um mich mit den dortigen Aerzten zu benehmen und, im Falle sie mir die neapolitanischen Heilquellen und Bäder anrathen und sie denjenigen von Nizza vorziehen, dort ungefähr zwei Wochen zu verweilen und dann hierher zurückzukehren, um alle Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, dann aber nach Venedig zu gehen und von dort über Wien mich an den Hof Sr. Majestät zu begeben. Ich hoffe, daß dieses mein Reiseproject die allerhöchste Genehmigung erhalten wird, um so mehr, als dasselbe dem officiell angegebenen Grunde meiner Reise nach Italien entspricht." — „Nach meiner Ankunft in Neapel",

schreibt Morkow unterm 22. April (3. Mai), „besuchte ich den Grafen Rasumowski und bat ihn, mir die Ehre zu erwirken, dem König und der Königin vorgestellt zu werden. Er erwiderte mir, daß an dem hiesigen Hofe die Sitte herrsche, die Fremden während der öffentlichen Tafel zu empfangen, daß aber der König um die jetzige Zeit häufige Jagdpartien zu machen pflege, und daß er zweifle, ob er mir während der kurzen Zeit, die ich für meinen hiesigen Aufenthalt bestimmt, eine Vorstellung auszuwirken vermöge. Hierauf bat ich ihn, bei Gelegenheit wenigstens meinen Eifer und meinen Wunsch zu erkennen zu geben. Dann wendete ich mich meinen beiden Hauptzwecken zu, d. h. der Kräftigung meiner Gesundheit und der Befriedigung meiner Neugierde. Die Aerzte versicherten mich, daß die gegenwärtige Jahreszeit den Gebrauch der Bäder noch nicht erlaube. Nachdem ich während zehn Tagen das Innere und die Umgebung der Stadt angesehen und alle Hoffnung, dem Hofe vorgestellt zu werden, aufgegeben hatte, um so mehr, als der König sich vorgestern auf einige Tage nach der Insel Capri auf die Jagd begeben, setzte ich meine Abreise auf gestern Vormittag fest. Meine Koffer waren bereits auf den Wagen gepackt und ich erwartete nur noch die Pferde, als ich statt derselben einen Brief von dem hiesigen Oberhofmeister erhielt. Das Weitere werden Ew. Excellenz aus meiner allerunterthänigsten Relation ersehen." Der Oberhofmeister Fürst Belmonte benachrichtigte Morkow, daß die Königin ihm eine Audienz in Portici bestimmt habe, und daß an demselben Tage die Fürstin Altavilla, die Hofmeisterin der Königin und die Braut des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Marquis de la Sambuchi, ihn zu sich zur Tafel bitte. Nach dem Diner bei Altavilla, welches eine officielle Bedeutung hatte und wobei mehr als zwanzig sehr angesehene Personen zugegen waren, wurde Morkow von dem Fürsten Belmonte in das Cabinet der Königin geführt. Die Königin

Karolina war eine leibliche Schwester Kaiser Joseph's II., der zu Katharina in so freundschaftlichen Beziehungen stand. Den Gegenstand ihres Gesprächs mit Morkow bildete der Graf Andrei Kirillowitsch Rasumowski, welcher einige Jahre als russischer Gesandter in Neapel gelebt hatte. Es gelang ihm ganz besonders, sich der Königin zu nähern, welche Morkow auch beauftragte, nach Petersburg zu berichten, daß die unangenehmen Gerüchte über Rasumowski, welche die Kaiserin veranlaßten, ihn aus Neapel zu entfernen, ein Werk seiner Feinde gewesen und daß er seinen Verpflichtungen bestmöglichst nachgekommen sei. Zufolge dieses Auftrags sendete Morkow ein Schreiben der Königin mit einer genauen Darstellung seiner Unterredung mit derselben nach Petersburg. Allein die leidenschaftlichen Bitten der Königin wurden nicht erhört: man versetzte Rasumowski nach Kopenhagen.

„Aus Furcht vor neuen Zumuthungen“ — so schließt Morkow sein Schreiben an Besborodko über diesen Gegenstand — „werde ich meinem frühern Entschlusse treu bleiben; ich werde unabänderlich morgen von hier abreisen und mich in die Bäder von Nizza begeben, wo ich, einer allerhöchsten Erlaubniß entgegensehend, ungefähr drei Wochen verweilen und dann meinen Rückweg antreten werde, ohne mich anderswo als in Wien und in Warschau aufzuhalten.“

Italien hatte, wie es scheint, Morkow nicht sehr gefallen. „Mit Ausnahme der Statuen und Gemälde gibt es hier wenig Bewundernswerthes“, bemerkt er in einem Schreiben an Besborodko, „und hätte es von mir abgehangen, so wäre ich ohne Zögern wieder nach der Heimat zurückgeeilt. Wenn es möglich gewesen wäre, mich durch eine Stafette in Venedig zu benachrichtigen, so hätte ich drei Wochen früher in Petersburg eintreffen können, wohin ich mich mit Ungeduld zurücksehne, insbesondere, um Ihnen, meinem Wohlthäter, meine herzliche Dankbarkeit und Ergebenheit zu bezeigen.“

Mitte Juni war Morkow bereits in Wien, wo er einige Tage verweilte, um auf eine Gelegenheit zu warten, dem Kaiser vorgestellt zu werden, welcher damals seinem Bruder, dem Großherzog von Toscana (dem spätern Kaiser Leopold) entgegengereist war. Von Wien aus schrieb Morkow unterm 20. Juni (1. Juli) 1784 wie folgt: „Fürst Kaunitz, bei welchem ich fast jeden Tag bin, behandelt mich auf eine sehr schmeichelhafte Weise. In den Unterredungen, welche ich mit ihm pflog, waren seine Aeußerungen immer von Verehrung gegen die Person Ihrer Majestät und von Hochachtung gegen ihre großen Talente und Eigenschaften erfüllt. Die gegenseitige Stellung der kaiserlichen Höfe, sofern dieselbe unerschütterlich fortdauern sollte, betrachtet er als das größte Wohl für deren gegenwärtige und zukünftige Existenz; die Freundschaft und die Ergebenheit des Kaisers gegen Ihre Majestät die Kaiserin schlägt er höher an als alle staatlichen und persönlichen Interessen.“

Ueber die übrige Reise Morkow's haben wir keine genauen Details. Im Herbste des Jahres 1784 befand er sich bereits in Petersburg, wo ihn die Kaiserin ohne Zweifel zu wiederholten malen Ihrer persönlichen Unterredung würdigte. Dies war eine sehr bewegte Zeit für die diplomatische Thätigkeit Morkow's. Das Verhältniß Rußlands zu Schweden erhielt damals eine besonders wichtige Bedeutung; von der Geschicklichkeit Morkow's hing der Erfolg aller weitern politischen Berechnungen Katharina's ab. Am 3. November unterzeichnete die Kaiserin die für ihn entworfene Instruction, worin der Zweck der Sendung Morkow's nach Schweden genau bezeichnet war. Es hieß darin: „Die Zweideutigkeit, die Falschheit und die feindselige Gesinnung des Königs von Schweden gegen seine Nachbarn traten in den Unterredungen, welche Sie mit ihm in Rom hatten, nur noch deutlicher hervor. Unsere Sorge für die Erhaltung des Friedens im Norden

erlaubt uns deshalb nicht, der gegenwärtigen Regierungsform in Schweden gleichgültig zuzusehen." Morkow sollte unter den Schweden die frühere russische Partei und jene Ordnung der Dinge wiederherzustellen suchen, welche dort vor dem durch Gustav III. im Jahre 1772 bewirkten Umsturze geherrscht hatte; er wurde angewiesen, alle Schritte des Königs zu beobachten und den Einfluß Frankreichs möglichst zu beseitigen.

Während seines kurzen Aufenthalts in Petersburg gelang es Morkow, sich die vollkommene Zuneigung des obersten Staatslenkers jener Zeit und seines Chefs, des Grafen Besborodko, zu erwerben. Es ist dies aus dem Tone der nun folgenden Schreiben Morkow's an denselben, insbesondere aber aus dem Umstande zu ersehen, daß Besborodko ihm seinen siebzehnjährigen Neffen, den Junker in der Leibgarde Victor Pawlowitsch Kotschubei, zur Dienstleistung bei der russischen Gesandtschaft in Stockholm bestimmte. Der junge Kotschubei, der Freund des Großfürsten Alexander Pawlowitsch, war die einzige Hoffnung des unverheiratheten Besborodko, der sich ganz besonders seiner Erziehung annahm und dadurch, daß er ihn Morkow anvertraute, diesem offen seine Freundschaft zu erkennen geben wollte.

Morkow reiste im Anfang des Jahres 1785 an den Ort seiner Bestimmung ab. Die directe Reise nach Stockholm zur See war bereits nicht mehr möglich; gewöhnlich wird in dieser Jahreszeit die Verbindung mit Schweden entweder auf dem nördlichen Wege durch Finnland oder über Hamburg und Kopenhagen bewerkstelligt. Morkow wählte selbstverständlich den letztern und bequemern Weg, um so mehr, als er in Kopenhagen mit dem dänischen Premierminister, dem berühmten Bernstorff, der erst vor kurzem nach dem Sturze Gudsberg's sich dort befestigt hatte, zusammentreffen mußte. Fast während eines ganzen Monats führte Morkow mit ihm und

Herrn Schack Unterhandlungen, welche unter anderm darauf hinzielten, die Eheverbindung des dänischen Erbprinzen mit der Tochter des Prinzen von Hessen zu verhindern. Es versteht sich von selbst, daß Morkow an dem dänischen Hofe, welcher Rußland seit lange ergeben war, die beste Aufnahme fand; alle seine Vorschläge erwiderte man, wie er sich ausdrückt, mit der äußersten Verehrung, und dem Titel einer Alliirten wurde der Titel einer Wohlthäterin beigefügt. Sein letztes Schreiben aus Kopenhagen, worin er dem dortigen russischen Geschäftsträger alles Lob spendete, wurde am 1. (12. März) abgesendet. Am folgenden Tage begab er sich nach Stockholm. Am 17. (28.) März hatte er seine erste Audienz bei dem Könige von Schweden, wobei er demselben auch den jungen Kotschubei vorstellte.

Morkow verblieb beinahe zwei Jahre in Schweden. Es ist hier nicht der Ort, seine Wirksamkeit in Schweden ausführlich zu schildern. Wir bemerken nur, daß er hauptsächlich die Erfolge seines Nachfolgers, des Grafen A. K. Rasumowski, vorbereitete und erleichterte. Der Erfolg ihrer Thätigkeit bestand darin, daß, als in der Folge der König von Schweden Rußland endlich doch den Krieg erklärte, die in Finnland stehenden Truppen desselben Katharina eine Adresse mit der Erklärung sendeten, daß sie nicht gesonnen seien, sich gegen die Russen zu schlagen.

Morkow vermochte übrigens dem Könige von Schweden durchaus keine wohlwollende Gesinnung gegen sich einzuflößen; vor keinem der übrigen fremden Minister nahm man sich mehr am schwedischen Hofe in Acht, und keinen beobachtete man genauer als Morkow, wenngleich im Aeußern die freundschaftlichsten Beziehungen obwalteten. So bot der König, welcher lange Zeit in seinem alten vor der Stadt gelegenen Schlosse Drottningholm wohnte, Morkow einige besondere Zimmer an, damit derselbe nicht der Unannehmlichkeit ausgesetzt sei, nach

den Soupers zur Nachtzeit in die Stadt zurückzukehren. Ueber diese Fahrten nach Drottningholm hat sich folgende Anekdote erhalten. Gustav, welcher seine Schlösser in großartiger Weise ausschmückte, liebte es, dieselben den Fremden zu zeigen. Einmal lud einer der Höflinge, oder vielleicht Gustav selbst, Morkow ein, Drottningholm zu besehen; als man in die Rüstkammer kam, zeigte Morkow's Begleiter demselben drei Fahnen und bemerkte: „Dies sind die russischen Fahnen, welche unter Peter I. und in den folgenden Kriegen erobert wurden." — „Ja, es sind unsere Fahnen", erwiderte Morkow, „sie haben Sie drei Provinzen gekostet."

Im allgemeinen trat er mit Entschiedenheit und Festigkeit auf, indem er den Schmeicheleien und Freundschaftsversicherungen des Königs zu widerstehen verstand und seine feindseligen Zumuthungen gewandt zurückwies. Er wußte sich mit einer ganzen Schar schwedischer Liberalen zu umgeben, durch welche er die genauesten Nachrichten über alle Schritte des Königs erhielt und die er dann nach Petersburg berichtete. Er erfuhr durch sie seine geheimen Vorbereitungen gegen Dänemark, die Stimmung der Gemüther in den entferntern Theilen Schwedens u. s. w. Der Charakter und das Benehmen Gustav's erleichterten dem russischen Minister die Erreichung jenes Ziels, auf welches derselbe hinzuarbeiten verpflichtet war.

Während seines Aufenthalts in Stockholm machte Morkow die Bekanntschaft einer jungen Französin, einer Fräulein Gouze, welche später auf der petersburger Bühne als Schauspielerin auftrat und in der Folge ganz zu Morkow übersiedelte.

Im Anfange des Jahres 1786 starb das dritte Mitglied des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten, Peter Wasiljewitsch Bakunin. Durch Ukas vom 10. Mai 1786 bestimmte Katharina Morkow zu Bakunin's Nachfolger, zur Belohnung

für die eifrige Erfüllung der ihm in Stockholm übertragenen Geschäfte. Die Resultate seiner Bemühungen traten auch bald in der schwedischen Reichsversammlung hervor. Fast alle Vorschläge des Königs wurden verworfen. Die russische Partei, zu welcher der Baron von Heer, der Oberst Gyllensvan, Major Patkul, Oberst Sprengtporten gehörten und wovon letzterer zu Gunsten der Unabhängigkeit Finnlands arbeitete, erhielt von neuem eine wichtige Bedeutung. Während der ganzen Dauer der Versammlung, vom 8. Mai bis zum 23. Juni, blieb Morkow noch in Stockholm, obgleich er schon seine Creditive zurückerhalten hatte. Allenthalben von Spionen umgeben, mußte er in diesen Dingen außerordentlich vorsichtig zu Werke gehen, weshalb er mit den ihm nothwendigen Leuten nur durch einen gewissen Titularrath Wukassowitsch in Verbindung stand. Er schickte ununterbrochen genaue Berichte über den Gang und den Erfolg der Sache nach Petersburg und übergab erst im Herbste seinen Posten dem frühern russischen Gesandten am dänischen Hofe, Grafen Andrej Kirillowitsch Rasumowski (dessen Stelle in Dänemark Baron Alexei Krüdener erhielt). Die Kaiserin befahl Morkow, für Rasumowski eine ausführliche Instruction aufzusetzen und ihn mit den innern Verhältnissen Schwedens bekannt zu machen, damit er das Begonnene mit um so größerm Erfolge fortsetze. Morkow erfüllte diesen Auftrag in einem längern Schreiben an Rasumowski vom 14. (25.) October und ging dann nach einigen Tagen in sein Vaterland zurück, wo ihn mit dem neuen Dienste auch neue Gnadenbezeigungen von seiten der Kaiserin erwarteten.

Von dieser Zeit beginnt seine eigentliche staatliche Bedeutung, welche sich unausgesetzt bis zum Jahre 1797 immer noch erhöhte, anfänglich mit Hülfe seines Freundes, des Grafen Besborodko, und dann unter der Protection des Fürsten Platon Alexandrowitsch Subow.

Leider sind unsere Nachrichten über diese zweite und bedeutendere Lebenshälfte Morkow's spärlich und durchaus nicht genau. Bisher haben wir die Papiere benutzt, welche uns der Enkel und Erbe Morkow's, Fürst M. A. Obolensky, mitzutheilen die Güte hatte. Zur weitern Darstellung aber besitzen wir kein ähnliches Material, da die erwähnten Papiere nicht über das Jahr 1786 hinausgehen. Wir müssen uns deshalb mit wenigen und kurzen Andeutungen begnügen. Unbestimmte Nachrichten, die in einigen ausländischen Broschüren enthalten sind, gehören nicht zu unserer Darstellung.

Bald nach erfolgter Ankunft Morkow's in Petersburg, und zwar in den ersten Tagen des Januar 1787, reiste Katharina mit den ihr näher stehenden Personen nach Südrußland und der Krim, um die neuerworbenen Provinzen in Augenschein zu nehmen. Mit dieser Reise stand wahrscheinlich die Ernennung Morkow's zum dritten Mitgliede des Collegiums des Auswärtigen und seine schnelle Abberufung aus Schweden in Verbindung, obgleich er dort die Hauptsache immer noch nicht zu Ende geführt und die herrschsüchtigen Plane Gustav's mehr erschüttert als vernichtet hatte. Die Kaiserin kannte die ganze Unzuverlässigkeit ihrer friedlichen Beziehungen zu dem Könige von Schweden nur zu gut. Es ist mit Grund anzunehmen, daß sie die Reise nach Süden schon viel früher als im Jahre 1787 auszuführen beschlossen, dieselbe aber nur in der Erwartung eines Krieges mit Schweden verschoben hatte. Indem Katharina Petersburg verließ und auch den Grafen Besborodko, den ersten damaligen Staatsbeamten, mit sich nahm, wünschte sie offenbar in dem Collegium des Auswärtigen einen Mann zu haben, welcher die schwedischen Angelegenheiten genau kannte und in einem schwierigen Falle dieselben nicht zu einem allzu frühzeitigen Bruche kommen ließ.

Die berühmte Reise der Kaiserin dauerte bekanntlich über ein halbes Jahr. Das Collegium des Auswärtigen sendete alle wichtigen Gegenstände anfänglich nach Kiew und dann an die andern Aufenthaltsorte Katharina's. Den Berichten des Vicekanzlers Grafen Ostermann fügte Morkow beständig seine eigenen Beurtheilungen und Bemerkungen bei, wodurch die Kaiserin noch näher mit den Talenten des Verfassers bekannt wurde. Sie kehrte in den ersten Tagen des Juli wieder nach Petersburg zurück. Es ist ein Schreiben des Grafen Ostermann vom 1. Juli 1787 vorhanden, worin er den Obercommandanten von Petersburg, den Grafen J. A. Bruce, benachrichtigt, daß Morkow seiner schwachen Gesundheit halber sich wol nicht entschließen könne, zum feierlichen Empfang der Kaiserin an die Grenze des petersburgischen Gouvernements abzureisen.

Nach der Rückkehr Besborodko's ward Morkow dessen rechte Hand. Die Freundschaft desselben bezeugen unter anderm folgende Worte der Kaiserin, welche in den Chrapowicki'schen Memoiren angeführt werden. „Er (d. h. Besborodko) ist gewohnt, alle Angelegenheiten mit Morkow und ohne den Vicekanzler zu beendigen.“ [1]) Dieselben waren aber nicht allein durch die Gewohnheit und ihre langjährige Bekanntschaft, sondern auch durch den Umstand näher verbunden, daß Graf Besborodko, ein Zögling der Akademie von Kiew, trotzdem er mehrere fremde Sprachen kannte, dieselben dennoch wahrscheinlich keineswegs mit Leichtigkeit schrieb und sprach, während Morkow der französischen Sprache vollkommen mächtig war. [2])

---

1) D. h. ohne Ostermann. S. Vaterländische Chronik, 1822, X, 355; Memoiren Chrapowicki's.

2) S. die Memoiren Gribowski's in Nr. 2 des „Moskwitjanin“, 1847, S. 107. Wahrscheinlich sind deshalb auch alle Schreiben Morkow's an Besborodko in russischer, die an Graf Ostermann dagegen in französischer Sprache abgefaßt.

Im Genusse der Freundschaft eines Mannes wie Besborodko gewann Morkow allmählich an Einfluß und nahm nicht selten an den wichtigsten Angelegenheiten theil. Die Kaiserin betraute ihn sogar mit verschiedenen persönlichen Aufträgen. So befahl sie ihm unter anderm, die Antwort auf das Schreiben des Kaisers von Oesterreich zu entwerfen, worin derselbe die Kaiserin zur Einnahme von Otschakow beglückwünscht hatte. [1]) Sie berief ihn nicht selten zu Berathungen und beauftragte ihn allein mit der Ausfertigung aller wichtigen Papiere in Beziehungen zu den fremden Staaten; Besborodko war mit vielen innern Angelegenheiten, mit dem Postwesen, dem Hofmeisteramte beschäftigt, während nebenbei auch die persönliche fremde Correspondenz Katharina's zu seinem Ressort gehörte. [2])

Im Jahre 1792 traten neue Factoren auf der Scene des Hoflebens auf, infolge dessen sich die Lage sowie die Verbindungen Morkow's schnell änderten. Graf Besborodko war am Ende des verflossenen Jahres zur Abschließung des Friedens von Jassy nach der Moldau abgegangen. Als er wieder nach Petersburg zurückkehrte (im März 1792), war der größte Theil der Geschäfte, denen er früher vorstand, an den Fürsten (damals noch Grafen) P. A. Subow und an den neuen Generalprocurator Grafen A. N. Samoilow übergegangen. Die Kaiserin sprach zwar persönlich nicht die geringste Unzufriedenheit gegen Besborodko aus, allein derselbe vermochte, da er beinahe gar kein Referat mehr hatte, seinen frühern Einfluß nicht mehr zu gewinnen und wurde als in Ungnade gefallen betrachtet. Viele glaubten, daß infolge dessen auch Morkow,

---

1) S. die Memoiren Chrapowicki's, Vaterländische Annalen, 1823, XIV, 48.

2) S. die Memoiren Gribowski's und die Biographie des Grafen Besborodko in dem Lexikon Bantysch-Kamenski's.

der bisher dessen Freund und rechte Hand gewesen, ebenfalls den Dienst verlassen werde. Allein es geschah anders. Fürst Subow war genöthigt, sich Morkow zu erhalten; er bedurfte seiner Kenntnisse, seiner Umsicht, seiner Erfahrung und Geschäftsroutine. Der Einfluß, den Fürst Subow erlangt hatte, bestimmte Morkow leicht zum Verbleiben im Dienste, und er wußte sich in kurzer Zeit das volle Vertrauen des Fürsten Subow zu erwerben. Es ward ihm unter anderm die ganze Correspondenz mit den russischen Gesandten an den Höfen von Wien und Berlin in Betreff der polnischen Angelegenheiten übertragen. Einige Zeit erschien zwar als Nebenbuhler Morkow's der zeitweilige Liebling des Fürsten Subow, ein gewisser Altesti aus Ragusa; doch vermochte dieser sich mit Morkow nicht zu messen. Die Heftigkeit seines Charakters und seine Aufgeblasenheit richteten ihn zu Grunde; er wurde bald nach Kiew verbannt.[1]) Allmählich begann man Morkow als eine unentbehrliche Persönlichkeit, als den Hauptleiter und Chef des Kanzleiwesens zu betrachten. Er erhielt selbst zur Kaiserin Zutritt. Katharina rief ihn häufig des Nachmittags zur Vorlesung von Briefen und Depeschen zu sich. Zuletzt ging die ganze fremde Correspondenz der Kaiserin in seinen unmittelbaren Geschäftskreis über.[2]) Es versteht sich von

---

1) S. hierüber die Memoiren Gribowski's, S. 108 u. 109, sowie die Memoiren der Gräfin Daschkow, Thl. 2.

2) S. die Memoiren Gribowski's, S. 117 u. 182. Um diese Zeit nahm Morkow als drittes Mitglied des Collegiums des Auswärtigen an dem Abschlusse von sechs Tractaten theil und erhielt natürlich die bei solchen Gelegenheiten herkömmlichen Präsente: 1) mit Frankreich am 31. December 1786 auf zwölf Jahre, gegenseitige Freundschaft sowie Handel und Schiffahrt betreffend; 2) mit Portugal am 9. (20.) December 1787, ebenfalls auf zwölf Jahre, ununterbrochenen Frieden, Eintracht und Freundschaft sowie gegenseitige Dienstleistung in Schifffahrt und Handel betreffend; 3) mit dem ungarisch-böhmischen Hofe am 3. (14.) Juli 1792, auf acht Jahre, eine Defensivallianz und

selbst, daß Dienstesbeförderung und Belohnungen aller Art sich schnell folgten. Im Jahre 1792 am 24. November, dem Namenstag der Kaiserin, wurde er zum Geheimrath ernannt; im folgenden Jahre erhielt er zwei Orden, den Alexander-Newski- und dem Wladimirorden erster Klasse, eine für die damalige Zeit sehr bedeutende Auszeichnung. Der Reichthum floß ihm in Strömen zu. Er erhielt ein steinernes Haus in Petersburg, dem Winterpalast gegenüber, zum Geschenke (wo sich jetzt das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten befindet), 4000 Bauern in den Gouvernements Podolien und Weißrußland und die ganze Stadt Letitschew mit ihrem Umkreise (ebenfalls im Gouvernement Podolien). Bald fand auch sein Ehrgeiz neue Befriedigung. Der wiener Hof, welcher die russische Regierung zu einer Offensivallianz gegen die französische Republik zu bewegen suchte, trachtete die bedeutendsten Personen, welche die auswärtigen Angelegenheiten Rußlands leiteten, auf seine Seite zu ziehen. Zu diesem Zwecke übermachte der österreichische Premierminister Thugut anfänglich Subow und später (im März 1796) Morkow und seinen Brüdern das Diplom ihrer Ernennung zu Grafen des Römischen Reichs.

Aus glaubwürdiger Quelle wissen wir, daß Morkow in Mitte dieser Ehrenstellen, und nachdem er endlich zu Reichthum und zu einer hohen Stelle im Staate gelangt war, sich dennoch nicht um die Sicherstellung seiner Zukunft kümmerte,

---

gegenseitige Freundschaft betreffend; 4) mit Preußen am 27. Juli (7. Aug.) 1792 auf acht Jahre, eine Defensivallianz betreffend; 5) desgl. mit Großbritannien am 7. (18.) Febr. 1795 auf acht Jahre; 6) mit Oesterreich und Preußen am 13. (24.) October 1795 über die Theilung Polens. Im Jahre 1795 nahm Morkow mit den Grafen Ostermann und Samoilow und Baron (dem spätern Grafen) P. A. von der Pahlen an der Commission in Betreff der Besitzungen des Herzogs von Kurland theil.

sich in seiner Stellung nicht zu befestigen wußte, und die Gewogenheit des Thronerben sich entweder nicht erwerben konnte oder wollte.

Im Anfang des Jahres 1796 schien ihm alles eine glänzende Zukunft vorherzusagen. Er brachte einen Lieblingsgedanken Katharina's in Ausführung, für dessen glückliche Erfüllung neue Geschenke und Auszeichnungen folgen mußten. Es ward nämlich Morkow damals der Auftrag zu Theil, mit dem schwedischen Hofe über die Verheirathung der Großfürstin Alexandra Pawlowna mit dem jungen König von Schweden, Gustav Adolf II., dem Sohne Gustav's III., zu unterhandeln. Die Beziehungen wurden durch den russischen Gesandten am schwedischen Hofe, Budberg, und den französischen Emigranten Christin eingeleitet. Alles ging vortrefflich von statten. Schon war Gustav mit seinem Oheim und Vormunde, dem Herzog Karl von Südermanland, und mit zahlreichem Gefolge nach Petersburg gekommen, er hatte der Großfürstin gefallen und sie selbst lieb gewonnen. Katharina triumphirte. Am Hofe folgte ein Fest dem andern. Es war bereits der Tag zur Verlobung bestimmt und alles für die Abhaltung der Ceremonie vorbereitet, als Zweifel über das Glaubensbekenntniß der künftigen Königin entstanden; der König willigte in den Heirathscontract, der ihm von Morkow zur Unterzeichnung vorgelegt wurde, nicht ein und reiste bald darauf, ohne nur von der kaiserlichen Familie Abschied zu nehmen, wieder nach Stockholm zurück.

Katharina fand sich durch diesen unerwarteten Ausgang der Sache hart betroffen. Die ganze Verantwortung für das Mislingen fiel auf Morkow.

Dies war im September des Jahres 1796. Morkow hatte sich von diesem Schlage, welcher alle Phantasien seines Ehrgeizes zerstört hatte, noch nicht erholt, als ihn ein zweiter und noch viel härterer traf. Am 6. November starb die

Kaiserin zum Schrecken des Hofs, über welchen dieses Ereigniß ganz unerwartet hereinbrach. Die neue Regierung war gleich von den ersten Tagen an eine vollkommene Verneinung der frühern. Ein Augenzeuge der schnellen Veränderung, Graf Th. W. Rostopschin, sagt in seinen Memoiren, daß Morkow wie verrückt herumging, ohne zu wissen, was er thun und an wen er sich wenden sollte. Besborodko kam neuerdings zu Macht und wollte ihm das Vergangene nicht verzeihen. Subow hielt sich noch einige Wochen und warf ebenfalls alle wirkliche und vermeintliche Schuld auf Morkow.

Am 17. November 1796 ward Morkow des Dienstes entlassen, seines reichen Hauses in Petersburg sowie der Stadt Letitschew beraubt, und erhielt Befehl, die Hauptstadt zu verlassen. Ueber vier Jahre, bis zum Tode des Kaisers, lebte er auf seinen Gütern, größtentheils in dem Dorfe Woitowzi, in der Nähe von Letitschew. Die Langeweile seiner dortigen Einsamkeit theilte mit ihm sein Theilnehmer an der schwedischen Geschichte, der Genfer Christin, welcher ebenfalls in einem ihm ehemals von der Kaiserin verliehenen podolischen Dorfe lebte.

Mit der Thronbesteigung des Kaisers Alexander beginnt eine neue und zwar die letzte Periode der Thätigkeit Morkow's. Eine persönliche Zuneigung hatte der Kaiser nie für ihn gefühlt; aber er schätzte seine diplomatische Erfahrung und beeilte sich, ihn nach Petersburg zurückzurufen, um die damals ziemlich verwickelten Beziehungen zu Frankreich wieder in Ordnung zu bringen. Seit ungefähr zehn Jahren befand sich kein Vertreter Rußlands mehr in Paris. In den letzten Monaten der Regierung Paul's hatte zwischen Rußland und Frankreich eine Annäherung begonnen. Der Erste Consul suchte eine Allianz mit Rußland; dem Kaiser Paul aber war es nicht mehr beschieden, einen Gesandten für Paris zu bestimmen. Die Ernennung Morkow's, welcher vorher noch mit

dem Range eines Wirklichen Geheimraths bekleidet wurde, sollte Bonaparte zeigen, wie hoch man in Petersburg das gute Einvernehmen mit Frankreich anschlage.[1])

„Rußland war in Paris durch einen in den Ränken der diplomatischen Wissenschaft bewanderten Minister vertreten", sagt Karamsin in seinen Annalen über das alte und neue Rußland; „die Wahl eines solchen Mannes bewies, wie sehr Alexander die Wichtigkeit dieses Postens erkannte, was der Eigenliebe des Ersten Consuls nur schmeicheln konnte." Uebrigens spricht sich dieser Geschichtschreiber durchaus nicht günstig über Morkow aus und tadelt dessen starrsinniges Benehmen gegen Bonaparte und Talleyrand mit bittern Worten.[2]) Wir wollen diese Beschuldigungen nicht wiederholen; als Stimme eines Zeitgenossen mögen dieselben allerdings etwas leidenschaftlich sein. Das Verfahren des Grafen Morkow, welches selbst bisjetzt noch nicht ganz aufgeklärt ist, konnte von seinen Feinden, an denen er durchaus keinen Mangel hatte, in Petersburg nur zu leicht in einem schlechten Lichte dargestellt worden sein.

---

1) In Paris verblieb Morkow von der Mitte des Jahres 1801 bis zum October 1803. Es befanden sich damals bei dem französischen Consul folgende Gesandten: der englische, Merey; der spanische, Graf Asora; der preußische, Marquis Lucchesini; der neapolitanische, Marquis Gallo; der österreichische, Graf Cobenzl, ein alter petersburger Bekannter Morkow's; von den Vereinigten amerikanischen Staaten, Livingstone; sowie der päpstliche Cardinal Caprara. Wir entlehnten diese Namen aus dem neuen Werke Villemain's: Souvenirs contemporains d'histoire et de littérature (S. 70), woselbst es in Betreff des Grafen Morkow heißt: „L'ambassadeur de Russie, le comte Morkow, couvert de diamants comme pour marquer par la magnificence de sa parure les bons sentimens de sa cour."

2) Graf Morkow hatte mit Talleyrand heftige Debatten wegen des obengenannten Christin, welchen er mit sich nach Paris genommen und den der Erste Consul als einen eifrigen Anhänger der Bourbonen verfolgte. Gesandtschaftssecretär Morkow's war Baikow.

In jedem Falle aber ist gewiß, daß Morkow in Paris als selbständiger Vertheidiger der russischen Interessen auftrat. Als Zeitgenosse der Regierung Katharina's erkannte er die Bedeutung des Reichs, dessen Repräsentant er war. Eingedenk des Ruhms, welchen die russischen Waffen erst vor kurzem auf den Gefilden Italiens und in den Alpen errungen, benahm er sich gegen den Ersten Consul, welcher bereits damals die Hand nach der Kaiserkrone ausstreckte, stolz und hartnäckig. Dem alten Diplomaten mochten die neuen Manieren der Napoleonischen Regierung nicht behagen. Er fühlte sich durch das unceremonielle militärische Wesen des Mannes tief verletzt, welcher aus dem einfachen Bürgerstande hervorgegangen, das Schicksal Europas in seine Hände genommen hatte. Es mußte sich zwischen beiden nothwendig eine persönliche Feindschaft bilden.

Ueber das damalige Leben und die Thätigkeit Morkow's in Paris können wir den ausführlichen Nachrichten, welche man bei Bignon und Schlosser findet, nichts Neues von Belang hinzufügen.

In der von Bantysch-Kamenski verfaßten kurzen Biographie Morkow's sind mit den Worten von Zeitgenossen folgende Erzählungen über das Benehmen Morkow's gegen Bonaparte aufgenommen: Der Erste Consul trat einmal in das Empfangszimmer ein und begann mit den Gesandten zu sprechen, ohne Morkow seiner Aufmerksamkeit zu würdigen; Morkow wendete dem Ersten Consul sogleich den Rücken und verließ den Palast. Wenn Bonaparte einen Ball gab und Morkow nicht einlud, so verfuhr letzterer am folgenden Tage in gleicher Weise gegen ihn. Einst lenkte Morkow nach einem Diner die Unterhaltung mit Napoleon absichtlich auf die Gartenkunst, zeigte sich äußerst liebenswürdig, lobte die Anlagen und den Luxus der Hofgärten und erweckte in ihm die Lust, sich in der frischen Luft zu ergehen; kaum waren jedoch beide die

Treppe hinabgestiegen, als Morkow ein Zeichen zum Vorfahren seiner Equipage gab, einstieg und davonfuhr, sodaß es allen übrigen Gästen vorkam, als habe Napoleon ihn bis an den Wagen begleitet. „C'est tout le jacobinisme renfermé dans un seul homme et armé de tous les instruments révolutionnaires" — waren die Aeußerungen Morkow's über Bonaparte.

Den äußern Vorwand zu einem offenen Bruche gaben einige Broschüren sowie die Arretirung Christin's, welcher der russischen Gesandtschaft zugetheilt war. Der Erste Consul schöpfte Verdacht, daß Christin, als alter Royalist seit lange schon in Beziehungen zu dem Herzog von Artois, Verschwörungen zu Gunsten der Rückkehr der Bourbonen nach Frankreich anzettele. Auf seinen Befehl wurde Christin in der Schweiz festgenommen, nach Paris transportirt und in den Temple zur Haft gebracht. Napoleon ging (am 21. September 1803) bei einer feierlichen Audienz, in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung, ungestüm auf Morkow zu und schrie mit lauter Stimme: „Es kommt mir außerordentlich sonderbar vor, daß der russische Gesandte einen Schweizer, welcher Verschwörungen anzettelt, in seinen Diensten behält." Nachdem er noch einen ganzen Strom beißender Reden ausgestoßen, sagte er: „Es ist noch nicht so weit mit uns gekommen (tellement à la quenouille), daß wir ein ähnliches Benehmen dulden; ich werde in Zukunft einen jeden verhaften lassen, welcher gegen das Interesse Frankreichs handelt." Nach dieser Scene brach Morkow alle Beziehungen zu dem Cabinet der Tuilerien ab. Bereits im Juli 1803 hatte Napoleon mit Umgehung der russischen Gesandtschaft ein eigenhändiges Schreiben mit Klagen über Morkow an den Kaiser Alexander gerichtet. Allgemein erwartete man schlimme Folgen für Morkow. In der That wurde er auch von Paris zurückberufen; zum Abschiede lud er jedoch seine pariser Bekannten zu sich

ein und setzte sie alle in nicht geringes Erstaunen, als er sich ihnen mit dem Andreasbande zeigte, welches ihm der Kaiser zugleich mit dem Befehl, nach Petersburg zurückzukehren, übersendet hatte (16. October 1803).[1] Ein offenbares Zeichen, daß man mit seinem Benehmen zufrieden gewesen. Morkow übergab die Geschäfte dem Gesandtschaftsrath J. P. Oubry, ging nach Wien und von da nach Petersburg zurück.

Hier möchte es am Orte sein, die von dem Autor seines Nekrologs gebrauchten Worte zu wiederholen: „Graf Morkow erkannte auf den ersten Blick die Gefährlichkeit des Ehrgeizes Napoleon's, war sein entschiedenster Feind und wies seine Ausfälle jedesmal durch ebenso beißende wie energische Entgegnungen zurück." — Die Ereignisse rechtfertigten seine Grundsätze sowie das bestimmte Beharren bei denselben wenigstens in der Folge. Das Jahr 1812, der Sturz Napoleon's und der vorzügliche Antheil, welchen Rußland an dem Umschwung des Schicksals Europas nahm, entsprachen vollkommen der Richtung, welche Morkow der russischen und europäischen Politik zu geben suchte.

Mit der Abberufung aus Frankreich war der active Dienst Morkow's zu Ende. Im Jahre 1804, im siebenundfunfzigsten Lebensjahre, nahm er seinen Abschied. Man gab ihm noch den letzten vollen Jahresgehalt und eine Pension von 12000 Rubeln. Dieses Geld sowie das in seinen frühern Dienstverhältnissen erworbene Vermögen erlaubten ihm, ein ruhiges und vollkommen unabhängiges Leben zu führen. Er lebte theils auf seinen Dörfern, theils in Moskau, wo er ein reiches Haus besaß. Oefter noch theilte er der Regierung seine Ansichten über die damaligen Zeitereignisse mit. So reichte er im Jahre 1808 ein Memoire ein, worin er den Vorschlag machte, den Aufstand der Spanier und die Unglücksfälle der Franzosen auf

---

1) Er erhielt für die Reise 12000 Rubel.

der Pyrenäischen Halbinsel zu benutzen und die Netze zu zerreißen, in welchen Napoleon seine Verbündeten nach dem Tilsiter Frieden verstrickt hielt. Im Jahre 1820 wurde Morkow zum Mitglied des kaiserlichen Raths ernannt und siedelte von neuem und zwar für beständig nach Petersburg über, nahm jedoch fast gar keinen Theil mehr an den Geschäften, widmete den größten Theil seiner Zeit den Karten und ergötzte seine Bekannten durch seine heitere Laune.[1]) Seine sarkastischen Bemerkungen und Calembourgs waren stadtbekannt. Die Last der Jahre drückte ihn jedoch nieder und schwächte nicht nur seine physischen, sondern auch seine geistigen Kräfte. Einer seiner Zeitgenossen schildert uns sein letztes Zusammentreffen mit ihm im Paradedienste bei der Leiche des Kaisers Alexander Pawlowitsch im Jahre 1826: alles, was ihn umgab, war ihm fremd, und er nahm nicht den geringsten Antheil an den damaligen Gesprächen und Neuigkeiten; er kam zum Nachtdienst mit einem Roman von Walter Scott in der Tasche. Am 29. Januar 1827, im einundachtzigsten Jahre seines Alters, starb er, nachdem er noch vorher die heiligen

---

1) Man erzählt, daß Morkow sich einmal bei der Kaiserin Maria Feodorowna mit einem alten deutschen General befand. Die Kaiserin fragte die beiden, womit sie denn die Zeit vom Morgen bis zum Abend zubrächten. Der General erwiderte, daß er morgens um 6 Uhr aufstehe, um 7 Uhr frühstücke, um halb 9 Uhr Briefe schreibe, eine Stunde spazieren gehe u. s. w. „Und Sie, Arkady Iwanowitsch", wendete sich die Kaiserin an Morkow, „Sie stehen gewiß erst am Nachmittag auf; ich höre immer das Gerassel Ihres Wagens, wenn Sie vom Kartenspiel nach Hause kehren." „Madame", antwortete Morkow, „j'aime mieux faire rien, que de faire des riens." — Irgendein Senator spielte mit Morkow Karten. Die Partie dauerte sehr lange und Morkow verspielte. Während er Geld aus der Brieftasche nahm, sagte der Senator: „Ach! das hat Mühe gekostet; ich bin zu Tode matt." Bei diesen Worten reichte ihm Morkow das Geld hin und sagte: „Nehmen Sie, mein Herr, es ist für das Begräbniß."

Sterbesakramente empfangen.[1]) Seine Leiche wurde in dem alten Kirchhofe des Newski-Klosters beerdigt.

Morkow war von mittlerm Wuchse; feurige und durchdringende Augen und ein spöttisches Lächeln belebten sein unschönes und mit Pockennarben bedecktes Gesicht. Als Devise hatte er sich den lateinischen Spruch gewählt: „Stabo quocumque ferar" („Ich erhalte mich, wo ich stehe").

Morkow war nicht verheirathet.[2]) Auf sein Ansuchen erfolgte jedoch am 29. April 1801 ein allerhöchster Ukas, welcher alle Rechte auf sein Vermögen und seine Titel auf seine Pflegetochter Barbara Arkadiewna übertrug. Deren einziger Sohn aus der Ehe mit dem Fürsten Sergej Jakowlowitsch Galizin, Fürst Arkady Sergejewitsch, diente im Kaukasus, in der diplomatischen Kanzlei unter Fürst Woronzow und starb im Jahre 1847.

---

1) Bantysch-Kamenski erzählt, daß Morkow noch kurz vor seinem Tode nach Karten verlangt und sich aufgerichtet habe, um mit seinen Freunden zu spielen, worauf die Karten seinen erstarrten Händen entfielen. Doch wird diese Anekdote von Leuten, welche mit Morkow persönlich bekannt waren, nicht bestätigt.

2) Er selbst erzählt, daß Katharina ihn mit einer ihrer Lieblingshofdamen, Anna Stepanowna Protassow, verheirathen wollte, welche jedoch nichts weniger als schön war. Morkow gab sich das Ansehen, als ob er von der Absicht der Kaiserin nichts wisse. Nach wiederholten Anspielungen fragte ihn die Kaiserin endlich direct, warum er Fräulein Protassow nicht heirathe. „Niemand verehrt Anna Stepanowna mehr als ich", erwiderte Morkow; „allein Ew. Majestät werden zugestehen, daß sie häßlich ist, daß auch ich häßlich bin, und daß wir beide nur das Menschengeschlecht verunstalten würden."

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bodenstedt, Friedrich, 1819-1892

Russische Fragmente Beiträge zur Kenntniß des Staats- und Volkslebens in seiner historischen Entwickelung

Bd.: Zweiter Band

Leipzig 1862